NIKU-DAN

Menschenopfer

Tagebuch eines

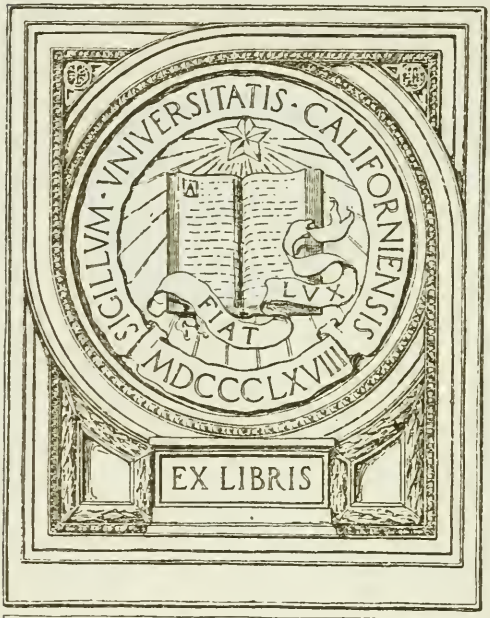
japanischen Offiziers

von

= Sakurai =

J. Bielefelds Verlag
Freiburg (Baden)

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



ROLF HOFFMANN

Hauptmann Sakurai

NIKU-DAN

Menschenopfer

Tagebuch eines japanischen Offiziers während der Belagerung und Erstürmung von Port Arthur

Von

Tadayoshi Sakurai

Hauptmann in der japanischen Armee

Übersetzt von

A. Schinzinger

Major a. D.

Mit 3 Bildern, sowie einer Kartenskizze von Walther Schmidt, Hauptmann im 5. Bad. Infanterie-Regiment Nr. 113

Zweite Auflage

Freiburg (Baden) 1913
J. Bielefelds Verlag

Copyright 1913
by J. Bielefelds Verlag, Freiburg (Baden)

Hof- und Universitäts-Buchdruckerei
C. A. Wagner, Freiburg im Breisgau.

DS
517.3
S15nG

Wehmut!

Um Schlag für Schlag zu erteilen
Im Feld- und Festungskrieg,
Gen eines großen Herrschers Heer
Zog ein mächtiger Feind zum Sieg.
Nur wenige sind's, die Viktoria jubeln,
Denn Berg und Schlachtengefild
Von Sterbenden sind und Verwundeten
Mit rasenden Schmerzen erfüllt.
„Es ergreift mich endloses Weh!"

Wie soll ich mein Schicksal ertragen,
Wenn Väter, in Sorgen alt,
Nach ihren Söhnen mich fragen,
Die todesbleich und kalt?
Nur wenige sind's, die Viktoria jubeln
Auf Berg und Schlachtengefild,
Denn ach! die vielen Toten,
Der bergeshohe Schmerz,
Die haben erst eröffnet
Der Festung gepanzertes Herz!

Worte, die General Nogi, dessen zwei Söhne bei der Verteidigung Japans gefallen waren, zur Erinnerung an seine toten Soldaten nach seiner Rückkunft vom Krieg geschrieben hat.

165898

Vorwort.

Nachfolgende Übersetzung des Sakuraischen „Niku-Dan“ erschien mir als eine Pflicht einerseits meinen deutschen Kameraden und Landsleuten gegenüber, um sie mit dem wahren Geist und Gefühl des japanischen Kriegers bekannt zu machen; andererseits meinen vielen japanischen Freunden gegenüber, die ich mir in der tapferen Armee des „Tenno-Heika“ gewonnen habe, als ein Akt der Dankbarkeit für unzählige Beweise kameradschaftlicher Zuneigung, genossen während eines zwölfjährigen Aufenthaltes im schönen Lande der aufgehenden Sonne.

Mein lieber Freund Sakurai, der seine Erlebnisse hier schildert, steht nicht vereinzelt da, sondern ist nur einer unter vielen, die den Heldengeist Japans, den Yamato Damashii in sich verkörpern und ihn mit der Naivität eines Kindes betätigen. Möge seinem Buche auch in unserem Vaterlande der große und wohlverdiente Erfolg zuteil werden, den es in Japan und in den Ländern englischer Zunge gefunden hat.

Zu danken habe ich in erster Reihe Seiner Exzellenz dem Marschall Nogi, dem kühnen Eroberer Port Arthurs, für die Erlaubnis, diese Übersetzung mit seinem Bildnis ehren zu dürfen.

Sodann aber Herrn Hauptmann W. Schmidt, der die letzten Kapitel selbständig übersetzt und dem Werke den hochinteressanten Kartenschmuck beigegeben hat.

So ziehe denn hinaus, mache tapfere Herzen höher schlagen und rufe überall die Erinnerung wach, die in der heutigen Zeit so not tut: „Daß es edleres gibt als materielles Leben, höheres als Rang, Stand und Reichtum, das ist die heiße, hingebende Liebe zum Vaterland!“

Freiburg i. B., im April 1911.

Major a. D. Schinzinger.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Diesem Vorwort zur ersten Auflage laß ich hier einige kurze Worte als Weggeleit für die zweite Auflage folgen.

Das große Interesse, welches die Sakuraische Schilderung mit Recht und meinen Erwartungen entsprechend hervorgerufen hat, macht zu meiner großen Freude jetzt die Herausgabe dieser zweiten Auflage nötig. Ich danke allen denen, die durch ihre Besprechung des Buches ihren Teil zu diesem Erfolg beigetragen haben. In erster Linie den Herren Graf Pfeil und Generalmajor Keim.

Gerade jetzt, wo Japan durch den Tod seines großen Kaisers Mutsuhido Tenno, der von jetzt ab den Namen Meiji Tenno führt, in tiefste Trauer versenkt wurde; gerade jetzt, wo der alte Heerführer Marschall Graf Nogi mit seiner Gattin freiwillig seinem kaiserlichen Herrn, als Zeichen und Ausdruck seiner Treue, in den Tod gefolgt ist, sind die Blicke der ganzen Welt auf das japanische Inselreich und das japanische Volk gerichtet.

Hier in diesem Buch ist des Rätsels Lösung; hier wird das Fühlen und Denken des Volkes erklärlich. Ich glaube daher weiter nichts hinzufügen zu müssen.

Auf besonderen Wunsch bemerke ich, daß die nachstehend abgedruckte Einführung des Buches beim japanischen Publikum vom Grafen Okuma, dem bekannten fortschrittlichen Politiker und früheren Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geschrieben wurde; man wird hieraus die Bedeutung erkennen, die der Veröffentlichung im Heimatlande des Verfassers beigelegt wird.

Freiburg i. B., im Oktober 1912.

Major a. D. Schinzinger.

Zur Einführung.

Neulich besuchte mich Herr Garfield, ein verabschiedeter Offizier der russischen Armee und Korrespondent des „Ruß". Er war, als der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, in Charbin. Bald nachher wurde er nach Port Arthur beordert und machte sich dorthin auf den Weg. In jener Zeit war aber die Verbindung mit der Festung durch unsere Armee bereits abgeschnitten und er war daher gezwungen, nach Wladiwostok zurückzukehren. Nach dem Bericht meines Besuchers waren ganze Waggons von der Hauptstadt aus mit Orden und Preisgeldern gefüllt abgegangen und die in demselben Zug reisenden Offiziere und Mannschaften waren in lustigster Stimmung, als ob sie bereits nach erfochtenem Sieg durch einen Triumphbogen zögen. Sie schienen überzeugt zu sein, daß die zivilisierte russische Armee die halbwilden japanischen Streitkräfte in Stücke hauen und daß die glänzenden Orden und das gleißende Gold bald ihr Eigentum sein würden. Sie hatten nicht im mindesten das Gefühl von Männern, die in das Lager eines Tigers treten oder an die Tür des Todes klopfen.

Die japanischen Streiter dagegen marschierten tapfer an die Front, vollkommen bereit, Todesschmerzen zu erleiden und das Leben zu opfern für ihren Herrscher und ihr Vaterland, mit der ruhigen Bestimmtheit des wahren alten Kriegers, der in den Krieg geht, um zu sterben und niemals lebend wieder zurückzukehren.

Der russischen Armee fehlte jeglicher Zusammenhang zwischen Vorgesetzten und Untergebenen.

Die Generäle waren hochmütig und die Soldaten des

Dienstes überdrüssig. Während die Offiziere reich waren, ließ man die Soldaten hungern. Das Verhältnis war wie zwischen Hund und Affe. Auf der andern Seite verband die japanische Armee die strengste Disziplin mit enger Freundschaft der Kameraden untereinander, als ob sie alle Eltern und Söhne oder Brüder wären. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet war der Erfolg oder Mißerfolg der beiden Armeen schon im voraus sicher, noch ehe die erste Schlacht geschlagen wurde.

Dies die Betrachtungen des Herrn Garfield; er scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben.

In der Armee unseres Landes herrscht neben einer sehr strammen Disziplin ein harmonisches Verhältnis zwischen höheren und niederen Graden. Die Soldaten wetteifern untereinander, sich auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, der Geist der Selbstaufopferung ist in einem hohen Grade lebendig. Dies ist der wahre Charakter des Volkes von Yamato; und in der Belagerung von Port Arthur entfaltete sich dieser hohe Nationalgeist besonders kräftig.

Materiell berechnet war der Verlust und der Schaden, den unsere Belagerungsarmee erlitten, furchtbar. Wenn wir aber auch die moralische Seite dieses großen Kampfes in Betracht ziehen, so war auch unser Gewinn ein enormer. Er hat der Geschichte unserer Rasse eine große glorreiche Tat hinzugefügt. Selbst der niederste Soldat focht auf dem Schlachtfelde mit nie wankendem Mut und ging dem Tod entgegen, als ob er in die Heimat ginge, und der Tapferste war auch zugleich der Weichherzigste.

Oft müssen die Krieger, vom Gefühl überwunden, im Kugelregen heimliche Tränen vergossen haben. Sie achteten und befolgten ihre Pflichten in jeglichem Dienst und brachten Seiner kaiserlichen Majestät ein „Banzai“ im Augenblicke des Sterbens.

Die Entfaltung des wahren japanischen Samuraigeistes ist grundverschieden vom Betragen eines Kriegers, der nur

mit der Aussicht auf Ehrenzeichen und Geldbelohnung in die Gefechtslinie geht.

Leutnant Sakurai ist der jüngere Bruder meines Freundes, Herrn Hikoichiro Sakurai. Er nahm persönlichen Anteil an der Tragödie von Port Arthur und ist ein tapferer Soldat mit nicht geringer Schriftstellerbegabung.

Ich habe mit Interesse die Briefe gelesen, die der Leutnant schrieb, während er in der Front war und in denen er uns sowohl einen Blick in das Innere des Krieges als auch auf seine Außenseite gibt und uns die zarte Arbeit des menschlichen Herzens in solchen Augenblicken beschreibt.

Später war ich sehr betrübt, als ich hörte, daß er beim ersten allgemeinen Angriff und Sturm auf Port Arthur schwer verwundet wurde. Er hat die Ereignisse der Belagerung mit der linken Hand niedergeschrieben, die ihm das feindliche Geschoß noch gelassen hat. Er erzählt uns große Taten und gräßliche Ereignisse, er zeichnet uns die menschliche Natur als eine solche, in der Tapferkeit und Tränen verwoben sind, und entrollt uns mit seiner Feder das große lebende Bild von Port Arthur, und ich muß ihm zu seinem Erfolg gratulieren.

Um die wahre Ursache der ununterbrochenen Erfolge der Kaiserlichen Armee klarzumachen, um dem Volk die Treue und Tapferkeit von so manchem namenlosen Soldaten bekannt zu geben und um so die Geister zahlloser Patrioten zu beruhigen, deren Gebeine in der Wildnis der Halbinsel Liaotung bleichen, ist man auf die Arbeit solcher Männer angewiesen, wie Leutnant Sakurai, die vor Port Arthur gefochten und ihre Erlebnisse beschrieben haben.

Er hat seinen Weg auf dem hochinteressanten Gebiet der Kriegsliteratur mit beachtenswertem Erfolg beschritten.

April 1907.

Shigenobu Okuma.

Erstes Kapitel.

Ein Blutklumpen.

Der Russisch-Japanische Krieg! Dieser furchtbare Streit ist nun glücklich beendet, und Hunderttausende tapferer und kaisertreuer Offiziere und Soldaten sind vom Schlachtfelde zurückgekehrt, das Haupt mit Lorbeeren geschmückt und bewillkommnet von der dankbaren Nation. Welch siegesbewußtes Aussehen! Wie glücklich sie blicken! Aber ihre Herzen sind nicht nur von Freude und Vergnügen erfüllt. Hinter ihrem Lächeln liegt tiefer Kummer versteckt und die oft zurückgedrängten Tränen für die vielen, vielen Kameraden, deren Gebeine für Kaiser und Vaterland in der einsamen mandschurischen Erde modern, und die sich nicht am Siegeseinzug in die Heimat beteiligen können.

Gegen Ende des Chinesisch-Japanischen Krieges besuchte eine nach Hause beorderte Abteilung die Gräber ihrer gefallenen Kameraden, um von ihnen Abschied zu nehmen. Ein gemeiner Soldat trat aus der Reihe hervor, legte die Hand auf den Grabstein seines besonderen Freundes und sagte weinend: „Teurer Kato! Ich gehe jetzt zurück nach Japan. Wir haben zusammen Wind und Regen getrotzt und im Kugelhagel gefochten; du bist statt meiner gefallen und ich gehe gesund nach Hause zurück. Es ist mir, als ob ich ein Unrecht begehe. Ich bin sehr, sehr traurig, dich hier allein zu lassen . . . aber sei glücklich, lieber Kato, die Liaotung-Halbinsel gehört jetzt uns! Deine Gebeine sind in japanischer Erde begraben! Sei zufrieden, hörst du mich, Kato? . . . Ich muß jetzt gehen . . .“ Er sprach wie zu einem lebenden Freund. Jedes Wort kam ihm von Herzen und

er versuchte, den abgeschiedenen Geist seines patriotischen Kameraden zu beruhigen. Sein liebendes Herz war voll von dem Bewußtsein ewiger Trennung der Lebenden von den Toten. Er war eine Zeitlang still und weinte, dann trocknete er Augen und Wangen, opferte Wasser aus seiner Feldflasche auf das Grab und trat ruhig wieder auf seinen Platz. Wer konnte sich der Tränen der Sympathie erwehren für diesen einfachen Soldaten? Siegreiche Rückkehr ist fraglos eine Freude, die größte Freude, die man je erleben kann, aber wie könnten wir am Vorabend der Rückkehr zu den Verwandten und Freunden den Schmerz des Abschieds vom einsamen Grab unserer Waffengefährten ertragen, mit denen das Freundschaftsband uns fester verknüpft als das eines Blutsbruders durch das gemeinsame bittere Miterleben in Pulverdampf und Kugelregen, bei Nacht und Tag?

Wie viele von den Offizieren und Mannschaften, die ähnlich trauerten, wie diese Soldaten vor zehn Jahren, müssen jetzt dasselbe in dem gleichen Teil Chinas nochmals durchmachen! Diejenigen, die das Mißgeschick hatten, wie ich selbst, auf dem Schlachtfelde verwundet und vor Ende des Krieges zurückgeschickt zu werden, sind jetzt überwältigt von einem Gemisch von Freude und Trauer, indem sie einerseits die lebend zurückkommenden Kameraden bei ihrem Siegeszug bewillkommnen und andererseits an die weniger glücklichen Freunde denken müssen. Die Armee, die vor zehn Jahren von der Liaotung-Halbinsel nach Hause segelte, erfuhr unterwegs, daß ihr die Halbinsel wieder entrissen wurde. Armer Kato! der mit einem Lächeln für sein Vaterland starb, starb er vergeblich? und ist sein Ruhm ein leerer Schall? Die Wut und die Enttäuschung seines Trösters kann man sich leicht vorstellen, denn zuguterletzt war die Leiche des treuen Kato doch nicht in japanischer Erde begraben. Zehn Jahre hatten wir gewartet und uns für die Gelegenheit vorbereitet, dies Unrecht zu rächen. Als die unbesiegbare Kaiserliche Armee zuerst auf demselben

Kriegsschauplatz landete wie vor zehn Jahren, wie lebhaft muß sie von den Geistern der toten Freunde begrüßt worden sein, die keine Ruhe finden konnten an einem Ort, der anfänglich japanisch und dann doch wieder ein fremder war. Als ich zuerst auf einer gewissen Stelle der Halbinsel landete und meine ersten Fußtapfen in die Erde drückte, schrie ich laut auf vor plötzlicher Freude: „Dies ist also japanischer Boden! Ein Blutklumpen unserer tapferen Waffengefährten!“ Ich habe mich während meiner Anwesenheit in der Front fortwährend bemüht, Spuren der im vorigen Krieg dort Begrabenen zu finden, konnte aber nichts, nicht einmal ein verfaultes Stück Holz als Anzeichen finden. Aber ich war überzeugt, daß ihre Geister stets um uns und mit uns waren und uns in den Schlachten begleiteten und anspornten, unser Bestes zu tun für Kaiser und Reich.

„Hier nebenan ist die Asche eurer älteren Brüder begraben! Über euch müssen eurer Kameraden Geister trauern, weil sie keinen Platz für ihre ewige Ruhe finden. Menschen sterben, aber ihre Seele bleibt. Eure Kameraden im Jenseits kämpfen mit euch in diesem großen Streit.“ Das waren die Worte, mit denen ich die Leute unter meinem Befehl anfeuerte.

Infolge der überreichen Gnade des Himmels und der berühmten Tugenden Seiner Majestät des Kaisers schlugen unsere Armeen den mächtigen Feind zu Land und zur See.

Unsere Waffen wurden mit Ruhm ohnegleichen, unser Land mit ehrfurchtgebietender Würde und einem die ganze Welt überstrahlenden Siegesglanz gekrönt, und die uns einst entrissene Halbinsel ist abermals unter unserem Schutz; die vernachlässigten Gräber derer, die in dem fruchtlosen Kampf vor zehn Jahren gefallen sind, werden wieder sorgfältig gepflegt. Für diesen Zweck wurde diesmal die zehnfache Menge Blut vergossen, die zehnfache Anzahl von Leben geopfert.

Aber unsere Mannschaften und Offiziere hätten in ihrem starken Gerechtigkeitsgefühl, in ihrer Tapferkeit vor

dem starken Feind nie Halt gemacht, bevor der endgültige Sieg errungen. Dieser unbezähmbare Geist und ihre Energie verschafften ihnen den glänzenden Sieg und den gegenwärtigen freudigen Triumph. Die Erzählung, wie über eine Million Männer ihre Heimat und ihr Vaterland verlassen, welches Maß von Ungemach und Entbehrung sie während 18 Monaten in den Gebirgen Liaotungs, auf den Feldern der Mandschurei und auf den Wellen des Gelben und Japanischen Meeres zu ertragen hatten, wird der Nachwelt für ewig durch die Geschichte unseres Landes erhalten bleiben.

Die Darstellung des großen Russisch-Japanischen Krieges wird durch berufene Geschichtschreiber gegeben werden. Ich, als ein einfacher und unbedeutender Streiter, der an der Schlacht teilnahm, die man die heißeste und die häßlichste nennen kann, die in den Annalen der Kriegsgeschichte und Strategie aller Zeiten und aller Völker verzeichnet steht, ich nehme mir nur vor, mit meiner, der Feder ungeübten Hand einfache Erinnerungen und unsere persönlichen Erlebnisse bei der Belagerung von Port Arthur niederzuschreiben, damit diejenigen, die nie in einer ähnlichen Lage waren, sich eine möglichst genaue Anschauung bilden können.

Zweites Kapitel.

Mobilmachung.

Im zweiten Monat des 37. Jahres Meiji wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Rußland abgebrochen und die beiden Nationen begannen die Feindseligkeiten.

Gleich anfangs teilte unsere Flotte den russischen Kriegsschiffen in Chemulpo und Port Arthur heftige Schläge aus. Seine kaiserliche Majestät erließ die Kriegserklärung. Den verschiedenen Divisionen der Armee wurde der Mobilmachungsbefehl zugesandt. Allen japanischen Soldaten gab

es einen Ruck durch den Körper, und wir fühlten unser Blut aufkochen; wir dürsteten danach, die lang zurückgehaltene Energie losbrechen zu lassen.

Mobilmachung! Wie dieses Wort unsere Herzen erfreute! Wie ungeduldig wir erwarteten, zur Front geschickt zu werden! Welche Division hat heute mobil gemacht? Welche wird morgen an die Reihe kommen? Wie lange werden wir noch zu warten haben? Ach, möchte der Befehl doch sofort kommen! Wären wir doch unverzüglich auf dem Schlachtfelde! Nicht daß wir wünschten, in den ersten Schlachten uns auszuzeichnen und Ehren zu gewinnen, sondern weil wir den Gedanken haßten, erst auf der Bildfläche zu erscheinen, wenn andere Divisionen bereits die Bürde des ersten Kampfes ertragen hatten. Aber was konnten wir tun ohne den kaiserlichen Befehl? Wir waren Soldaten, stets bereit, auf das Kommandowort unseres erhabenen Herrschers uns in Wasser und Feuer zu stürzen. Wir hatten auf das einzige Wort zu warten: „Vorwärts!“ Begierig lauerten wir auf dieses Wort, auf diesen Mobilmachungsbefehl, wie unter Trockenheit leidende Bauern auf einen Zipfel Regenwolke am Himmel. Wir opferten „Mobilmachungsgebete“, wie sie „Regengebete“ opfern. Endlich, Mitte April, dem Monat der Kirschblüte, des Sinnbilds des japanischen Kriegergeistes, erhielt unsere Division den so heiß ersehnten Befehl. —

In die Front befohlen! Unserer Division war eine Zeit goldener, unbegrenzter Tätigkeit beschieden. Ich war damals der Fahnenträger des Regiments[1]. Ich sagte zu unserem Kommandeur, als ich die freudige Neuigkeit erfuhr: „Herzliche Glückwünsche! Wir haben soeben den Mobilmachungsbefehl erhalten.“ Worauf Oberst Aoki unbeschreiblich glücklich lächelte, als ob er den Befehl willkommen heiße, und ausrief:

---

[1] In der japanischen Armee werden die Fahnen und Standarten von Offizieren getragen.

„Er ist endlich gekommen!“ — Es war dies der glücklichste Tag, den wir je erlebt hatten, und ich konnte mir nicht helfen vor Freude; halb wahnsinnig rannte ich zu den Offizieren aller Kompagnien, um ihnen die Nachricht mitzuteilen. Eine geheimnisvolle Art von geistiger Elektrizität schien die ganze Garnison zu durchdringen, die aus der Blüte unseres Götterlandes zusammengesetzt war.

Jeder einzelne, Mann und Offizier, schien bereit, Rußland eigenhändig niederzukämpfen. Unsere Seelen waren bereits auf dem Kriegsschauplatz von Liaotung, während unsere Körper noch in unserem Lande weilten.

Die Mannschaften der ersten und zweiten Reserve waren nicht weniger eifrig, sich rasch um ihre Fahnen zu scharen. Einige von ihnen waren so arm, daß ihre Frauen und Kinder wahrscheinlich Hungers sterben mußten; andere kamen vom Krankenlager alter, sterbender Eltern; alle mußten Sorge und Angst fühlen, sich von den Ihrigen zu trennen. Welch ein Vorrecht der Männer, dachten sie alle, das Leben für die Sache der Nation opfern zu dürfen! Als wir sie Tag für Tag herbeischwärmen sahen, schlugen unsere Herzen vor verdoppelter Freude und Stärke! —

Hier muß ich eine traurige Geschichte aus jener Zeit berichten. Nakamura, ein Soldat der ersten Reserve, hatte ein krankes Weib und ein dreijähriges Kind. Sie waren sehr arm, und die Familie mußte ohne den Mann verhungern. Aber dennoch hatten die Familiensorgen in ihrem Herzen keinen Platz bei der Gefahr, die das Land bedrohte. Am Vorabend der Abreise ihres Mannes raffte die arme schwache Frau alle ihre Kräfte zusammen, ging in den benachbarten Ort und kaufte zwei Go Reis und für einen Sen Brennholz. Sind diese Handvoll Reis und diese paar Stückchen Holz wirklich so unbedeutend, wie sie scheinen? Nein, sicher nicht, denn diese zwei Go Reis und dieses Holz für einen Sen waren für das Abschiedsfest bestimmt, das unsere arme Frau zu Ehren der großen Bevorzugung ihres Mannes feiern

wollte. Und dies im Augenblick, wo das Weib krank, das Kind hungernd und der Mann im Begriff war, sein Leben für das Vaterland zu opfern. Am nächsten Morgen, vor Tagesanbruch, nahm Nakamura Abschied von Weib und Kind und, ohne seinen Nachbarn Lebewohl zu sagen, eilte er tapfer auf seinen Posten. Dies war nur eines von Hunderttausenden solcher ergreifenden Beispiele. Das freundliche und mitfühlende Volk, das zurückblieb, machte sich sofort daran, diesen unglücklichen Familien zu Hilfe zu kommen, damit die Männer in der Front ihre ganze Energie und Aufmerksamkeit ihrer Pflichterfüllung als Soldaten widmen konnten.

Als die ersten und zweiten Reserven in der Garnison eintrafen, wurden einige wegen schwacher Gesundheit als untauglich zurückgewiesen. Wie traurig und mutlos sahen diese dann aus. „Bitte, können Sie mich nicht irgendwie gebrauchen? Man feierte mich zu sehr, als ich mein Dorf verließ; man banzaite mich nochmals und nochmals, als der Zug abfuhr. Ich kam hierher, entschlossen, nie wieder nach Hause zurückzukehren. Wie könnte ich es jetzt über mich bringen, als ein nutzloses Wesen zu meinen Nachbarn zurückzukommen? Bitte, nehmen Sie mich doch mit", so baten sie. Die Offiziere, die mit ihnen zu tun hatten, waren in größter Verlegenheit, wie sie diese „Untauglichen" überreden sollten, doch nach Hause zu gehen.

„Viel Glück für euch! Wir werden schon gut für eure Familien sorgen. Verlaßt euch darauf!"

„Schon gut, schon gut! Ich werde euch ein oder zwei Dutzend Russenköpfe mitbringen, wenn ich zurückkomme!"

„Mein lieber Saku, bitte, stirb an keiner Krankheit, stirb auf dem Schlachtfeld. Sorg dich nicht um deinen Bruder."

„Ich bin entschlossen, mit diesem Paar Füße nie mehr wieder japanischen Boden zu betreten. Seid glücklich wie ich, wenn ihr hört, daß ich in der Schlacht gefallen bin."

„Euch allen Dank für den freundlichen Abschied. Ich werde mich bemühen, eure Liebe dadurch zu erwidern, daß ich mich im Kriege auszeichne.“

Solche und ähnliche Worte hörte man überall an den Kasernentoren. Die Leute, brennend vor Begier zu kämpfen, die Zurückgebliebenen, ihre Familien zu unterstützen. War dies nicht das Geheimnis unseres glänzenden Sieges?

Wir arbeiteten Tag und Nacht, bis die Mobilmachung vollendet war. Die einen wurden den Regimentern zugeteilt, die ins Gefecht zogen, andere wurden auf die Warteliste gesetzt, und bald waren wir bereit, um jeden Augenblick aufzubrechen. Diejenigen, die vorerst zu Hause bleiben mußten, um spätere Lücken auszufüllen, waren sehr enttäuscht und bestürmten die Offiziere, sie auch sofort in die Front mitzunehmen. Ihre Kameraden hatten diese armen Enttäuschten zu trösten und aufzurichten, indem sie ihnen vorhielten, daß dieser Krieg mit Rußland wahrscheinlich länger als ein halbes Jahr dauern werde, und daß sie sicher bald an die Reihe kommen würden; daß es durchaus keine Schande sei, in der Reserve zu bleiben, daß sie im Gegenteil die Ehre haben würden, dem Feind den entscheidenden Todesstoß zu versetzen.

Als unser Regiment zum Aufbruch bereit war, ereignete sich eine traurige Geschichte.

Togo Miyatake war einer derjenigen, die zu warten hatten; er war in einem buddhistischen Tempel namens Kawnonji untergebracht. Er war körperlich und geistig in bester Gesundheit. Als er seine Heimat verließ, versprach er seinen Brüdern und Freunden, einer der ersten zu sein, der die Schlachten gewinnen half, und nun, statt zu sterben, hatte er tatenlos zu warten. Er wußte nicht, wann er in die Front geschickt würde. Er glaubte, diese Schande nicht ertragen zu können. Er hielt es für besser, sich zu töten, damit sein Geist, befreit von den Fesseln des Körpers, mit

Marschall Nogi

seinen lebenden Kameraden gemeinsam an das große Werk gehen könne. In dieser Lage beschloß der arme Togo in seinem beschränkten, aber doch so starken patriotischen Gefühl, Selbstmord zu begehen, als einziges Mittel, mit Ehren aus derselben herauszukommen. Spät in der Nacht, als alle seine Freunde schliefen, schrieb er folgende Abschiedszeilen:

„Ich bin so unglücklich, nicht mit den andern in die Front gehen zu dürfen, daß ich es nicht mehr ertragen kann. Trotz aller meiner Bitten wollte mich niemand mitnehmen. Ich will darum meine Treue und Vaterlandsliebe durch den Tod beweisen."

So vorbereitet, zog er einen Dolch aus der weißen Holzscheide und durchschnitt sich den Unterleib, indem er unter einem Tränenschauer ein Banzai für seinen Kaiser flüsterte.

Dies ereignete sich am 12. Mai in einer einsamen Ecke eines alten zerfallenen Tempels, während der von der Dachtraufe tropfende Regen die traurige Szene noch trostloser machte. Aber der gute Himmel schien Mitgefühl mit dem treuen Soldaten zu haben. Seine Freunde wachten auf und kamen ihm zu Hilfe. Er wurde ins Hospital gebracht. Seine Wunde heilte zeitig genug, um ihn so zu entlassen, daß er später in die Front gesandt werden konnte.

Die kalte Vernunft mag diesen Mann einen Narren nennen, aber sein Herz war rein und treu. Diese Begebenheit beweist die kindliche Einfalt der Ergebenheit, die in der ganzen Armee herrschte. Rußland brüstete sich mit seinem großen Landbesitz und seinem angesehenen Heer, aber sein Volk glaubte nicht an die Tugend des Zaren. Es wurde unterdrückt und mit Füßen getreten von seinen Offizieren und Beamten. Sie beeilten sich daher keineswegs, die Regierung in diesem Krieg zu unterstützen. Die Kosaken mußten die unwilligen Soldaten mit Bajonettspitzen in die Mandschurei treiben. Gewiß, die russischen Kämpfer waren tapfer und stark, aber sie entbehrten der Moral, des ersten

Erfordernisses für einen erfolgreichen Krieg. Wir dagegen besaßen eine unüberwindliche Eigenschaft, genannt „Yamatodamashii“ (die Seele Japans), ausgebildet durch die strengen Gesetze militärischer Übung. —

All die mannigfachen Einzelheiten der Mobilmachungsgeschäfte wurden mit mechanischer Genauigkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, genau, wie es vorher geplant war. Alles war nun bereit, und wir warteten ungeduldig auf den Tag der Abreise.

Was für eine aufregend glückliche Zeit verlebten wir während dieses Wartens und Beobachtens. Wir streichelten unsere Waffen, die es nach Kampf gelüstete, schärften die Schwerter und malten uns in der Phantasie aus, was wir für Heldentaten zu vollführen gedachten. Mancher Krieger hat wohl gleich mir sein glitzerndes Schwert geschwungen und bedeutsam zum mitternächtlichen Mond hinauf gelächelt in der Stille der Garnisonsnacht.

Als alle Vorbereitungen beendet waren, setzte unser Oberst eine Generalbesichtigung an. Der ganze große Exerzierplatz war von einem Ende zum andern gefüllt mit Tausenden von Soldaten und Offizieren, jeder mit seiner ganzen Ausrüstung an Waffen, Nahrungsmitteln, Uniformen usw.

Bald mußten die Leute sich Schulter an Schulter dem Hagel der Geschosse, dem verpestenden Regen, dem giftigen Nebel aussetzen, gemeinsam essend und schlafend als Kameraden und Brüder in Schrecken und Entbehrungen. Unter dem aufregenden Klang der Trompeten wurde unsere ruhmreiche Regimentsfahne in die Mitte gebracht und eine überwältigende Bewillkommnungszeremonie wurde der Fahne durch unsern Oberst Aoki bereitet. Die Leben der tapferen 3000 Mann, die sich um ihn scharten, waren alle in seiner Hand. Er hat mir seither erzählt, daß er damals überwältigt war von dem Gefühl der Verantwortung, aber auch eine stolze Erleichterung fühlte, als er sah, wie eifrig und kampfbereit alle bei dieser Gelegenheit waren. Nach Be-

endigung des Appells hielt unser Kommandeur eine belehrende Ansprache in solch ergreifenden Worten, daß wir die Zähne zusammenbeißen mußten und vor Aufregung zitterten.

Nach Schluß einer ebensolchen Besichtigung unter den Waffen, die einige Tage später unser Brigadekommandeur, General Yamanaka, abhielt, wurde ein schriftlicher Befehl an uns erteilt, in dem die folgenden Worte enthalten waren: „Eure Regimentsfahne hat sich bereits im Japanisch-Chinesischen Krieg einen glorreichen Ruf erworben. Dieser Ruhm ist auf euch alle übergegangen. Ihr habt nicht nur die Verantwortung, diese Ehre rein zu erhalten, sondern seid auch verpflichtet, ihr neuen Glanz noch hinzuzufügen; ob ihr dies tun werdet oder nicht, hängt ganz von eurer Entscheidung ab."

„Erinnert euch stets, daß, wenn ihr auch nur den kleinsten Fleck auf ihren Ehrenschild kommen laßt, eine Gelegenheit, ihn wieder rein zu waschen, sich selten bietet. Zerstört auch nicht durch ein einziges Mißlingen die Ehre, welche die Fahne seit ihrer ersten Schlacht sich erhalten hat. Ich erachte es als meinen höchsten Ruhm, teilzunehmen an den Erfolgen und Mißerfolgen, zu leben und zu sterben mit euch Offizieren und Soldaten unter dieser historischen Fahne."

„Wir sind der hauptsächlichste Halt Seiner Majestät, die Wächter über die Sicherheit unseres Landes. Der einzige Weg, wie wir unsere große Verantwortlichkeit erfüllen können, ist der, daß wir stets die fünf Punkte der ‚Allerhöchsten Verordnung an die Soldaten' vor Augen haben, unsere Pflicht mit aufrichtiger Verehrung erfüllen und den im Herzen beschworenen Entschluß zur Ausführung bringen. Unser Kaiser hat an uns nun noch eine andere Verordnung erlassen, in der es heißt: ‚Wir verlassen uns auf eure Loyalität und Tapferkeit, um Siege zu erringen und den Ruhm unseres Kaiserreiches ungetrübt zu erhalten.'

„Wie sollen wir diesen gnädigen Worten Seiner Majestät entsprechen? Ich mit euch allen will meine ganze Tatkraft

daransetzen, diesen großen Kampf zu einem raschen und siegreichen Abschluß zu bringen, auf daß wir das Vertrauen unseres Volkes rechtfertigen und die Sorgen verscheuchen, die das Herz Seiner Majestät beschweren. Wenn wir auf diese Weise unserem Lande einen dauernden Frieden verschaffen, sind unsere bescheidenen Taten vollauf belohnt."

Unsere bereits ernste Stimmung wurde durch dieses unerschütterliche Vertrauen noch zehnfach gemehrt. Wie können wir diesen so schwerwiegenden Anforderungen an Pflichtgefühl und Verantwortung entsprechen?

Drittes Kapitel.

Unsere Abreise.

Etwa einen Monat nach Erhalt des Mobilmachungsbefehls kam ein weiterer glücklicher Tag, der 21. Mai, den wir nie vergessen werden, solange wir leben. Während wir auf diesen Tag warteten, hatten wir verschiedentlich von Siegen unserer Truppen in und um Chiulien-cheng gehört. Wir waren hocherfreut über diese Nachrichten, konnten uns aber gleichzeitig einer lächerlichen Furcht nicht enthalten: „Wenn sie dort so schnelle Fortschritte machten, war nicht vielleicht der Krieg beendet, ehe wir zur Front abgingen? Eine bestimmte Division sollte in einigen Tagen abmarschieren. Wann kommt an uns die Reihe? Während wir hier still lagen, konnten andere Divisionen alle Siege, die möglich waren, für sich beschlagnahmen. Es würde für uns keine Gelegenheit mehr bleiben, wenn wir uns nicht sehr beeilten." Als wir daher nun endlich den heiß ersehnten Marschbefehl erhielten, war nicht einer, der nicht im Augenblick marschbereit gewesen wäre.

An diesem lange erwarteten Tage erhielten wir den Befehl, uns morgens 6 Uhr auf dem Exerzierplatz zu sammeln.

Unsere Freude war grenzenlos. Die Zeit für die größte

Tat unseres Lebens war endlich gekommen. „Auch der tapferste Mann ist nicht ohne Tränen, aber nicht zum Abschiede werden sie vergossen", so heißt bei uns ein Sprichwort. Gewiß, wir waren bereit und willens, das Schlimmste und Beste zu erwarten, aber gerade wegen dieses Entschlusses konnten wir es nicht verhüten, an ewige Trennung zu denken, Vater von Kind, Mann von Frau, Bruder von Schwester! „Selbst ein Oni hat Tränen im Auge." Wie hätten wir ohne Tränen, wenn auch unsichtbaren, sein können, die tapfer durch ein freudiges Lächeln zurückgedrängt wurden? In der Nacht vor unserem Abmarsch nahm ich die Photographien meiner Freunde, um sie alle noch einmal zu betrachten. Dann räumte ich mein Schreibpult auf und ordnete meine Papiere, damit alles bereit lag für meine mich überlebende Familie. Hierauf legte ich mich zum Schlaf nieder, dem letzten Schlaf auf der Matte, friedlich und zufrieden. —

Um 3 Uhr morgens dröhnten drei Kanonenschüsse von der Zinne des alten Schlosses. Ich sprang aus dem Bett, wusch den Körper mit kaltem Wasser, zog die beste Uniform an, verbeugte mich gegen Osten, wo der große Herrscher residiert, las feierlich seine Kriegserklärung und teilte Seiner Majestät im Gebete mit, daß sein niederer Diener soeben nach der Front aufbrach.

Als ich vor dem Familienschrein meine letzten Gebete darbrachte — ich dachte damals bestimmt, es seien die letzten — ging ein Schauer durch meinen Körper, als ob man mir eine Mahnung erteilte des Inhalts: „Du gehörst nicht mehr dir selbst. Du sollst hinausziehen zum Heile Seiner Majestät, um deine Nation vor Unglück zu retten, bereit, das Zermalmen deiner Knochen und das Zerreißen deines Fleisches zu ertragen. Beschäme deine Vorfahren nie durch eine feige Tat."

Meine Familie und meine Verwandten sammelten sich um mich, um mir die Abschiedsschale mit Sake anzubieten

und mich zu meinem glücklichen und freudigen Abmarsch zu beglückwünschen. „Beunruhige dich nicht um deine Angelegenheiten zu Hause — erfülle nun alle deine lange getragenen Vorsätze. Dein Vater ist vollkommen auf deinen Tod vorbereitet. Füge der Ehre unseres Familiennamens eine neue Blüte hinzu, indem du dich für deines Landes Wohl auszeichnest“ — so sprach mein Vater.

„Ich bitte dich, Lieber, beunruhige dich nicht um mich. Meine Aufgabe ist die schönste, die ein Soldat haben kann. Nur bitte, nimm Rücksicht auf deine wertvolle Person“ — so sprach ich.

Solch ein Gefühlsaustausch zwischen Vater und Sohn muß in derselben Zeit in vielen Familien stattgefunden haben.

Als der Augenblick zum Aufbruch gekommen war, gürtete ich mein Schwert, das im Familienschrein aufbewahrt wurde, um, trank die Abschiedsschale, die meine Mutter für mich mit Wasser gefüllt hatte, und verließ mein Heim leichten Herzens und leichten Fußes, bereit, seine Schwelle nie mehr zu überschreiten.

Einer unserer Offiziere war eben im Begriff, in bester Stimmung zur Front aufzubrechen, als ihm in der Nacht vor dem Abschied seine Frau starb und ein kleines hilfloses Kind zurückließ. Er hatte aber keine Zeit mehr, sie in die letzte Ruhestätte zu legen. Tapfer, wenn auch mit schwer zurückgehaltenen Tränen, brach er früh morgens auf. Persönliche Sorgen müssen verschwinden vor dem nationalen Unglück, aber trotzdem bleibt eben doch die menschliche Natur als solche bestehen. Die schweren Träume dieses unglücklichen Offiziers müssen oft um die Grabstätte seines Weibes und um die Wiege des nach seiner toten Mutter rufenden Kindes gewandert sein. —

Um 6 Uhr morgens war unser Regiment aufgestellt, die Regimentsfahne wurde mit den feierlichen und majestätischen Tönen des Ashibiki bewillkommt, und wir alle blickten

erwartungsvoll auf unsern Oberst, der uns führen sollte „durch Wüstensand und barbarische Winde!“

Die tapfern Soldaten fühlten sich als die Hände und die Füße ihres Kommandeurs. Wir alle hatten Abschied genommen von den Eltern und unserem Heim; von jetzt an mußte unser Kommandeur unser Vater und die endlosen Steppen der Mandschurei unsere Heimat sein. Worte fehlen, um die Stärke der gegenseitigen Zusammengehörigkeit zu bezeichnen, die wir in diesem Augenblicke fühlten, der eine, indem er befahl, der andere, indem er gehorchte.

Der Oberst blickte die Reihen hinunter von einem Ende zum andern und las laut den letzten Befehl vor, ehe wir die Heimat verließen. Dann brachten wir auf seine Aufforderung Seiner Majestät, unserem Kriegsherrn, aus voller Kehle ein dreifaches „Banzai!“

„Ah! eine Anzahl starker Krieger ist aufgebrochen. Sie wetteifern untereinander in Waffentaten auf Befehl unseres großen Herrschers. Wohin sie auch gehen, wird sich der Himmel öffnen und die Erde zittern.“

„Erstes Bataillon, vorwärts marsch!“ Dies waren die ersten Worte, die unser Kommandant, Oberst Aoki, an seine Untergebenen bei ihrem Aufbruch zur Front richtete. Seine Stimme kräftigte uns in dem Entschluß, auf seinen Befehl tapfer vorwärts zu gehen gegen die stärkste Schanze oder in das heftigste Feuer des Feindes.

Unser schlangengleich langgezogenes Regiment setzte sich unter den herzlichsten und aufrichtigsten Banzairufen des Volkes in Bewegung, Schritt für Schritt. Das Geräusch unserer marschierenden Füße, in der Entfernung immer leiser und leiser, das Klirren unserer Gewehre und Schwerter, wie tapfer und aufregend muß das dem begeisterten Volke im Ohr geklungen haben! Die Trompeten, die von nah und fern erklangen, waren unser Abschiedsruf für unsere teuren Landsleute. Alt und jung, die Nationalflagge schwingend und in donnerähnlichem Chor Banzai schreiend, sie

mußten uns immer mehr dazu bestimmen, ihre Dankbarkeit zu verdienen. Immer wann wir in der Schlacht einen wütenden Ansturm machten, war es uns, als ob wir hinter uns dieses Banzaigeschrei hörten, das uns anfeuerte und anspornte. Unser eigenes Kriegsgeschrei kann gut ein Echo der nationalen Begeisterung genannt werden.

Morgens auf dem Schlachtfelde, mitten im ohrenzerreißenden Kanonendonner, am frostigen Abend im Biwak, immer und überall begleitete uns der aus dem Herzen der Nation herausdringende Ruf „Banzai".

Ich bescheidener, einfacher Mann wurde mit dem Auftrage beehrt, die Regimentsfahne zu tragen. Die tiefen Verbeugungen, die enthusiastischen Zurufe des am Wegrand aufgestellten Volkes spornten meinen Ehrgeiz mehr und mehr an, so daß ich zuletzt Zweifel bekam, ob ich auch fähig sein würde, meine hohe Pflicht zu erfüllen.

Auf dem Marsche entdeckte mich einer meiner früheren Lehrer von der höheren Schule und trat aus der Reihe hervor mit einer Riesenfreude auf dem Gesicht und flüsterte mir ins Ohr: „Strenge dich ordentlich an, Sakurai!"

Dieser kurze und eindringliche Ruf meines alten Lehrers begleitete mich während des ganzen Feldzuges und zwang mich stets, als sein würdiger Schüler zu erscheinen.

Wie haben die Kriegsmelodien, von Scharen kleiner Schulkinder gesungen, unsere Herzen im tiefsten Grunde berührt!

Alte Mütterchen, von der Last der Jahre gebeugt, ließen die Rosenkränze zwischen den Fingern gleiten, murmelten Gebete und sagten:

„Unser großer Buddha wird euch beschützen,
Tut auch euer Bestes für uns, liebe Soldaten."

Wie ihr Eifer uns bewegte!

In der Ferne erblickten wir unsere Transportschiffe, die Kagoshima-Maru, die Yawata-Maru und andere. Die Einschiffung der Mannschaft begann. Gehende und kommende

Sampans bedeckten die See. Die Küste entlang waren die Hügel schwarz bedeckt mit Volk aus den benachbarten Dörfern und Städten, welches Nationalflaggen schwang und aus Leibeskräften „Banzai“ schrie. Der Abschiedshändedruck, der zwischen unserem Oberst und dem Gouverneur der Provinz Ehime gewechselt wurde, erhöhte den Eindruck des Augenblickes.

Als alle an Bord waren, wir unsere Abschiedsgrüße dem Volke zugewinkt hatten, die Regimentsfahnen auf dem Deck aufgepflanzt waren, begann unsere Flotte sich zu bewegen — wohin? Nach Westen, nach Westen, schwarze Wolken dicken Rauches hinter sich lassend; es begann zu regnen, erst leicht, dann in Strömen.

Eifrige Brüder! Begeisterte Landsleute!

Erwartetet ihr, als ihr von uns Abschied nahmt, daß wir bald im Triumph zurückkehren würden, alle die Tausende, die in bester Gesundheit und hoher Stimmung abfuhren?

Viertes Kapitel.

Die Reise.

Während das Banzai der Nation noch in unsern Ohren gellte und unsere Phantasie über Berge und Flüsse zu ungeheuren Schlachten flog, wurden wir immer weiter nach Westen getragen.

Wohin gingen wir? Wo würden wir landen? All dies wußte niemand außer unserem Oberst, dem Führer der Expedition und den Kapitänen der Schiffe, die versiegelte Ordres erhalten hatten. Aber selbst diese wußten bei der Abfahrt noch nichts Bestimmtes, da sie fortlaufend von Zeit zu Zeit noch Instruktionen erhielten.

Gingen wir nach Chennan-pu oder an die Mündung des Yalu oder gegen Haicheng oder zur Belagerung von Port Arthur? Wir tauschten unsere Vermutungen und Ansichten

aus. Aber die Landung am Gefechtsplatz kümmerte uns nicht weiter, wir waren nur zu glücklich bei dem Gedanken, immer näher und näher den Augenblick heranrücken zu sehen, an dem wir unsern ganzen Mut unter den Kommandanten Seiner Majestät und angesichts unserer Regimentsfahne entfalten konnten. Im Abenddunkel des 21. fuhren wir durch die Straße von Shimonoseki. Wir erhaschten noch den letzten Anblick unseres geliebten Nippon und fühlten den harten Trennungsschmerz.

Lebewohl, mein Land Yamato,
Lebewohl, mein teures Heim!

Diese Nacht war die Japanische See ruhig und die Regenschauer des Tages hatten die Wolken zerstreut. Alles war still und Tausende von Kriegern lagen in tiefem Schlaf.

Wohin mochten wohl an diesem ersten Abend der Expedition ihre Träume eilen? Nach Westen oder nach Osten? Leichte Wellen, ruhige Bewegung, ein gelegentlicher aus tiefer Brust kommender Seufzer trugen das Ihrige zur Ruhe der Szene bei.

Am andern Morgen fanden wir den Himmel reingefegt und wolkenlos — richtiges Japan-Wetter.

Alle Schiffe eilten in diesem Moment unter „Volldampf“ auf die Mutsuré-Inseln zu, weit in der Ferne die Berge von Tsushima sichtend, als, hört nur! ein Falke sich auf das Deck unseres Schiffes niederließ. Die Leute jagten hinter ihm her vor Freude über das gute Omen. Eine Zeitlang blieb der Vogel bei uns, bald sich auf dem Maste niederlassend, bald über unserem Schiffe schwebend. Nachdem er so die Zukunft der Offiziere und Soldaten gesegnet hatte, flog er zum nächsten Schiff und tat dasselbe, um ihre Herzen aufzumuntern.

Bald begann uns die Zeit sehr lang zu werden; ein Appell an unsere „versteckten Talente“ war immer noch vom besten Erfolg begleitet.

Einige erzählten Geschichten aus ihrer Vergangenheit, andere Geister- und Spaßgeschichten; andere trugen oder sangen Liebesszenen und Lieder vor, und man verteilte sich in kleinere Gruppen je nach Geschmack und Neigung.

Ja, da und dort trat selbst einer als Ringer auf, oder es war einer so geschickt, einen professionellen Geschichtenerzähler nachzumachen, indem er den Brotbeutel als Buch ansah und mit einem Fächer in der Hand ganz die Gewohnheiten eines Geschichtenerzählers nachahmte.

Gelächter und Beifall erscholl an Bord durch die Luft, und die Gesichter der Vortragenden glänzten vor Freude. Nach und nach kam Leben in die dichte Menge und aus den Leuten, die wie Kartoffeln gedrängt gesessen hatten, entpuppte sich eine Menge Schauspieler jeder Art, um das Publikum zu ergötzen.

Im Begriff, in die Front zu gehen, um zu fechten und nie zurückzukehren, fühlten sich alle, Offiziere und Soldaten, wie eine große Familie in Freundschaft verbunden, und so überbot einer den andern, um durch Witz und Spässe zu erfreuen, und herzhaftes Gelächter ertönte von allen Seiten.

Wir ließen die Insel Tsushima hinter uns in Nebel und Dunst und steuerten unsern Kurs nördlich durch den Ozean, während wir die koreanischen Gebirge und Bergspitzen immer in Sicht hatten. Unsere Unterhaltungen wurden täglich fortgesetzt mit gelegentlichem Klavierspiel durch rauhe Kriegerhand und Singen von Kriegsgesängen auf Deck. Wenn wir vom Go-Spiel oder vom Ringen müde waren, diskutierten wir den Kriegsplan und wünschten, der Vorhang möge sich endlich heben, damit wir unsere Fähigkeiten auf der wirklichen Bühne des Schlachtfeldes zeigen könnten, nicht nur zum Erstaunen des Feindes, sondern auch, um den Beifall der ganzen Welt, die als Zuschauer diente, hervorzurufen. Ich erinnere mich sehr gut, es war am 23. Mai, als unser Hauptmann uns um unsere Unterschriften als Er-

innerung und Familienerbstück bat. Ich nahm ein Stück Papier, auf dessen Kopf ich das Schiff Kagoshima-Maru zeichnete, wie es durch die Wellen steuert, und darunter schrieb der Oberst Aoki und alle andern Offiziere ihren Namen. 37 Namen enthielt dies Stück Papier — nur wenige von diesen Männern leben noch. Welch wertvolles und trauriges Andenken ist das Stück Papier geworden! Nutzlos und als Krüppel lebe ich als ein Teil dieses Andenkens, um die zu beneiden, deren Körper wir in der Mandschurei zurückgelassen haben und deren Geister in dem Tempel von Kutan verehrt werden. Am Vormittag des 24. passierten wir nahebei die Elliotinseln und sahen plötzlich viele Rauchsäulen am Horizont erscheinen. Es war die vereinigte Flotte, die die Annäherung unserer Transportdampfer begrüßte. Welch aufmunternder Anblick, unsere Flotte auf dem Ozean zu sehen! Im Augenblick kam ein Kreuzer auf uns zu und begleitete unsern Kurs. Er mußte Befehle für uns gebracht haben. Die Landung stand bevor; bald hatten wir auf der wirklichen Bühne zu erscheinen, und doch wußten wir noch nicht, wo wir landen und in welcher Richtung wir marschieren würden. Alle zusammen hofften wir: nach Port Arthur.

Fünftes Kapitel.

Eine gefährliche Landung.

Wo würden wir landen? Dies war die Frage, die unsere Gemüter von Anfang bis Ende unserer Reise beschäftigte. Eine der geäußerten Ansichten war, daß wir in Taku-shan landen würden, um Haicheng und Liaoyang im Norden anzugreifen; daß wir direkt in den Golf von Petshili gehen und in Yingkou landen würden, war eine andere Ansicht; eine dritte war, daß wir an einem bestimmten Punkt an der Küste von Liaotung landen würden, um nach Süden zu gehen und Port Arthur anzugreifen. Indes alle Ansichten

und Meinungen, die zum voraus geäußert waren, änderten sich je nach der Richtung unserer Dampfer. Aber zuletzt sahen wir auf der Karte, daß wir südlich von den Elliotinseln fuhren, und nun war es allen klar, daß unsere Bestimmung ein Punkt war, der nach Port Arthur führte. Welche Aufregung und Freude, als wir sahen, daß die Transport- und Kriegsschiffe zusammen auf jenen Punkt lossteuerten. Nach einiger Zeit begannen wir ein dunkelgraues, langes, schmales Stück Land zu bemerken, kaum sichtbar durch den dichten Nebel: das war in der Tat die Halbinsel von Liaotung. Derselbe Platz, wo zehn Jahre früher die tapferen und treuen Söhne Yamatos ihr Leben ließen und wo ihre Gebeine lagen und das Feld der Tätigkeit, auf welchem unsere eigenen Körper zurückgelassen werden sollten. Seit dem vorhergehenden Abend war der Himmel dunkel, grauer Nebel und Wolken öffneten und schlossen sich von Zeit zu Zeit, der Wind heulte durch unsere Masten und die Wellen schlugen gegen unsern Bug wie fliegende Schneeflocken und zerteilten sich wie fallende Blumen. Hinter uns waren Wolken und uferloses Wasser. Hinter diesen Wolken lag der Himmel von Nippon. Die enthusiastischen Banzai der jubelnden Nation, das Geräusch der Rosenkränze, welche die alten Weiber durch die Hände rollen ließen, die Kriegsgesänge von unschuldigen Lippen der Schulkinder, alles das schien unser Ohr noch zu erreichen, herübergetragen durch die leisen Winde. Wir landeten in einem Golf namens Pitzuwo. Dies war nur eine kleine Bucht im Chinesischen Meer; es existierte kein guter Hafen in der Nachbarschaft, ausgenommen Talien-wan an der Ostseite der Liaotung-Halbinsel. Aber dieser gute Hafen war im Besitz des Feindes. Wir mußten alles wagen und an diesem wenig wünschenswerten Punkt landen. Es war eine strategische Notwendigkeit. See und Strömung sind in dieser Gegend gefährlich. Schon ein mäßiger Sturm würde es ungemein gefährlich gestalten, nicht nur zu landen, sondern selbst dort vor Anker zu liegen.

Außerdem ist das Wasser nicht tief, und ein einigermaßen größeres Schiff muß ein Ri vom Land entfernt vor Anker gehen. Wenn der Wind stark ist, so kann man sicher sein, daß das Schiff einige Meilen weiter auf die hohe See treibt. Unter diesen Umständen können wir uns wohl die Schwierigkeiten und die Besorgnis derer vorstellen, welche unsere Ausschiffung zu leiten hatten. Gerade wie die Muttervögel über ihre Jungen wachen, so bewachten uns nah und fern unsere Begleitschiffe, um unsere Landung vor jeder Überraschung durch den Feind zu beschützen. Aber der Wind, der morgens eingesetzt hatte, wurde immer stärker und stärker, die rollende See und riesige Wellen erhoben sich zu Bergen, die Transportschiffe und die Sampans wurden hin und her geschleudert wie fliegende Blätter. Chinesische, durch unsere Regierung gemietete Dschunken, die ihre Masten wie einen Baumwald erhoben, wurden vom Wind hin und her geschüttelt und stellten ein großes Bild der großen mongolischen Invasion in der Bai von Hakata dar. Konnten wir in einem solchen Sturm glücklich landen? Würden wir sofort, wenn wir an Land kommen, auf den Feind stoßen? Wir waren wie Pferde, die im Geschirr an einen Wagen gespannt sind, wir wußten nichts von unserer Umgebung. Alles wußte nur unser Oberst, in dessen Händen unser Leben lag. Wir wußten indes, daß zweierlei vor uns lag: landen und marschieren. Nach einer kurzen Pause begann unsere Landung trotz der großen Gefahr. Anscheinend erlaubten die Verhältnisse des Feldzuges keine Verzögerung. Hunderte von Sampans, Booten und Dampfpinassen (wo sie herkamen, wußten wir nicht) umgaben die Transportschiffe, um Mannschaften und Offiziere hinwegzubringen. Ungeheure Wellen, jetzt berghoch sich hebend und jetzt taltief sinkend, schienen Mann und Boot zu verschlingen. Ich trug die Regimentsfahne mit der nötigen Würde in demselben Boot mit dem Oberst. Unzählige kleine Boote waren an Dampfbooten befestigt wie Kugeln am Rosenkranz. Rollend und stampfend

zogen die aus Booten bestehenden Rosenkränze ihren Weg zur Küste. Unsere Regimentsfahne trotzte tapfer dem Wind und den Wellen und erreichte sicher das Land. Der erste und der zweite Schritt auf dem Land, das der Feind besetzt hielt! Es schien uns, als ob wir unser Vaterland erst gestern verlassen hätten; und nun, nicht mehr im Traum, sondern in Wirklichkeit betraten wir das verheißene Land. Welche unendliche Freude, wieder die kaiserliche Flagge der allerhöchsten Tugenden auf der Halbinsel von Liaotung aufzupflanzen, ebenfalls japanischer Boden, geheiligt durch das Blut unserer Brüder! Der Sturm wurde immer schlimmer, die Landung schien unmöglich zu sein. Ebensowenig konnten die Leute, die schon ausgeschifft waren, zu den Transportschiffen zurückkehren. Das einzig Mögliche war, sich Wind und Wellen anzuvertrauen, in das Wasser zu springen und an das Ufer zu schwimmen, sobald die Boote nahe genug waren. Das Erlebnis meines Freundes, des Hauptmanns Tsukudo, kennzeichnet am besten die ungeheure Schwierigkeit der Landung. Hauptmann Tsukudo mit über 60 Mann unter seinem Befehl war in einem Boot, welches durch einen kleinen Schlepper von den Transportschiffen hinweggezogen wurde. Das Boot rollte in den Wellen wie ein Ball und war in beständiger Gefahr, in den Abgrund geschleudert zu werden. Der Schlepper durchschnitt die Trosse und floh zu seiner eigenen Sicherheit. Der gigantische Ho, der über 10000 Meilen fliegt ohne Rast, selbst dessen Flügel, sagt man, werden gebrochen durch die Wellen der See. Um wieviel weniger konnte ein kleines Boot der Gewalt und der Wut dieser Wellen widerstehen. Es schien, als ob die tapferen Männer keine andere Wahl hatten, als im Magen der Fische begraben zu werden. Beistand schien unmöglich, des Schicksals Wille mußte geschehen. Sie waren bereit zu sterben, aber zu sterben, um dann von der See wieder ausgeworfen zu werden, ohne den Feind auch nur mit einem Streich verwundet zu haben, den Feind, der so nahe bei

ihnen war: das war zu hart für sie, das konnten sie nicht ertragen. Mit blutunterlaufenen Augen und gesträubtem Haar versuchte der Hauptmann auf jede Weise seine Leute zu retten; aber auch sie waren wie ein Mann, der mitten auf einer einsamen Wiese in einen alten Brunnen fällt, nicht untersinkt, aber auch nicht fähig ist, in die Höhe zu klettern, und an einer Weinrebenwurzel, die von einer wilden Ratte angenagt wird, wie an einem Rettungsgürtel hängt. Hauptmann Tsukudo sprang in die See und schwamm mit allen seinen Kräften gegen die Küste zu, aber die Wellen waren zu mächtig für seine Ungeduld und sein Bestreben, die Leute zu retten; sie verschlangen ihn und stießen ihn wieder aus, sie warfen und wirbelten ihn hin und her ohne Gnade. Der tapfere Hauptmann war zuletzt erschöpft und verschwand ohnmächtig, ohne die Küste zu erreichen. Der Himmel indes gab ihn nicht verloren; er wurde an der Küste aufgefischt und als er wieder zur Besinnung kam, fand er sich völlig nackt am Strand liegend. Ohne sich anzuziehen, rannte er zum Hauptquartier des Landungsplatzes und bat mit wahnsinnigen Geberden um Hilfe für seine Leute im Boot. Er konnte nicht weinen, die Tränen waren ausgetrocknet; er konnte nicht sprechen, der Mund war verschlossen, aber er erreichte, daß seine Leute gerettet wurden. Ein anderes Boot, mit Bagage und Pferden beladen, schlug um. Eines der armen Tiere schwamm seewärts. Der Soldat, dem das Pferd gehörte, schwamm dem Tier nach, um es zu retten, aber bevor er es erreichte, ging das Pferd unter und gleich hinterher sah man den treuen Mann ebenso verschwinden. Arme tapfere Seele! Seine Liebe für seinen vierfüßigen Kameraden war stärker als die des Storches, der in einsamer Nacht nach seinen Jungen schreit. Obgleich er nicht durch feindliche Kugel fiel, starb er doch den Tod eines Pioniers auf dem Schlachtfelde der Pflicht.

Und dieses Land, das gelobte Land unserer Hoffnungen, wie wir es uns ausgemalt hatten, sah entgegen unseren Erwar-

tungen nicht aus, wie der Platz, den unsere Brüder zehn Jahre früher mit ihrem Blute gekauft hatten. Es war einfach eine verlorene Wildnis, eine verlassene Sandebene.

Plötzlich änderte sich das Bild: Hunderte von Eingeborenen schwärmten nach unserem Landungsplatz, mit Pferden und Wagen, um ihre Ladung zu erhalten. Waren es Menschen oder Tiere? Mit wenig vertrauenswürdigem Aussehen flüsterten sie sich gegenseitig in die Ohren, als wir vorbeimarschierten. Als schurkische Subjekte verdienen sie alles andere als Liebe. Aber als Untertanen eines schlecht regierten Reiches verdienen sie sicher Mitleid. Zuerst hatten sie die Japaner gefürchtet und stierten uns auf große Entfernung an; sie wagten es aber nicht, uns nahe zu kommen, wahrscheinlich, weil ihnen die Russen all ihr Hab und Gut geraubt und ihre Frauen und Töchter beleidigt hatten. Die japanische Armee war von Anbeginn immer bestrebt, gerecht und friedlich gegen die Eingeborenen zu sein und sie zu ermutigen, ihrer täglichen Beschäftigung in Frieden nachzugehen. Infolgedessen waren sie bald freundlich zu uns und bewillkommneten uns freudig. Indes blieben sie immer eine Rasse von Menschen, die selbst ihr Leben riskieren würden, um Geld zu machen, und mit 10000 Goldstücken in der Tasche in einer Schweinehöhle leben würden. Wie unsere Armee durch die Verräterei dieser Geldgrapser gelitten hat, werde ich später erzählen.

Atta-atta-wo-wo! — diese Schreie hörten wir beständig in der Front; es war die Eingeborenenweise, um Pferde und Kühe vorwärts zu treiben. Ihr Geschick, Rindvieh und Pferde zu behandeln, ist weit größer als unseres. Wir konnten uns nicht genug darüber verwundern, wie die Tiere ihnen gehorchten: sie machen rechts- und linksum auf diese Zurufe und bewegen sich wie ein Glied, ohne daß die Peitsche angewendet wird. Das Verhältnis zwischen den Eingeborenen und dem Rindvieh und den Pferden ist wie das von gut disziplinierten Soldaten und ihren Vorgesetzten: nicht

die Furcht vor Peitsche und Schelte, sondern freiwilliger Respekt und Unterwürfigkeit sind das Geheimnis militärischer Disziplin und des Erfolges. Die Tatsache, daß die russischen Soldaten an diesem wichtigen Faktor Mangel litten, wurde später bewiesen durch das Zeugnis der Gefangenen. Nachdem einige Kompagnien unserer Division unter vielen Schwierigkeiten gelandet waren, wurde der Sturm noch schlimmer und die Landung mußte abgebrochen werden. Der Oberst, der Adjutant, der Dolmetscher, der Feldprediger und ich, begleitet von einer Handvoll von Leuten, durchquerten die Wildnis und suchten unsern Weg gegen Wangchiatun, das als Rastplatz für diese Nacht bestimmt war. Wir bemühten uns mit der Karte und dem Kompaß, während der Dolmetscher Frage auf Frage an die Eingeborenen stellte. Ich konsultierte ein chinesisch-japanisches Konversationsbuch und frug sie in abgebrochenen Worten: „Russische Soldaten, sind sie gekommen?“ worauf sie antworteten: „Sie sind nach Port Arthur geflohen.“ Wir waren in der Tat enttäuscht, unsere langgesuchten Gegner nicht sofort zu finden. Ein Marsch von 7 Ri durch eine Sandwüste brachte uns an dem regnerischen und windigen Abend nach dem zwischen Weiden versteckten Dorf Wangchiatun, während uns fremde Vögel ihren Nestern zustrebten. Stumpf aussehende alte Männer und Knaben mit schmutzigen Gesichtern umringten uns wie Ameisen und sahen uns neugierig an. Die alten Leute hatten lange Pfeifen im Mund; sie schienen durchaus unwissend und unberührt von der großen Umwälzung in ihrem eigenen Land. Der Schmutz und Unrat ihrer Häuser und deren Bewohner spottet jeder Beschreibung. Wir Neuankömmlinge mußten uns die Nasen zuhalten zum Schutz vor diesem schauderhaften Gestank. Dem Namen nach ein militärisches Lager, fanden wir nur Unterkunft unter dem Eingang der Häuser, wo schauderhafter Geruch uns von unten her attackierte, und umgeben von großen und kleinen Chinesen, die stark nach Knoblauch

dufteten. Bevor die gerösteten Reisballen in unsere hungrigen Magen gelangten, wurde uns schon übel und unsere Nerven rebellierten gegen diesen Schmaus. Soweit uns die Landung gelungen war, verbrachten wir die erste Nacht in Wangchiatun unter diesen Verhältnissen. Die Geister unserer vor zehn Jahren gefallenen Kameraden müssen uns mit ausgestreckten Armen begrüßt und uns gesagt haben, was sie von uns erwarteten. Unter Zelten, zur Hälfte der Kälte und dem Regen ausgesetzt, schliefen unsere Leute den guten Schlaf des Gerechten auf Hirsestroh, und ein gelegentliches Lächeln kam unbewußt auf ihre Lippen. Wovon träumten sie? Einige saßen wach bei dem Strohfeuer während der ganzen Nacht, in tiefe Gedanken versunken, und kauten die Überbleibsel ihrer Abschiedsgeschenke, während ihre Frühstücksbüchsen über dem Steinwall hingen. Die Morgendämmerung war schon nahe, als plötzlich am westlichen Himmel Blitz und Donner aufstieg; nicht Blitz, sondern Feuerflammen, nicht Donner, sondern Gebrüll der Geschütze! Wütende Winde vermehrten den schaurigen Eindruck der Szene, der Himmel war blutrot. Die große Schlacht von Nanshan hatte begonnen. Wir konnten nicht mehr ruhig bleiben vor übermächtiger Freude und Aufregung.

Sechstes Kapitel.

Der Wert von Port Arthur.

Jener ruhmvolle Tag, der 2. Januar des 38. Jahres Meiji, wird bis in Ewigkeit nicht vergessen werden. Jener glückliche Tag des neuen siegreichen Jahres wurde doppelt gekrönt durch die Geburt eines kaiserlichen Enkels und die Kapitulation von Port Arthur. In unserer ganzen Geschichte war niemals ein Neujahr so denkwürdig und aussichtsvoll!

Der Fall von Port Arthur war ein Ereignis, das eine Epoche in der Weltgeschichte bedeutet. Man darf aber

nicht vergessen, daß dieses Resultat nur erreicht wurde, indem man Ströme von Blut vergoß. General Kuropatkin hat sich mit der unüberwindlichen Stärke der Festung gebrüstet und behauptet, sie werde sich über ein Jahr gegen die stärksten Angriffe halten können. Aber der unaufhörliche, unermüdliche Schauer von Geschossen, den die belagernde Armee über den Platz ausgoß, zwang die Russen, in weniger als 250 Tagen sich zu übergeben. Zwischen der ersten Schlacht von Nanshan und der schließlichen Kapitulation Stössels türmten sich allerdings die Leichen unserer Soldaten zu Hügeln auf und ihr Blut floß in Bächen. Oft haben Zuschauer an unserem Erfolg gezweifelt. Aber der Geist Yamatos, ebenso hart wie Eisen, das vor Hunderten von Jahren geschmiedet wurde, und ebenso schön wie Kirschblüten von tausend Zweigen, hat bewiesen, daß Tamashii selbst für die vollendetsten mechanischen Verteidigungsmittel zu machtvoll ist. Gleichzeitig können wir aber nur den großen Mut bewundern, mit dem die russischen Generale und Soldaten ihre Plätze verteidigten unter den schwierigsten Verhältnissen und größten Leiden; wir unterschreiben vollkommen die Bemerkung eines fremden Kritikers: gut angegriffen, gut verteidigt.

Port Arthur hatte die Aufmerksamkeit der ganzen Welt seit dem Japanisch-Chinesischen Krieg auf sich gezogen, und Rußland hatte nahezu zehn Jahre und Hunderte von Millionen Yen gebraucht, um den Platz zu befestigen. Er war von solcher strategischen Wichtigkeit, daß sein Fall das tatsächliche Ende des Russisch-Japanischen Krieges bedeutete. Die Befestigung von Port Arthur umfaßt die Stadt und den Hafen, und unzählbare Hügel von 200 bis 500 m Höhe bilden einen natürlichen Schutz des Platzes. Zu diesem natürlichen Vorzuge war das weltbekannte Geschick der Russen für Befestigungen hinzugekommen. Jeder Hügel und jede Erhöhung hatte alle möglichen Arten von Befestigungen, mit unzähligen Kanonen, Maschinengewehren

und Gewehren, so daß ein Angriff sowohl von der Front als auch von den Seiten leicht zurückgeschlagen werden konnte. Jeder Punkt war noch unnahbarer gemacht durch Erdminen und Wolfsgruben, Drahthindernisse usw. Es war kaum ein Platz, wo eine Ameise ungehindert hätte passieren können. Port Arthur war wirklich uneinnehmbar. Unsere Stellung war außerordentlich unvorteilhaft. Wir hatten steile Hügel zu erklimmen oder in tiefe Täler hinabzusteigen, oder von einem exponierten Posten aus die russischen Forts anzugreifen. Die Lage des ganzen Platzes war so, daß er leicht zu verteidigen und schwer anzugreifen war. Außerdem hatten die Russen am Platz selbst genug Lebensmittel und Munition, um eine lange Belagerung aushalten zu können, ohne auf Zufuhr von außerhalb angewiesen zu sein. Es gibt indes in der Weltgeschichte nicht eine einzige Festung, die einer Belagerung auf die Dauer hätte widerstehen können. Früher oder später mußte jede kapitulieren und sich ergeben, oder nach Verlust ihrer sämtlichen Verteidiger fallen. Dies wird auch in Zukunft der Fall sein. Die einzige Frage ist, ob eine Festung ebenso leicht fallen wird wie ein Schloß aus Teig. Sebastopol hat den verbündeten Armeen von England und Frankreich länger als 320 Tage widerstanden, aber endlich, nachdem die Docks zerstört, die Forts in die Luft gesprengt und die Stadt gänzlich demoliert war, mußte es fallen. In Kars hat der tapfere General Williams mit Proviant für nur drei Monate und Munition für drei Tage, von türkischen Soldaten unterstützt, sich sieben Monate lang gegen eine russische Armee von 50000 Mann gehalten; aber zuletzt mußte es fallen. Der russische General Muravieff bewunderte diesen Helden von Kars so, daß er ihm folgende Mitteilung sandte: „Die ganze Welt und zukünftige Generationen werden Ihren erstaunlichen Mut und Ihre Disziplin bewundern. Lassen Sie uns den Ruhm haben, zusammen die Mittel und Wege zu beraten, wie wir dem Krieg genügen, ohne der Sache der Menschheit zu großen Schaden zu-

165898

zufügen.“ Paris hat der deutschen Belagerung 132 Tage widerstanden. Dies sind nur einige wenige bemerkenswerte Beispiele aus der Geschichte, aber alle belagerten Plätze mußten früher oder später fallen. Der einzige Zweck, dem eine Festung dienen kann, ist, dem Belagerer so lange als möglich zu widerstehen und so die Ausführung des Kriegsplans des Feindes zu verhindern. Nach diesem Grundsatz hatte Port Arthur die Aufgabe, die japanischen Streitkräfte so lange als möglich und in so großer Anzahl als möglich im Süden zu beschäftigen, damit Kuropatkin seine Pläne in der Nordmandschurei ungehindert ausführen konnte. Für diesen großen Zweck hat General Stössel den belagerten Platz bewundernswert gehalten und sein Bestes getan, die Belagerungsarmee an sich zu fesseln. Nehmen wir an, Port Arthur wäre vor der großen Schlacht von Mukden nicht gefallen: welch ungeheure Bedeutung würde das für unsern allgemeinen Schlachtplan gehabt haben? Diese Annahme wird den wahren Wert von Port Arthur jedem klar machen. Deshalb versuchte der Feind, es zu halten, und wir, es zu nehmen. Eine verzweifelte Verteidigung auf der einen Seite und ein verzweifelter Angriff auf der andern. General Nogi hat die Festung um einen furchtbaren Preis gekauft, das Opfer waren Zehntausende von Leben. Aber einmal in unserem Besitz, wurde sein Wert noch größer als je. Daß eine solche unbesiegbare und unnahbare Festung in acht Monaten genommen wurde, sagt allein schon, wie heftig der Kampf gewesen war. Die Belagerung von Port Arthur war eine der blutigsten Taten, die die Weltgeschichte kennt. In der neueren Geschichte galt die Belagerung von Plewna für eine der blutigsten. Der große, aber unglückliche Maler Wereschtschagin, der mit dem Admiral Makaroff auf der Außenreede von Port Arthur auf den Meeresboden sank, hat die Szene von Plewna für die Nachwelt gemalt. Wenn dieser Künstler die letzten Tage von Port Arthur erlebt hätte, würde er eine noch viel blutigere Szene haben malen müssen.

Herr Kennan, der große Kriegskorrespondent des „Outlook", beschreibt die Belagerung als eine Darstellung der Schrecken der untersten Hölle und des Schauderhaftesten, was man auf unserer Erde sich vorstellen kann. Und diese entsetzlichen Szenen waren nötig geworden durch den strategischen Wert von Port Arthur.

Wie wurde Port Arthur belagert und angegriffen? Die Antwort auf diese Frage ist der Mittel- und Kernpunkt meiner kleinen Skizze, und deshalb war die Erläuterung des Wertes von Port Arthur notwendig. In der Nacht unserer Landung in Liaotung hörten wir den Schlachtlärm von Nanshan, dem einzigen Eingang zu Port Arthur, aufsteigen. Laßt uns nun zurückkehren zu der Schlacht von Nanshan.

Siebentes Kapitel.

Die Schlacht von Nanshan.

Der Donner und Blitz in der Richtung von Nanshan wurde stärker und stärker. Wie mochte die Schlacht wohl vor sich gehen? Mit welchem Mut, mit welcher Ausdauer hielten sich wohl unsere Kameraden? War der Platz schon genommen, oder dauerte das Gefecht noch fort? Wir mußten uns beeilen, um unsern Anteil an der ersten Schlacht zu bekommen. Die Gelegenheit war zu gut für uns, um sie zu versäumen. Wann würden wir endlich den Marschbefehl erhalten? Wir wurden ungeduldig und nervös, unsere Gedanken rannten voraus gegen Nanshan, aber auf der andern Seite wußten wir nicht, ob die Bataillone, die uns folgten, ihre Landung bereits in Sicherheit vollzogen hatten oder nicht. Der Oberst hatte nur 500 Mann zur Verfügung. Was für eine kleine Macht! Würde unser Kommandeur mit dieser Handvoll Leute sich vorwärts wagen? Sein besorgtes Gesicht sagte uns, daß er uns nicht sofort zum Gefecht führen durfte. Sollten wir es nur aus der Ferne beobachten, wie eine

Feuersbrunst auf der andern Flußseite, ohne helfen zu können? Wir wurden nach und nach enttäuscht. Es ist ja wahr: die Aussicht auf den Krieg war noch lang, der Vorhang soeben erst aufgezogen, dieses Nanshan konnte nicht der letzte Akt sein. Aber es war eben qualvoll, zur Stelle zu sein und doch keinen Feind zu treffen, den Schlachtenlärm zu hören und sich doch nicht beteiligen zu können. Wenn man nur Geduld hat und warten kann, sagt das Sprichwort.

Wir erhielten folgenden Befehl: „Sie stellen sich unter den Oberbefehl des Generals Oku der II. Armee und rücken im Eilmarsch auf Nanshan.“ Dies wurde uns von unserem Oberst bekannt gegeben, der voll Freude und Eifer sprach. Seine Stimme klang energisch und voll Begeisterung. Offiziere und Mannschaften begrüßten den Befehl, als ob die freudige Botschaft vom Himmel wäre. Sie waren mehr als bereit zum Vormarsch. Vorwärts, marsch! Eilt euch! Wir machten unsere Beine so lang als möglich und rannten und sprangen durch ein Dorf nach dem andern, ein Feld nach dem andern. Wir dachten nicht daran, wieviel Meilen wir liefen; mit dem Bild des Feindes vor unseren Augen fühlten wir weder Hunger noch Ermüdung. Schweißtropfen mit Staub vermischt bildeten eine Maske über unser Gesicht, aber was tat das? Unsere Feldflaschen waren schon längst leer, unsere Kehlen trocken wie Pergament. Wir erstickten beinahe, aber nicht ein einziger Mann trat aus den Reihen. Wir alle sahen vorwärts, dahin, wo wir den Feind vermuteten, und rannten einfach dem Kanonendonner entgegen, der uns alles vergessen ließ, Ermüdung, Hindernisse und Schmerzen. Hält sich Nanshan noch? „Sie sind eben im dicksten Gefecht — beeilt euch, Leute!“ solche Unterhaltungen wurden oft gehört von Kulis, die von Nanshan kamen und unsere vorwärtsdrängenden Leute sahen. Es klingt verrückt, aber wir alle wünschten, daß Nanshan nicht fiele, bevor wir kämen. Viel-

leicht waren wir so eitel, zu denken, daß ohne die Hilfe von uns frischen Leuten die Kameraden zu erschöpft sein würden, um den Platz zu behaupten. Als wir auf unserem Weg zwei oder drei gefangene Offiziere sahen, die nach unserem Hauptquartier gebracht wurden, waren wir zur Hälfte glücklich über dieses erste Zeichen des geschlagenen Feindes, zur Hälfte erschrocken, daß Nanshan doch vielleicht schon genommen sei. Ich will hier einfügen, daß man bei einer Armee eine scharfe Linie ziehen muß zwischem dem, was dem Soldaten zu erlauben ist und dem, was unter keinen Umständen erlaubt werden kann. Dies ist besonders der Fall auf einem Marsch; auf einem Übungsmarsch, auch auf einem Marsch in Kriegszeiten, aber nicht beim Marsch ins Gefecht, muß so viel Rast und Proviant erlaubt werden als möglich. Aber wenn wir in das Gefecht gehen, gehen wir vorwärts, selbst ohne Nahrung und Wasser und angesichts des schwersten Sturmes. Jeder Soldat hat seinen Tornister im Gewicht von 10 Kwan und nur eine Feldflasche voll Wasser. Wenn er sie geleert hat, kann er nicht einen Tropfen mehr bekommen. Tag um Tag ruht und schläft er im offenen Feld, selbst im strömenden Regen oder im heulenden Sturm. Er hat nicht einmal die Erlaubnis, Schutz zu suchen unter den Vorsprüngen eines Hauses. Schmerz oder Ermattung gibt kein Anrecht auf eine Ausnahme; er hat nicht einmal die Zeit, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, die bald weiß wird von aufgetrocknetem Salz. Keuchend und dem Ersticken nahe schleppt er sich vorwärts. Es erscheint grausam, Menschen einer solchen Tortur auszusetzen, aber sie müssen alles opfern für ihre Pflicht. Nicht ein einziger Soldat darf fehlen, nicht ein einziges Gewehr ausfallen in der Schützenlinie. Nach einem solchen Marsch treten sie sofort in ein heftiges Gefecht ein, so daß man sagen kann, der Erfolg einer Schlacht ist eigentlich schon während des Marsches entschieden. Daher die große Wichtigkeit, die Mannschaften in Friedenszeiten durch wasser-

lose Märsche, Nachtmärsche und Eilmärsche zu trainieren. Dieses Verfahren scheint unnötige Anstrengung aufzuerlegen, aber ihr wahrer Nutzen wird erst klar, wenn es zum wirklichen Gefechte kommt.

Kehren wir nun zu unserer Geschichte zurück. Wir drängten mit großer Begeisterung vorwärts, in einem Zustand von Verrücktheit immer nur an die erste Schlacht von Nanshan denkend. Als wir unserem Bestimmungsplatz näher kamen, sahen wir spitze Zelte unter den Bäumen an der Seite der Hügel errichtet; es war unser Feldlazarett. Die große Anzahl der Zelte machte uns sehr besorgt wegen des Ausgangs der Schlacht. Tragbahren auf Tragbahren brachten frische Patienten und eilten zurück in die Gefechtslinie, um weitere zu holen. Die Verwundeten, die gehen konnten, begleiteten sie in ungeheurer Anzahl zu Fuß und alle stöhnten vor Schmerz. Alle, sowohl die zu Fuß als die auf den Tragbahren, waren mit Blut und Schmutz bedeckt; dies erzählte lebendiger als Worte die Geschichte ihres tapferen Fechtens und ihres harten Kampfes. Ihre weißen, rotgefärbten Verbände bedeckten die ehrenvollen Wunden; die Blutstropfen, die durch die Tragbahren rannen, schienen den Boden ruhmvoll zu machen. Sie machten auf uns einen ungeheuer würdevollen Eindruck. Wir mußten mit Verehrung und Dankbarkeit auf sie sehen. In diesem Augenblick kam ein Adjutant, der vorwärts geeilt war, um Instruktionen zu erhalten, zurück und meldete, daß Nanshan gefallen und daß alle Reserven in der Nachbarschaft von Chungchia-tun unterzubringen seien, um dort weitere Befehle zu erwarten. Welche Enttäuschung! Vom Kommandanten bis herunter zum Pferdeknecht fühlten wir uns alle enttäuscht und mutlos. Wir streckten die müden Arme und stampften auf den Boden vor Bedauern. Es ist ja wahr, dieser rasche Fall von Nanshan, welches der Feind als den Schlüssel zu Port Arthur betrachtet hatte, mußte von großem Vorteil für unsere fernere Kriegslage sein. Wir hätten uns darüber

freuen sollen, wir freuten uns auch, aber zur selben Zeit können wir uns den Vorwurf nicht ersparen, enttäuscht zu sein, wenn wir bedenken, wie wir uns beeilt hatten und vorwärts drängten vom Moment unserer Landung an, ohne auch nur einzuhalten, um Atem zu schöpfen, und nun hören mußten, daß das Ziel unseres ganzen Eifers durch andere bereits erreicht war. Nur noch ein Hügel vor uns, und hinter jenem Hügel waren Ströme von Blut und Haufen von Leichen. Als wir jenen Punkt erreichten, hörte der ohrenbetäubende Kanonendonner plötzlich auf, Berge und Täler sanken in ihr früheres Schweigen zurück; das einzige, was wir sahen, war das unaufhörliche Zurücksenden von Verwundeten. So oft wir sie trafen, trösteten wir sie und dankten ihnen für ihre Leistung. Wir machten einen Halt am Fuße eines Hügels, wo uns ein Pferdeknecht, der in der Schlacht gewesen war, die ganze Geschichte mit großem Stolz erzählte. Er schüttelte den Kopf und fuchtelte mit den Armen, er sprach wie ein professioneller Geschichtenerzähler und seine Geschichte war für uns ein großes Ereignis. Er zeigte uns eine Feldflasche, die einem russischen Soldaten gehört hatte, kurzum, er sprach, als ob er ganz allein den Feind besiegt hätte. Wir, die wir noch nicht einmal unsere Gewehre geladen hatten, die wir noch nicht einmal unsere Schwerter gezogen, wir fühlten uns beschämt und niedergedrückt. Selbst dieser Pferdeknecht als Nichtkombattant erschien uns wie ein Held. Wir lobten ihn und bestürmten ihn mit Fragen und gierig wurden seine triumphierenden Erzählungen verschlungen.

Wir alle, die Reserve unter dem direkten Kommando des Generals Oku, Oberkommandanten der II. Armee, bekamen Befehl, die Nacht in Chungchia-tun zuzubringen. Wir hatten zu diesem Platz anderthalb Ri auf derselben Straße zurückzugehen. Wie verschieden war dieser Marsch rückwärts; Mannschaften und Pferde hingen die Köpfe und marschierten niedergeschlagen. Der gelbe Staub, der sich vom

Boden erhob, ließ uns aussehen wie Klöße mit gelbem Bohnenmehl bedeckt. Auf unserem Vormarsch bei Tag und Nacht dachten wir nur an Nanshan und fühlten keinerlei Schmerz in unsern Beinen. Alles war anders auf dem Rückwege. Selbst in einem Manöver in Friedenszeiten läßt der Schall der Kanonen und Gewehre Fußschmerz und Ermüdung vergessen, verwandelt unser Gehen in Laufen und treibt uns an, den Feind mit Übereifer anzugreifen. Aber wenn wir einmal gezwungen sind zurückzugehen, werden unsere Füße sofort schwer, jede Wurzel und jeder Kiesel geht uns auf die Nerven und wir sind völlig ohne Energie und schlecht aufgelegt. Dies mag vom japanischen Charakter kommen, der nur daran denkt vorzugehen, und nicht im mindesten an Rückzug. Die russischen Soldaten sind meisterhaft auf dem Rückzug, während die Japaner darin ganz unerfahren sind. Aber wenn sie erst einmal vorwärtsdrängen, dann werden die Japaner von den Russen auch niemals geschlagen. Wir haben ein Temperament geerbt, das keinen Rückzug kennt, selbst nicht vor dem sichern Tode, und welches, angeboren, noch verstärkt wurde durch Disziplin. Unsere beständigen Siege über den starken Feind müssen zum großen Teil dieser unserer Charaktereigenschaft zugeschrieben werden.

Endlich erreichten wir Chungchia-tun. Es war ein verlassenes von einem kleinen Fluß durchzogenes Dorf. Der Mond war in dieser Nacht kaum zu sehen und nur wenige Sterne. Die Natur schien mit den enttäuschten und ermüdeten Mannschaften und Offizieren zu fühlen, die auf Hirsestroh schliefen und jene betrauerten, die an diesem Tag auf dem Schlachtfelde gefallen waren. Da und dort sahen wir Leute, die in später Nacht nicht schlafen konnten. Ihre Herzen müssen erfüllt gewesen sein von ganz neuen Erregungen. Der Kuckuck, der mit kurzen Rufen durch die Wolken am Himmel hinstrich, die Klänge eines Biwakgesanges, von einem schlaflosen Mann vor sich hingesummt:

o, was für ein trauriger, erschütternder Abend das war! Da ich an der Schlacht von Nanshan nicht teilnehmen konnte, habe ich kein Recht, die Geschichte dieses schweren Kampfes zu erzählen, obgleich der Titel dieses Kapitels eine eingehende Beschreibung erwarten ließ. Das einzige, was ich tun kann, ist, im nächsten Kapitel zu erzählen, was ich unmittelbar nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde sah. Diesem wird in dem folgenden Kapitel meine eigene Geschichte von der Belagerung von Port Arthur folgen. Aber ehe ich dieses schließe, möchte ich meine Leser mit einem tapfern Soldaten bekannt machen. Als wir von Chungchia-tun aufbrachen, wurde ein Radfahrersoldat, namens Buitshi Kusunoki, auf unsern Landungsplatz Yenta-ao zurückgeschickt, um eine Verbindung zwischen uns und denen, die nach uns gelandet waren, herzustellen. Dieser Mann war bekannt als ganz besonders geeignet für einen solchen Auftrag. Seine große Ausdauer, sein durch nichts zu erschütternder Mut hatten ihm stets Erfolg gebracht. Deshalb wurde er, als wir von Japan aufbrachen, von seiner Kompagnie ausgewählt und als Ordonnanz dem Regimentsstab zugeteilt. So fiel nun naturgemäß diese erste wichtige Aufgabe nach unserer Landung auf Kusunoki. Spät am Nachmittag brach er von Yenta-ao auf seinem Rad auf. Wir waren nach Chungchia-tun über weglose Ebenen gekommen, so daß er erwarten mußte, nur mit großer Schwierigkeit nach Yenta-ao zurückkehren zu können. In einem fremden Land, ganz unbekannt mit der Gegend und mit der Sprache, radelte er vorwärts, nur den Nordstern als seinen Führer. Seine Aufgabe war sehr wichtig. Wenn er den Ort seiner Bestimmung nur eine Stunde später erreicht hätte, würde viel Zeit für die Bewegung der andern Abteilung verloren gegangen sein. Natürlich wußte er nicht, daß Nanshan ohne unsere Hilfe fallen würde; er wußte nur, daß unser ganzes Regiment als Reserve in der Nähe von Nanshan war, so daß wir in jedem Augenblick auf Befehl in die Schlachtlinie ein-

zurücken hatten. Dieser Kusunoki war die einzige Verbindung, durch welche die getrennten Teile unseres Regiments zusammengebracht werden konnten. Als er aufbrach, wurde ihm die große Verantwortlichkeit, die er trug, sorgfältig klar gemacht. Aber 8 oder 9 Ri Marsch in der weglosen Wildnis von Nanshan bei Stockdunkelheit war keine leichte Aufgabe. Sein Rad, anstatt ihm eine Hilfe zu sein, war eine Last. Er hatte es auf dem Rücken zu tragen und noch damit zu laufen. Er marschierte vorwärts, geradeaus, und konnte doch die ganze Nacht den richtigen Ort nicht finden. Gegen Tagesanbruch hoffte er ausfindig zu machen, wo er sei, aber vergebens; ohne Speise, ohne Trank drängte er vorwärts, ohne zu wissen, wohin er ging, aber betend, daß er das Glück haben möge, den richtigen Ort zu finden. Mit jagenden Gedanken mußte er auf allen Vieren kriechen, da und dort ein bißchen ausruhen, denn seine Beine wollten ihn nicht weiter tragen mit seiner Last auf dem Rücken. Glücklicherweise stieß er auf einen Vorposten, der ihm den richtigen Weg zeigte und ihm etwas zu essen gab. So wurde es ihm möglich, seine Aufgabe zu erfüllen und zwar zeitig genug, wenn auch etwas verspätet. Nicht nur die Ordonnanz, auch ein Adjutant trägt eine viel größere Verantwortlichkeit als gewöhnliche Soldaten. Der Kommandant muß sich auf einen solchen Mann verlassen, um Zehntausende von Leuten so leicht wie seine eigenen Finger leiten zu können. Der Erfolg oder Mißerfolg einer ganzen Armee hängt oft von der Tüchtigkeit einer solchen Ordonnanz oder eines Adjutanten ab. Deshalb muß ein Mann, dem ein solcher Posten anvertraut ist, vier Eigenschaften besitzen: Mut, Ausdauer, Urteilskraft und raschen Entschluß, und dieser Buitshi Kusunoki war eine treue Ordonnanz voll Mut und Pflichtgefühl und unserer größten Achtung würdig.

Achtes Kapitel.

Nanshan nach der Schlacht.

Nanshan deckt Kin-chou am Eingang zur Liaotung-Halbinsel. Obgleich seine Hügel nicht steil oder schroff sind, ziehen sie sich in tiefen Wellen weit ins Land hinein. Der Platz eignet sich zur Verteidigung, aber er ist doch in dieser Beziehung minderwertiger als Nankuanling, welches weiter zurückliegt. Im Chinesisch-Japanischen Krieg leisteten die Chinesen bei Nankuanling eine Zeitlang Widerstand. Die Ursache, weshalb die Russen es vorgezogen haben, lieber Nanshan zu befestigen als Nankuanling, war, daß ersteres näher bei Dalny, dem einzigen eisfreien Hafen, liegt. Sie hatten einen Platz an der Küste gegenüber Liushu-tun gewählt, welches der Endpunkt der Eisenbahn an der Dalnybucht ist, und auch dort die große Stadt Dalny gebaut und aus ihr den einzigen Handelshafen in Liaotung gemacht und zugleich den Ausgangspunkt der ostchinesischen Eisenbahn. Um diesen Hafen zu verteidigen, hatten sie Nanshan, welches dahinter liegt, ausgewählt und dort eine Fortifikation von halb permanentem Charakter gebaut. Während zehn Jahren hatten sie Hunderte von Millionen ausgegeben, um diese Stadt zu bauen und Port Arthur zu befestigen und zur selben Zeit den wichtigen Außenposten von Nanshan zu verstärken. Wie uns von einem gefangenen russischen Stabsoffizier erzählt wurde, glaubten die Russen, daß Nanshan den heftigsten Angriffen der Japaner länger als ein halbes Jahr Widerstand leisten könnte. Jedoch als unsere II. Armee diesen Platz anzugreifen begann, setzte sie alle Schwierigkeiten beiseite, schreckte vor den größten Opfern nicht zurück und warf sich mit solcher Wucht auf den Feind, daß Kin-chou, Nanshan und Dalny alle zusammen in einer Nacht und einem Tag genommen wurden. Man kann sich leicht vorstellen, wie verzweifelt dieser Kampf war. Auch die

Eroberung von Nankuanling und die Besetzung von Port Arthur im Chinesisch-Japanischen Krieg waren kein Kinderspiel. Aber ein japanischer Offizier, der bei beiden Gelegenheiten mitfocht, sagte uns, als er die wohlvorbereiteten Verteidigungsmittel von Nanshan sah, daß die Schlacht zehn Jahre früher nur ein Scheingefecht war im Vergleich zu der jetzigen. Wir hatten über 4000 Mann Verlust an Toten und Verwundeten, um diese Feste zu nehmen. Das Bild nach der Schlacht bot dementsprechend einen furchtbaren Anblick. Zwar war es nur schwach im Vergleich zu dem Sturm auf Port Arthur, aber in Nanshan sah ich zum ersten Male die herzzerbrechenden Szenen nach einem wütenden Kampf.

Wir richteten uns ein, so gut es ging, eine Nacht in Chungchia-tun zuzubringen, und am nächsten Morgen erhielten wir Weisung, wieder herauszugehen und uns in Yenchia-tun einzurichten, einem Dorf am Fuße von Nanshan. Die 5. und die 6. Kompagnie unseres Regiments erhielten den Befehl, Nanshan selbst zu besetzen.

So kamen wir nach Nanshan. Sobald wir die Spitze des steilen Hügels, den ich bereits erwähnt habe, erreicht hatten, entrollte sich eine weite Landschaft vor unsern Augen. Zur Rechten war Kin-chou, während zur Linken der Taho-shang-shan sein Haupt erhob. Dies war der Schauplatz der gestrigen heftigen Schlacht. Der Platz war noch erfüllt von Erinnerungen an Kanonendonner und Kriegsgeschrei, und wir konnten den grauenhaften Anblick kaum ertragen. „Grauenhaft“ ist das einzige Wort, mit dem man die Szene beschreiben kann. Von einem Hügel gerade vor uns sahen wir weißen Rauch sich erheben, der einen eigenartigen Geruch verbreitete. Es war der Verbrennungshügel der tapferen Toten; der Altar, auf dem das Opfer für das Vaterland verbrannt wurde. Hunderte von patriotischen Seelen müssen hier mit diesen Rauchsäulen zum Himmel emporgestiegen sein. Wir nahmen unsere Mützen ab und verbeugten uns vor ihnen.

Während die Mütter zu Hause friedlich beschäftigt waren, Garn aufzurollen und an ihre geliebten Söhne bei der Armee zu denken, während die Frauen, mit ihren Kindern auf dem Rücken, nähten und an ihre teuren Gatten dachten, waren diese Söhne und Gatten bereits in Stücke gehauen und in Rauchsäulen verwandelt. Es ist nicht erfreulich, auch nur ein Stück eines blutigen Verbandes zu sehen, aber es ist entsetzlich, Leichname hier im Tal oder dort am Felsen aufgebeugt zu finden, mit dunkelrotem Blut besudelt, die Gesichter blau, die Augenlider geschwollen, das Haar verfilzt mit Blut und Staub, die weißen Zähne auf die Lippen beißend, nur das Rote ihrer Uniform als einziges Überbleibsel unverändert. Ich schauderte bei diesem Anblick und mußte daran denken, daß ich wohl bald ebenso aussehen werde wie sie. Keiner wagte es, nahe heranzugehen und näher auf die Leichen hinzusehen. Wir deuteten nur auf sie aus der Entfernung mit Abscheu und Grausen. Überall waren blutbefleckte Gamaschen zerstreut, Uniformstücke, Unterzeug, Mützen usw. Überall waren ekelerregende Gerüche und gespenstische Szenen. Unzählige Pulverkisten und leere Patronenhülsen waren in der Nähe der Schützengräben aufgehäuft und erzählten uns deutlich, wie verzweifelt der Feind auf die anstürmende Armee gefeuert hatte. So oft wir die Leichname der Feinde sahen, die auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben waren, mußten wir sie aufrichtig bemitleiden. Es waren ja Feinde, aber auch sie fochten für ihr eigenes Vaterland. Wir haben sie sorgfältig begraben, aber die erschlagenen Helden der Schlacht hatten keine Namen, die wir der Nachwelt übergeben konnten. Zu Hause warteten ihre Eltern, ihre Frauen und ihre Kinder ängstlich auf ihre Rückkehr, in den meisten Fällen in Unkenntnis, wann, wo und wie ihre Geliebten gefallen waren. Beinahe alle hatten ein Kreuz auf der Brust oder ein Heiligenbild in der Hand. Laßt uns hoffen, daß sie mit Gottes Segen und seiner Führung gestorben sind.

Die Getöteten und Verwundeten einer geschlagenen Armee verdienen das größte Mitleid; selbstverständlich sind sie berechtigt zu gleicher und menschlicher Behandlung durch den Feind, entsprechend den Gesetzen der internationalen Rotekreuzgesellschaft. Aber geschlagen zu werden, müssen wir mit allen Mitteln verhindern, denn abgesehen von der Schmach und Niederlage haben die Verwundeten den Schmerz, von ihren Kameraden getrennt zu werden, unter Fremden zu leben oder zu sterben, mit denen sie selbst nicht sprechen können. Das Los der Gefallenen ist noch trauriger. Einige besaßen Karten, durch welche man ihre Persönlichkeit feststellen konnte, deren Nummern einen Schluß gestatteten, wie sie hießen. Soweit es uns möglich war, benachrichtigten wir den Feind von diesen Nummern. Aber in vielen Fällen gab es kein Mittel zur Feststellung; ihre Namen sind begraben in ewiger Finsternis.

Es wurden nun Vorbereitungen getroffen für unsern vorübergehenden Aufenthalt in Yenchia-tun. Als ich das Eingeborenenhaus erreichte, das mir für diesen Abend bestimmt war, hörte ich nebenan mitleiderregendes Jammern menschlicher Wesen. Ich eilte auf den Platz, um die Qualen der Hölle zu sehen. 15 oder 16 Japaner und ein Russe, alle schwer verwundet, lagen in dem Hof, einer über den andern gehäuft und sich in Schmerz und Todeskampf windend. Der erste, der den Kommenden bemerkte, flehte mit gefalteten Händen um Hilfe. Was brauchte er zu bitten? Helfen ist unsere Pflicht. Ich konnte mir nicht erklären, wie diese armen Kameraden in einem solchen Zustand allein zurückgelassen worden waren. Wenn wir es früher gewußt hätten, hätten wir vielleicht besseren Beistand leisten können. Mit Tränen des Mitleids im Auge rief ich Ärzte herbei und half ihnen, die Lage der Leidenden zu verbessern. Während die Ärzte ihre Wunden nachsahen, riefen sie wiederholt: „Ich werde Ihre Güte nie vergessen! Ich bin Ihnen dankbar!“ Diese Worte kamen ihnen aus

tiefstem Herzen und ihre Augen waren mit Tränen gefüllt. Auf unsere Frage erfuhren wir, daß sie seit zwei Tagen kein Reiskorn zu essen und keinen Tropfen Wasser zu trinken hatten. Sie waren alle sehr schwer verwundet, mit gebrochenen Beinen, zerschmetterten Armen, oder mit Schüssen durch Brust oder Kopf. Einige darunter konnten höchstens noch eine halbe Stunde leben. Aber selbst diese ergriffen einer die Hand des andern und sprachen sich gegenseitig Mut zu. Wie schrecklich, wie mitleiderregend! Wie unbegrenzt muß unsere Traurigkeit und unser Mitleid sein, wo allein auf unserer Seite über 4000 Tote und Verwundete waren und es unmöglich war, ihnen die Hilfe und Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen, die wir wünschten. Nach kurzer Zeit wurden zwei von den Leuten blaß und atmeten schwer. Ich ging an ihre Seite und beobachtete sie. Ihre Augen schlossen sich allmählich und die Lippen hörten auf, sich zu bewegen. Ein Kamerad, der nebenbei lag, sagte mir, daß einer von diesen zweien eine alte Mutter allein zurückgelassen habe. Einer der mitleiderregendsten Anblicke sind vielleicht die toten oder verwundeten Kriegspferde. Sie haben die See durchquert, um in einem fremden Land unter Kugelschauer und Kanonendonner zu springen und zu galoppieren. Sie schienen zu denken, daß es der Augenblick sei, die Güte ihres Herrn zurückzuzahlen, indem sie ihn jetzt unterstützten. Mit ihrem Herrn auf dem Rücken rennen sie so lustig und tapfer über das Schlachtfeld. Auch die Packpferde scheinen stolz und freudig ihre langgeübten Fähigkeiten zu zeigen, indem sie schwere Lasten schleppen oder schwere Wagen ziehen, ohne sich über die großen Leiden zu beklagen. Ihre Nützlichkeit im Krieg geht über alle Beschreibung. Der erfolgreiche Ausgang einer Schlacht ist hauptsächlich den Bemühungen tapferer Soldaten und Offiziere zuzuschreiben, aber wir dürfen nicht vergessen, was wir der Hilfe unserer treuen Tiere schuldig sind; und trotzdem sind sie so bescheiden, begnügen sich mit magerem

Futter und sumpfigem Wasser, zürnen nicht, daß sie ständig dem Regen und dem Schnee ausgesetzt sind, und denken, daß eine Zärtlichkeit ihres Herrn das Beste ist, was sie haben können. Die Art, wie sie ihre wichtigen Pflichten erfüllen, ist ähnlich der der Soldaten, aber sie sind stumm, sie können nichts erzählen von ihren Wunden und Schmerzen. Häufig können sie auch kein Arzneimittel bekommen, selbst nicht ein tröstendes Pätschchen. Sie winden sich im Todeskampfe, unbeobachtet, mit einem traurigen Abschiedswiehern. Ihre Körper werden nicht begraben, sondern auf dem Feld zurückgelassen als Futter für Wölfe und Raben, ihre starken Knochen, um gebleicht zu werden in den Stürmen der Wildnis. Diese treuen Pferde sind ebenfalls Helden, die einen schrecklichen Tod sterben in Erfüllung ihrer Pflicht; ihr Andenken muß auch in Ehrfurcht und Dankbarkeit gehalten werden. Mein Freund, der Feldprediger Kwatsurin Nakaba-yashi, ein buddhistischer Priester, der unsere Armee als freiwilliger Krankenpfleger begleitete, sammelte, während er die Verwundeten in der Front pflegte, Geschoßstücke, um ein Bild der Kwanon zu Pferde zu errichten und dadurch die Geister der Pferde, die im Kriege gefallen waren, zu beruhigen. Ein anderer Buddhist namens Doami hat vorgeschlagen, eine internationale Rotekreuzgesellschaft für Pferde zu errichten, wie sie jetzt für Menschen existiert. Ohne eine solche Vorsorge, sagte er, können wir nicht behaupten, treu die Grundsätze der Menschlichkeit aufrecht zu erhalten. Unser Gerede über Liebe und Freundlichkeit zu stummen Tieren wird sonst ein leerer Schall sein. Man sagt, er arbeite dafür, einen solchen Vorschlag auf der nächsten Haager Konferenz einzubringen. Allerdings gibt es Tierärzte in der Armee, aber man kann von ihnen nicht erwarten, daß sie die notwendige Sorge für die unglücklichen Tiere tragen. Um diesem Mangel abzuhelfen, und um die Tiere zu beschützen, ist der Vorschlag eines Roten Kreuzes für die Pferde ernsten Nachdenkens wert.

Ich erkletterte den Nanshan, um die Vorbereitungen zu besichtigen, die der Feind dort zu seiner Verteidigung getroffen hatte. Alles war geradezu ideal in ihrem Verteidigungsplan. Alles war würdig einer großen Militärmacht. Drahthindernisse, Fallgruben und Erdminen waren selbstverständlich da. Starke Schützengräben wanden sich rund um den Berg, Einschnitte für Maschinengewehre waren überall. Eine große Anzahl schwerer Geschütze streckten ihre Mündungen aus vielen Forts. Da der Platz in halbpermanentem Stil angelegt war, gab es Kasernen und Vorratshäuser; die letzteren waren gefüllt mit allen Sorten von Winterkleidern. Da war ferner eine Eisenbahn und ein Schlachthaus. Als ich das Gebäude betrat, welches als Hauptquartier des Kommandeurs gebraucht wurde, war ich erstaunt zu sehen, wie luxuriös und bequem er dort wohnte. Die Zimmer waren schön möbliert und erinnerten schwerlich an ein Feldlager. Aber was das Sonderbarste war, wir fanden Nachtgewänder und Toiletteartikel für Frauen, ebenso auch Kinderkleider da und dort zerstreut.

Von diesem Platz aus konnte ich durch das Feldglas weit nach der östlichen Seeküste sehen, wo unzählige Menschen und Pferde am Strand lagen, von den grauen Wellen bespült. Es waren die Überbleibsel der feindlichen Kavalleriebrigade, die bei Laohushan aufgestellt gewesen war, um die rechte Flanke ihrer Linie zu verteidigen. Unsere 4. Division überraschte sie von hinten von der Westküste her. Sie hatten keinen Rückzugsweg und wurden in die See getrieben, wo sie beinahe alle ertranken. Diese Niederlage war insofern selbstverschuldet, als sie zu sehr auf die Stärke ihrer Position gerechnet hatten und so den richtigen Moment für einen zeitigen Rückzug versäumten. Halbwegs auf der Höhe des Hügels sahen wir einen beschädigten Scheinwerfer und einen Haufen Raketen. Das waren die Dinge, die so oft unsere Versuche, unter dem Schutze der Nacht an den Feind heranzukommen, verhindert hatten.

Der Scheinwerfer war von unsern Leuten nach der Einnahme des Platzes aus Rache zerstört worden, weil sie so schrecklich unter dieser Maschine zu leiden gehabt hatten.

Die Szene, die sich vor meinen Augen entrollte, füllte mein Herz mit Trauer und Sorge. Stunde um Stunde mehrten sich die Holzpfosten, die als Merkmale für die Begräbnisstätten der Toten gesetzt wurden. Auf meinem Beobachtungsgang von Nanshan nach Kin-chou bemerkte ich einen Berg loser Erde, auf welchem ein Bambusstock eingesteckt war. Ich kletterte den Hügel hinauf, um zu sehen, was es war. Ich war erschrocken, unter mir einen toten Russen zu entdecken. Es war zum ersten Male, daß ich auf einen Leichnam getreten war, und ich kann den Schrecken, den ich hatte, nicht vergessen. Zu dieser Zeit hatte ich noch kein Gefecht mitgemacht und es überlief mich Schauder über diese tragische und sündige Wirkung. Es ist geradezu komisch, wenn ich jetzt daran denke, denn je öfter man im Kugelregen war, um so unempfindlicher wird man gegen die Schrecken des Krieges. Was zuerst schrecklich und Übelkeit erregend war, läßt uns jetzt ganz kalt; Gewohnheit mildert die Schärfe der Empfindlichkeit. Wenn wir fortfahren würden, zu erschrecken und uns zu entsetzen, würden wir es gar nicht überleben können.

Während 16 Stunden hat unsere Armee standgehalten und dem Gewehrfeuer des Feindes getrotzt und endlich Nanshan nach mehrmaligem Stürmen mit großen Opfern an wertvollen Leben erobert. Wir erhielten auf diese Weise den Schlüssel zu der ganzen Halbinsel Kin-chou, hatten die Verbindung des Feindes abgeschnitten und konnten daran gehen, die Talienbucht unbelästigt in Besitz zu nehmen und ferner alle möglichen Vorbereitungen für den Sturm auf Port Arthur zu treffen. Unser Sieg am Nanshan war ein Rekord in der Kriegsgeschichte und dieser große Erfolg wurde erreicht nicht durch die Gewalt von Pulver und Gewehr, sondern in der Hauptsache durch den Mut und die Ausdauer

unserer Leute. Während der Schlacht, als der dritte Sturm abgeschlagen war, schrie der Kommandeur General Oku mit Donnerstimme: „Was bedeutet Yamato-damashii?“, worauf die ganze Armee frische Kräfte gewann, einen langen Atemzug tat und den Platz im Sturm eroberte.

Sir Claude Macdonald, der englische Botschafter in Tokio, sagt, daß das Geheimnis von Japans ununterbrochenem Erfolg in diesem Krieg „die Leute hinter den Gewehren“ waren. Diese Schlacht am Nanshan ist der Beweis für die Wahrheit dieser Ansicht.

Neuntes Kapitel.

Graben und spähen.

Am 28. Mai mußten wir Yenchia-tun verlassen, um nach Changchia-tun überzusiedeln und Vorpostenstellung bei der dritten Division einzunehmen. Nach der Schlacht am Nanshan wurde unsere Division von der II. Armee unter General Oku wieder abgetrennt und der neuorganisierten III. Armee, der Belagerungsarmee von Port Arthur, zugeteilt. Es war kein langer Marsch von Yenchia-tun nach Changchia-tun, aber immer, wenn ich ans Marschieren denke, muß ich mich an diese besondere Gelegenheit erinnern. Rund um Port Arthur besteht der Boden aus Felsen und Kieseln. Aber alle andern Plätze auf der Halbinsel sind mit einer Erde bedeckt, die wie Reiskleie oder Asche aussieht und Mund, Augen und Nase füllt. Leise Winde wirbeln Staubwolken auf, welche die Kehlen füllen und die Schlangenlinie der marschierenden Armee zu verschlingen drohen. Oft konnten wir nicht einen Zoll weit sehen und unsere Marschlinie war in Gefahr, auseinander gerissen zu werden. Selbst der gekochte Reis in unsern Kochgeschirren war mit Staub gefüllt. Wir hatten bei andern Gelegenheiten schon Gewaltmärsche von 10 oder 20 Ri gemacht, ohne bei Tag und

Nacht anzuhalten. Wir hatten Entfernungen von oft mehr als 10 Ri im Laufschritt zurückgelegt. Wir hatten Märsche gemacht, ohne einen Tropfen Wasser zu trinken, oder wir waren in Stockdunkelheit marschiert. Aber alle früheren Erfahrungen dieser Art waren nichts im Vergleich zu den Strapazen dieses Staubmarsches. Wenn dies der Preis ist für die Ehre, einem wirklichen Kriege beizuwohnen, so war er vollauf bezahlt. Wir waren gewillt, Plagerei und Ungemach auf uns zu nehmen, aber während wir auf Bajonette und Kugeln vorbereitet waren, war es hier zum ersten Male, daß wir mit der Natur fochten, Wildnisse durchquerten, Berge erkletterten, gegen Wind und Regen, gegen Hitze und Kälte kämpften und auf dem bloßen Gras schliefen. Aber bald begannen wir zu philosophieren und zu denken, daß auch dies ein wichtiger Teil unserer Kriegführung sei, und dieser Gedanke machte uns den Kampf mit den Elementen und der Natur leicht. Schließlich lernten wir es, freudig in weiten Hirsefeldern oder zwischen Felsen zu schlafen, den Mond über uns, und in unsern Betten auf das Singen der Insekten zu lauschen.

Indem wir ohne anzuhalten marschierten, erreichten wir Changchia-tun und nahmen den Platz der 3. Division ein. Als wir diese Mannschaften zum ersten Male sahen, fühlten wir uns beschämt wegen unserer eigenen Unerfahrenheit und wünschten, aus ihrem Gesichtskreis zu verschwinden. Sie schienen uns mit dem Ruhm ihrer großen Taten am Nanshan gekrönt und wir kamen uns wie Bauern vor, die den Zug versäumt haben und nun unzufrieden mit offenem Munde dem Rauch auf den Schienen nachsehen. Wir beneideten sie, wenn wir ihre zerrissenen und blutbefleckten Kleider und ihre mit frischen Ehrenwunden bedeckte Haut betrachteten. Wir sahen mit Liebe und Achtung auf sie und bewunderten ihre bestaubten Mützen und blutbefleckten Gamaschen. Ihr ganzes Betragen und Benehmen schien in beredter Weise ihre glorreichen Taten zu erzählen.

Der eigentliche Mittelpunkt unserer Einschließungslinie war eine Anhöhe gegenüber der feindlichen Front. Aber unsere ganze Linie bedeckte eine Entfernung von 25 km von Antzu-shan an einem Ende nach Taitzu-shan am andern Ende und dem Maotou-tsu-Paß in der Mitte. Unser eigenes Regiment besetzte eine Zwischenlinie.

Gerade nördlich des Passes ist das Dorf Lichia-tun, und unser Regiment besetzte eine Linie, die sich von diesem Dorf zur Rechten nach dem Dorf Yuchia-tun, auf der andern Seite an einen Fluß erstreckte, über welchem sich Hügelreihen befanden. Hier hoben wir starke Werke aus, forschten eifrig nach dem Feind und beschäftigten uns mit Vorbereitungen zur Verteidigung und zum Angriff. Zur selben Zeit landete General Nogi und sein Stab in Yenta-ao und erreichte Pei-Paotzu-ai, ein Dorf, ungefähr 3 Ri nordwestlich von Dalny. Mit seiner Ankunft war die Organisation der III. Armee vollendet. Wie ungeduldig warteten wir nun auf die erste Gefechtsgelegenheit.

Die Feinde, obgleich am Nanshan geschlagen, gaben Dalny nur zögernd auf, aber schließlich wurden sie gezwungen, um ihr Leben zu rennen, und sie entkamen mit Weibern und Kindern auf den Boden des Sackes, d. h. nach Port Arthur, nicht, ohne daß sie auf ihrem Weg dorthin das Dorf Sanshilipao niedergebrannt hätten. Sie hatten eine starke Linie befestigt, welche folgende Hügel verband: Pantou, Waitou, Shuang-ting etc.

Die Entfernung zwischen den russischen und japanischen Linien betrug drei- bis fünftausend Meter, deshalb konnten wir die Position des Feindes nur durch die harte Arbeit von Spähern und Patrouillen feststellen.

Sobald wir in der Gefechtslinie aufgestellt waren, begannen wir vom ersten Tage an mit Pickeln und Schaufeln zu arbeiten. Ein besonderer Platz war für jede Kavallerieabteilung oder Infanteriekompagnie bestimmt, und jede Gruppe von Leuten hatte an ihrem eigenen Platz schleu-

nigst bei Tag und Nacht Schützengräben auszuheben. Die Offiziere waren die Aufseher, die Unteroffiziere die Vorarbeiter und die Leute die arbeitenden Kulis. Alles war beschäftigt, Erde auszugraben. Während der Zeit wurden Offiziere und Unteroffiziere als Späher ausgeschickt, um die Bewegungen des Feindes ausfindig zu machen. Bis jetzt waren wir nicht alarmiert worden, und die Pionierarbeiten machten täglich Fortschritte. Die Schützengräben und bombensicheren Unterstände für die Kavallerie, welche die erste Verteidigungslinie bildeten, wuchsen fortwährend, und ihre Brustwehren wurden mit Sandsäcken verstärkt, zu welchen die Säcke von Dalny mitgebracht worden waren. Eine einfache Anlage von Drahthindernissen wurde ebenfalls errichtet, eine gute Straße hergestellt und Abkürzungswege, welche die einzelnen Truppen miteinander verbanden. Es war wie ein Spinngewebe. Auf diese Weise nahm unsere Verteidigung einen halbpermanenten Charakter an. Die Soldaten bezogen entweder die Gebäude in den Dörfern oder errichteten Zelte in den Höfen und unter den Bäumen. Nachdem alle diese notwendigen Vorbereitungen beendet waren, wurden noch mehr Späher und Schleichpatrouillen nach vorwärts geschickt, um die Bewegungen und den Verbleib des Feindes zu erforschen.

Bei militärischen Besichtigungen oder Manövern in Friedenszeiten sehen die Leute heiter und zufrieden aus. Aber auf dem richtigen Schlachtfelde haben sie einen wirklichen Kampf um Leben oder Tod mit dem Feind zu führen. In der steten Bereitschaft und dem Pflichtgefühl der auf Feldwache befindlichen Mannschaften liegt das Schicksal des wirklichen Gefechts. Deshalb können Leute in der Vorpostenlinie nachts nicht nach Herzenslust schlafen oder sich an freundlichen Feuern erwärmen. Die Nacht ist die Zeit, wo sie mit offenen Augen am meisten aufpassen müssen. Die Patrouillen auf der Vorpostenlinie und die Späher weit vor der Front müssen versuchen, alles zu be-

obachten. Wenn sie auch noch so ermüdet sind von ihrem Tagewerk, dürfen sie in der Nacht kein Singen der Insekten, keinen Flug der Vögel unbeachtet lassen. Mit verhaltenem Atem und kaltem Blut müssen sie gewöhnt sein, für die ganze Armee hinter sich mit der größten Wachsamkeit zu sehen und zu hören. Wenn man vom Krieg spricht, vergißt man gewöhnlich, von dem Ungemach und der Verantwortlichkeit der Leute in der Vorpostenlinie zu reden. Man spricht nur vom Betragen auf dem Schlachtfelde selbst. Weil ein einziges Mal die Pflicht in dieser Beziehung vernachlässigt worden war, wurden drei Regimenter der englischen Armee im Befreiungskriege von 1777 durch die Amerikaner vollständig aufgerieben und zwar nur durch die Schuld einer einzigen Schildwache.

„Halt! Halt! Wer da!“ Der Ruf des Postens durchbricht die Stille der unheimlichen Nacht. Gelegentlich durchdringen ein oder zwei Schüsse plötzlich die stille Dunkelheit. Wahrscheinlich ist eine feindliche Patrouille entdeckt worden. Ruhe herrscht wie zuvor, die Nacht schreitet voran, eine schwarze Wolkenbank steigt im Norden auf, wird rasch größer und bedeckt den ganzen Himmel mit Tintenfarbe. Der Regen beginnt zu fallen, Tropfen um Tropfen. Diese Erlebnisse in der Vorpostenlinie, während man ein scharfes Auge auf den Gegner hatte, dauerten ungefähr dreißig Tage.

Während dieser Zeit war unsere Verteidigungslinie in guten Zustand gesetzt worden, und die Feinde begannen, hie und da ihren Kopf zu zeigen. Jede Nacht hörte man Flintenschüsse in der Nähe unserer Patrouillen.

„Hauptmann, fünf oder sechs feindliche Infanteriespäher haben sich gezeigt und sind dann plötzlich in ein Tal, fünf- oder sechshundert Meter vor uns, verschwunden.“ Solche Meldungen hörte man immer und immer wieder, Tag und Nacht. Bald begannen wir verschiedene Erfindungen zu versuchen, um die feindlichen Späher auf unsern Vorposten-

linien zu fangen. Eine davon war folgende: Ungefähr zwanzig Ken von unserer Linie entfernt wurde ein Stück Schnur ausgespannt und daran eine andere Schnur befestigt, deren Ende auf den Platz führte, wo unsere Patrouille stand. Die Idee war, daß, wenn der Feind gegen die erste Schnur anstößt, die zweite Schnur durch Zittern es dem Posten anzeigt. Einmal, als solches Signal kam und die Leute herbeistürzten, um den Feind gefangen zu nehmen, war kein menschliches Wesen in Sicht, sondern nur ein großer schwarzer Hund, der bellend und knurrend dastand.

Zehntes Kapitel.

Die ersten Gefangenen.

Die Zahl unserer Patrouillen wurde immer mehr vergrößert und zwar wurden sie eine nach der andern abgeschickt und nicht nur von den Truppen in der ersten Linie, sondern auch von den dahinterstehenden Reserven. Sie waren beinahe immer erfolgreich. Die einen begegneten einem kleinen feindlichen Trupp und zerstreuten ihn. Die andern kamen zurück mit der Meldung, auf welchem Platz eine größere feindliche Truppe versammelt war. Solch ein Erfolg wurde von dem Kommandeur der Brigade oder des Regiments stets freudig begrüßt. Da wir den Feind noch nicht angetroffen hatten, waren wir alle begierig, als Späher ausgesandt zu werden und Gelegenheit zu haben, Hand auf den Feind zu legen. Wenn ich mich recht erinnere, war es am 20. Juni, als einer unserer Offiziere, Leutnant Toki, mit einer halben Kompagnie unter seinem Befehl aufbrach, um gegen Luanni-chiao aufzuklären, aber keinen Russen antraf. Er hinterließ eine kleine Abteilung als Nachhut und zog sich zurück. Plötzlich erschienen zwei russische Späher zwischen seiner Truppe und der Nachhut. Er umzingelte die Russen, aber diese leisteten verzweifelten

Widerstand mit den Bajonetten und wollten sich nicht ergeben. Man mußte auf sie feuern und sie fielen beide, wenn auch noch lebend, in unsere Hand. Dies waren unsere ersten Gefangenen. Wir beeilten uns, sie auszufragen. Sie wurden auf Tragbahren mit Strohmatten gelegt, die man auf dem Fleck zurecht gemacht hatte, und im Triumph an die Seite eines kleinen Baches getragen, nicht weit vom Hauptquartier des Regiments entfernt. Unsere Leute umschwärmten die armen Russen, um sich zum ersten Male am Anblick von Gefangenen zu erfreuen. Nun kamen der Brigadeadjutant und ein Dolmetscher. Die zwei Gefangenen wurden auf verschiedene Plätze gebracht und jeder für sich ausgefragt. Es ist dies eine allgemein beobachtete Methode des Kreuzverhörs, so daß die wirkliche Wahrheit durch Vergleich und Schlüsse aus den verschiedenen Aussagen verschiedener Gefangenen gezogen werden kann.

Wenn man sie verhört, sind die ersten Fragen: „Zu welcher Armee, Division etc. gehören Sie? Wer sind Ihre Oberstkommandierenden? Wo befanden Sie sich in der vorigen Nacht? Wie ist der moralische Zustand Ihrer Armee?“ usw. Selbst, wenn wir nicht die Zeit zu solch eingehenden Fragen haben, müssen wir wenigstens ausfindig machen, zu welchem Truppenteil sie gehören, um so die Verteilung der feindlichen Streitkräfte festzustellen. Wenn sie z. B. sagen, sie gehören zum ersten Regiment Scharfschützen, so können wir aus dieser Feststellung schließen, wer ihr Kommandeur und welches wahrscheinlich sein Schlachtplan ist.

Unsere Ärzte ließen den Gefangenen die nötige Hilfe angedeihen und beruhigten sie, indem sie sagten: „Seid nur ruhig; verlaßt euch darauf, wir werden euch in gute Pflege nehmen. Fühlt euch nur ganz zu Hause und beantwortet wahrheitsgetreu, was man euch fragt.“

Der Arzt sagte uns, daß beide Russen durch die Brust geschossen seien und nicht länger als eine Stunde zu leben

hätten und es deshalb ratsam sei, nur wenige, aber wichtige Fragen an sie zu stellen, solange sie bei Bewußtsein seien. Einer der Examinatoren frug: „Von welchem Regiment und von welchem Platz bist du?“ Der arme Gefangene antwortete lispelnd: „26. Regiment Scharfschützen.“ „Wer ist dein Divisionskommandeur?“ „Ich weiß es nicht.“ Der Dolmetscher rief unwillig: „Wie kannst du sagen, du weißt es nicht; du mußt doch den Namen deines eigenen Kommandeurs wissen!“ Der Gefangene zeigte in seinem ganzen Benehmen Aufrichtigkeit, so daß er wirklich meinte, was er sagte. Er atmete nur mit Schwierigkeit und das Blut rann aus seinem Mund. „Bitte, gebt mir einen Trunk Wasser.“ Ich stand zunächst bei ihm und nahm ein Glas Quellwasser. Als ich ihm den Trunk gab, wollte er es nicht mal ansehen. „Hier ist gekochtes Wasser in meiner Flasche, gib mir das.“ Ich tat, wie er verlangte. Ich weiß nicht, ob dieser Russe selbst im letzten Moment seines Lebens verabscheute, einen Trunk von seinem Feind anzunehmen, aber es packte mich, zu sehen, mit welcher Sorgfalt er die Regel der Hygiene beobachtete, kein ungekochtes Wasser zu trinken. Infolge dieser Charakterstärke hatte er tapfer mit unserem Vorposten gefochten und war niedergestreckt worden. Er war aber nicht der einzige russische Soldat, der den Namen seines kommandierenden Generals nicht wußte. Später, als ich Gelegenheit hatte, eine große Anzahl von Gefangenen zu verhören, fand ich heraus, daß die Mehrzahl ebenso unwissend war. Ferner wußten sie nicht, für was und für wen sie fochten. Neun Mann von zehn sagten, daß sie ins Feld getrieben worden seien, ohne zu wissen, warum und wozu.

Weiteres Befragen dieses Mannes war nicht erlaubt; er wurde weißer und weißer, atmete immer mit mehr Schwierigkeit, sein Ende war nahe. Der Arzt sagte: „Leiden Sie? Haben Sie irgend etwas zu sagen?“ Auf diese freundlichen Worte hob er den Kopf ein bißchen und sagte mit

Tränen im Auge: „Ich habe in meinem Land mein Weib und mein Kind zurückgelassen, laßt sie wissen, wie ich gestorben bin.“ Gleich darauf war es zu Ende. Dieser Mann hat sein Leben geopfert, ohne zu wissen, wofür. In den fernsten Osten getrieben zu werden, um von dem Feind gefangen genommen zu werden und zu sterben, nur an sein Weib und sein Kind denkend! Der unglückliche Mann ließ uns Tränen der Teilnahme in die Augen treten. Er wurde ehrenvoll begraben unter einem Kreuz und der Feldprediger Toyama opferte buddhistische Gebete. Der andere Gefangene war verschieden in Haltung und Benehmen und wir waren weit entfernt davon, ihn zu bemitleiden. Sicher hatten wir keine persönliche Feindschaft gegen ihn oder gegen einen andern von den russischen Streitern; wir waren gerne bereit, die zu bemitleiden, die des Mitleids wert sind, die zu lieben, die der Liebe wert sind. Aber was glaubt man, was wir bei diesem fanden? Als der Dolmetscher den Mann frug: „Wo steht dein Regiment jetzt?“, antwortete er ungefähr wie folgt: „Halt's Maul, ich weiß es nicht. Die Japaner sind grausam, sie sind mitleidlos gegen die Gefangenen. Gib mir Suppe zu trinken, gib mir Tabak.“ Dieses rohe Betragen und die Bemerkungen kamen nicht von wirklichem Mut, der den Feind nicht fürchtet, sondern von reiner Unverschämtheit. Andere Leute, die wir später gefangen nahmen, waren einer ähnlichen Beschreibung wert.

Obgleich die Russen am Nanshan furchtbar geschlagen worden waren, hatten sie noch nicht kennen gelernt, was die eigentliche Fertigkeit der japanischen Armee war, und indem sie sich auf die sogenannte Uneinnehmbarkeit von Port Arthur verließen, unterstützten sie den Feind von kleiner Statur. Sie waren wie die Frösche im Brunnen und wußten nichts von unserem großen Sieg bei Chiulien-cheng und daß die Russen vollständig aus Korea vertrieben waren. Selbst, als man ihnen dies mitteilte, wollten sie es nicht glauben. Sie brüsteten sich mit der Größe ihres Landes und ihrer

Armee. Wann werden die Russen aus diesem falschen Traume erwachen?

Tag und Nacht bemühten wir uns, den Feind ausfindig zu machen. Als einmal ein großes Beobachtungsdetachement ausgeschickt war, begegnete es einer russischen Kavallerietruppe, von der viele getötet und deren Pferde gefangen genommen wurden. Der Feind beobachtete auch uns ununterbrochen aus großer Entfernung. Auf dem Hügel Waitou-shan waren Posten mit Fernrohren aufgestellt, die beständig Signale mit schwarzen Flaggen gaben. Hie und da schickten sie ihre Späher als chinesische Eingeborene verkleidet, um unsere Vorpostenlinie auszukundschaften. Im Anfang wurden wir durch ihr Aussehen getäuscht und einige von unsern Patrouillen wurden in unbewachten Momenten getötet. Später lernten wir vorsichtiger zu sein und erlaubten selbst den echten Chinesen nicht, unsere Linie zu kreuzen. In dieser Zeit verlangte der Bürgermeister des Dorfes in unserer Front die Erlaubnis, in die japanischen Linien kommen zu dürfen, da es für ihn sehr unangenehm sei, daß er sie nicht beschreiten dürfe. Später setzte das Stabsquartier der Brigade ein besonderes Komitee ein, das die Einzelfälle zu untersuchen hatte, und nur solchen, die Familie oder Verwandte innerhalb unserer Linie hatten, wurde erlaubt zu kommen. Wirklich, die Chinesen würden für Geld alles tun! So waren viele von ihnen von den Russen bestochen, um Späherdienste zu leisten. Sie bereiteten uns großen Schaden trotz aller unserer Vorsicht.

Auf diese Weise waren wir mit den nötigen Vorbereitungen auf ein wirkliches Gefecht beschäftigt und warteten auf die richtige Gelegenheit dazu. Aus strategischen Gründen nahmen wir eine Zeitlang keine offensive Haltung an, ließen gern dem Feind die Wahl und schützten uns nur gegen eine Überraschung von seiten der Russen. Inzwischen erschien die feindliche Flotte in der Nähe von Hsiaoping-tao und Heishi-chiao und versuchte, unsern Lagerplatz ausfindig

zu machen, indem sie aufs Geratewohl auf uns feuerte. Endlich kam die Zeit für uns, die aktiven Operationen zu beginnen. Am 26. Juli begann die Belagerungsarmee die Feindseligkeiten und unser Regiment nahm an der Schlacht von Waitou-shan und Kenzan teil.

Elftes Kapitel.

Unsere erste Schlacht am Waitou-shan.

Ungefähr 30 Tage lang hatten wir auf eine gute Gelegenheit gewartet, indem wir uns stark befestigten und fortwährend kleine Scharmützel mit dem Feind ausfochten. Etwas durften wir nicht erlauben, daß nämlich der Feind von verschiedenen erhöhten Punkten, die in seinem Besitz waren, in unser Lager hineinsehen konnte. So hatte er den 372 m hohen Waitou-shan, und den Shungtingshun, einen zweiköpfigen Berg, 352 m hoch, und einen Berg, der später Kenzan oder Schwerthügel getauft wurde und höher und steiler war als die ersten beiden, besetzt. Diese Berge waren vor unserem Angriff sicher, und von diesen Anhöhen konnten die Feinde uns bequem und gemütlich ausspionieren. Sie stellten Fernrohre auf diesem Platz auf und betrachteten so, was wir in unserem Lager und in der Bucht von Talien und in Dalny machten. Das war ein großer Nachteil für uns. Je länger sie diese Höhen in Besitz hielten, um so länger mußten die notwendigen Vorbereitungen hinter der Front verzögert und die richtige Gelegenheit zum Vormarsch und zum Angriff verloren werden. Deshalb war es eine dringende Notwendigkeit, diese überragenden Plätze zu nehmen und dazu auch Hsiaoping-tao, um die feindlichen Kriegsschiffe zu verhindern, daß sie unsere Verteidigung von der Bucht aus bedrohten. Dies war die Ursache für unsere erste Schlacht und den Angriff auf Waitou-shan. Es war keine sehr große Schlacht; der Zweck war einfach,

den Feind von den besetzten Höhen zu vertreiben. Wegen der natürlichen Stärke des Platzes hatten die Russen ihn nicht sehr befestigt und er war deshalb verhältnismäßig leicht anzugreifen. Aber es war unser erstes Gefecht und wir fochten mit ganz besonderer Hitze und Entschlossenheit. Spät in der Nacht des 25., des letzten Tages unserer defensiven Haltung, als die Wachtfeuer im Lager ausgingen und nur noch ein gelegentliches Iahgeschrei der Esel die Stille der Stunde unterbrach, wurde uns ein geheimer Befehl überbracht, uns sofort für das Gefecht bereit zu halten. Warum wurde dieser Befehl in der Mitternacht gegeben? Aus Furcht vor den Eingeborenen. Unser Marsch und Angriff sollte schon am 24. beginnen, aber als wir unsere Vorbereitungen zum Aufbruch trafen, erkannten wir bald, daß die Eingeborenen den Feind über unsere Bewegungen und Absichten verständigt hatten. Deshalb unterließen wir es an jenem Tag und der Tagesanbruch des 26. war von neuem für den Angriff bestimmt worden, damit wir unsern Marsch antreten konnten, bevor die Eingeborenen irgend etwas ahnten. In dieser Nacht konnte ich nur schlecht schlafen vor Aufregung. Ich warf mich im Bett hin und her, malte mir die morgige Schlacht aus und sprach mit meinem Kameraden im Nebenbett Unsinn. Ich sah gelegentlich das Aufblitzen kleiner Feuer in der Dunkelheit und wußte, daß auch noch andere, außer mir, rauchten und nachdachten. Bald war die ganze Atmosphäre des Lagers mit ruhiger Geschäftigkeit erfüllt. Offiziere und Leute sprangen aus den Betten, begannen die Zelte und die Mäntel so geräuschlos wie möglich zusammen zu legen. Indem wir unsere knarrenden Tornister mit möglichster Vorsicht umhingen, schlichen wir mit heimlichem Hochgenuß durch das Gras, alle nach dem Platz, wo unsere Gewehrpyramiden waren. Der Himmel war tintenschwarz von Sommerwolken. Die Bajonette und die Sterne an der Mütze waren die einzigen glitzernden Punkte im Dunkel. Obgleich die Augen noch schlaftrunken, waren

doch alle eifrig und entschlossen. „Habt ihr nichts zurückgelassen? Sind alle Feuer gelöscht?“ Auf einmal wurde die ganze Linie still und begann auf das Kommando: Marsch! sich leise vorwärts zu bewegen. Wir hatten uns sehr still zu verhalten, bis wir ziemlich weit aus dem Dorfe heraus waren, damit die Chinesen, wenn sie morgens aufstanden, durch unsere Abwesenheit überrascht würden. Da war jetzt die Gelegenheit, wo wir den leisen Marsch ausführen konnten, den wir früher eingeübt hatten. Obgleich wir nur einen Monat auf dem Platz geblieben, waren uns bis zu einem gewissen Grade seine Bäche und Hügel lieb geworden. Das Dorf war uns wie eine zweite Heimat. Wie konnten wir gleichgültig bleiben für den Baum, der uns Schutz gewährt, und den Bach, dessen Wasser wir getrunken? Unter den Dorfbewohnern war ein alter Mann namens Chang Tienshin, ein Nachkomme der Flüchtlinge aus der Zeit der Mingdynastie. Er hatte uns immer getreulich geholfen, morgens Wasser zu schöpfen und abends Feuer anzumachen. Dieser gute Mann entdeckte, daß wir gingen, und arbeitete die ganze Nacht, um uns zu helfen. Als wir unsern Ausmarsch begannen, stand er am Ende des Dorfes, um sich zu verabschieden. Wahrlich, wir konnten solch einen Mann nicht so bald vergessen und oft noch pflegten wir uns über seine wertvollen Dienste zu unterhalten.

Der Morgennebel verhüllte den Himmel, die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Sonnenflagge war an der Spitze unserer Marschkolonne. Weit weg auf unserer rechten Flanke hörte man verschiedene Schüsse. Hatte die Schlacht wirklich schon begonnen?

In diesem Augenblick begann die rechte und linke Marschkolonne unserer Armee zur selben Zeit das Gefecht. Die rechte ging zum Angriff auf die Höhe südwestlich des Dorfes Pantou vor, die linke gegen die feindlichen Befestigungslinien auf den Höhen östlich vom Luanni-chiao-Hügel, d. h. vom 360-m-Hügel im Norden bis zum Shuangting-shan

im Süden. Unsere, d. h. die mittlere Abteilung des linken Flügels, war bestimmt zum Angriff auf Waitou-shan. Wir marschierten leise, banden den Pferden die Zungen, rollten unsere Flagge zusammen und nahmen Gewehr bei Fuß. Als wir nahe an den Berg kamen, ergoß der Feind eine kräftige Salve von der Spitze des Hügels auf uns herab und leistete heftigen Widerstand. Tapferer, würdiger Feind! Wir antworteten mit Schnellfeuer und sandten ihm einen Regen von Kugeln und Geschossen. So war er auf der Anhöhe und wir am Fuße des Hügels; deshalb fielen die Kugeln wie Regentropfen auf unsere Köpfe und wirbelten zu unsern Füßen Staub auf. Endlich war der Vorhang des ersten Aktes aufgezogen. Dies war die erste Gelegenheit, unsere Kräfte mit den feindlichen zu messen. Die hin und her sausenden Gewehrgeschosse und Granaten wurden immer häufiger und immer heftiger, je länger es dauerte. Die Gasexplosionen des rauchlosen Pulvers füllten das Schlachtfeld mit einem häßlichen Geruch. Der Ton des Öffnens und Schließens der Gewehrverschlüsse, des Herausspringens der leeren Patronenhülsen, der pfeifenden Kugeln, der heulenden Granaten, verwundend, wo sie hinfielen, wie aufregend, wie erhaben! Der Ruf: Vorwärts, vorwärts! ertönte von allen Seiten. Steile Hügel —, schwertgleiche Felsen waren erstürmt und erklettert in einem raschen Anlauf. Die Patronen rasseln in den Patronentaschen, die Schwerter hüpfen und das Herz tanzt vor Freude. Marschieren und schießen, schießen und marschieren! Die feindlichen Geschosse regnen dicht, unsere Kugeln fliegen gen Himmel. Das Gefecht wird immer heftiger. Wir müssen den Feind mit unserem Feuer belästigen, bis wir seine Truppe durchbrochen haben. Das Bajonett macht den Kehraus, aber die Gewehre müssen die Hauptpartie in der Schlacht spielen. Wir müssen daher sehr sorgfältig schießen. Wenn das Gefecht beginnt, fängt man leicht an zu tanzen vom Kopf bis zur Zehenspitze. Man verliert seine Haltung in der Aufregung. Das darf aber nicht sein. Es

ist schwer, kaltes Blut zu behalten, aber das Zielen und Abdrücken muß sehr bedächtig geschehen, trotz Schlachtenlärms und schwerer Verluste. In diesem Geheimnis liegt der Sieg. „Beim Ziehen des Drückers sei bedacht, so leis, wie fallender Frost in der Winternacht." Dieses Gedicht lehrt das Geheimnis des Sieges. Solch ein kaltblütiger, überlegter Schuß trifft ganz sicher sein Ziel. Ein Feind nach dem andern fällt. Dann folgt der Schlußsturm, wenn die Nationalhymne gesungen, das Kimi-ga-yo gespielt und das Banzai für den Kaiser ausgebracht wird. Dies ist der natürliche Verlauf der Dinge.

Die Stimmung der Leute in der Feuerlinie besserte sich fortwährend, das Schlachtfeld wurde immer belebter. Die Zahl der Verwundeten vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick. Dem Ruf: Ach! folgt ein schwerer Fall und der Mann ist ganz bewußtlos. Der Schlußakt nähert sich, der Feind beginnt zu wanken. Einen Fuß vorwärts, einen Fuß rückwärts, ist er in unentschlossener Stimmung. Das ist die Zeit für Tokkan! Tokkan! die Zeit für ein Geschrei wie der Ton einer zerbrochenen Glocke, für einen Sturz auf den Feind. Horch, der starke Kugelregen hört auf, gefolgt von einem Schreien wie Hunderte von Donnern. Berge und Täler werden erschüttert, Himmel und Erde bewegen sich. Unser Kompagniechef, Hauptmann Murakami, springt laut schreiend und sein langes Schwert schwingend vorwärts, die Soldaten folgen seinem Beispiel und durchdringen die feindlichen Linien, schreiend, schießend, tanzend, springend. Darauf drehen die Russen den Rücken und rennen um ihr Leben, indem sie Waffen, Pulver, Mützen usw. zurücklassen. Wie schön und rasch sie ausreißen, das verdient wenigstens unser Lob. Waitou-shan fiel in unsere Hände für immer. Wir hatten kein sehr schweres Gefecht, aber dieser erste Erfolg war wie ein Steigbügeltrunk. Medetaki, medetaki! Wir ließen um 8 Uhr am 26. Juli unser von Herzen kommendes Banzai in den Morgenhimmel ertönen.

Zwölftes Kapitel.

Die Einnahme von Kenzan.

Nachdem Waitou-shan verhältnismäßig leicht genommen war, begannen die kühngewordenen Tausende unserer Soldaten den fliehenden Feind auf einem schmalen Pfad zu verfolgen, der von Lingshuiho-tzu nach dem 368-m-Hügel führte, d. h. zum Kenzan. Der Zweck dieses Marsches war, die Russen, die Kenzan besetzt hielten, anzugreifen. Unsere Leute waren eifriger und enthusiastischer als je und glaubten, diesen Hügel durch Handstreich nehmen zu können.

Kenzan ist ein sehr steiler, felsiger, schroffer Berg und der uns zugekehrte Teil war besonders steil und schroff, so daß ein Mann ihn hätte gegen Tausende, die heraufklettern oder heruntersteigen wollten, verteidigen können. Dieser Hügel hatte eigentlich keinen Namen, aber die Russen hatten ihn Fünferberg getauft. Nachdem der Platz eingenommen war, gab ihm General Nogi den Namen Kenzan oder „Schwerthügel" in Erinnerung an den berühmten steilen Hügel Tsurugi-ga-mine in Shikoku in der Nähe unserer heimatlichen Kaserne, um so den Ruhm des Regiments zu verewigen, welches diesen steilen Platz erstürmt hatte. Wir wußten im Anfang nicht, wie stark die russische Streitkraft war, die hier stand. Wir hatten nur feststellen können, daß etwas Infanterie und mehr als zehn Geschütze zur Verteidigung vorhanden waren. Unser Regiment als Reserve ging um den Fuß des Waitou-shan herum und machte in den bebauten Feldern nahe der Seeküste halt. Um diese Zeit war es sehr heiß in Liaotung. Dazu kam, daß wir keinen Wasserlauf fanden, um unsern Mund zu netzen; kein Baum oder Busch in der Nähe des Dorfes gab uns Schatten, unsere Stellung war sogar ohne Gras und wir waren den glühend heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, welche unsere Mützen zu durchbohren und unsere Köpfe zu schmelzen

schienen. Wir trösteten uns indes mit dem Gedanken, daß diese schreckliche Hitzqual nicht lange dauern könne und daß wir bald eine Gelegenheit zum wirklichen Gefecht haben würden. Aber wir verblieben in dieser Stellung von 9 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags, d. h. die heißesten Stunden des Tages. Weitab zur Linken war das rauschende Wasser der See im Osten zu sehen. Wie gelüstete es uns nach einem kalten Bade, bevor wir vorwärts in die Schlacht gehen, um zu sterben. Wir konnten nicht anders, das Wasser lief uns im Munde zusammen beim Anblick der fernen See.

Nach einiger Zeit erschien ein russisches Kanonenboot in der Nähe von Hsiaoping-tao, einer Insel zu unserer Linken, und begann auf unsere Reservetruppen zu schießen. Viele Rauchringe zerrissen in der Luft, und dann ertönte ein schwirrender Laut und das Geschoß fiel mit einem ungeheuren Geräusch in unsere Stellung. Schuß auf Schuß, Geräusch auf Geräusch; einige trafen Felsen und sprengten Splitter und Rauch umher und der Felsen selbst ging in Stücke. Von sicherer Entfernung aus gesehen, ist es ein herzerhebender Anblick, aber wir würden einen wirklichen Treffer nicht sehr begrüßt haben. Beinahe alle Schüsse kamen nahe zu uns, aber glücklicherweise wurde niemand verwundet. Bald hörten wir Gewehrschießen und Kanonendonner in der Richtung auf Kenzan und wir wußten: der Angriff hatte begonnen. Wir waren begierig zu marschieren und in die Schlacht einzugreifen. Wie freudig begrüßten wir den Befehl: Vorwärts, marsch! Kaum gehört, sprangen alle Leute wie Federn auf und richteten ihre Augen auf das Gesicht des Obersten. Das tapfere Betragen des Kommandeurs wird stets von den Leuten als Vorbild betrachtet. Hauptsächlich in dem wichtigen Moment, wenn die Entscheidung des Tages fällt, wird die unerschrockene Haltung des Kommandeurs und sein standhafter, ruhiger Blick seine Leute mit neuem Mut und der Energie beseelen, die zum schließlichen Siege führen.

Wir traten den Marsch an. Unsere schweren Tornister würden unsere Tätigkeit gehindert haben. Die Leute beeilten sich daher, ungefähr eine Tagesration Nahrung in einen langen Sack zu stecken, der auf dem Rücken befestigt wurde, und rollten die Mäntel um ihre Schultern. Ich nahm zwei oder drei Zigaretten aus meiner Packtasche und trat den Marsch sofort an. Ohne besonderen Befehl von irgend jemand wurden die Schritte schneller und schneller. Wir marschierten einen langen Weg in der Richtung, von wo der Kanonendonner und das Gewehrgeknatter zu hören war. Wir kamen dem Geräusch der Schlachtlinie immer näher und näher. Als wir den Ort wirklich erreicht hatten, hüpften unsere Herzen vor Freude. Der vom Feind besetzte Berg erhob sich in Front vor uns geradezu senkrecht. Unsere vordersten Linien wechselten ohne Unterlaß Schüsse mit den Feinden. Als das Gefecht immer stärker und stärker wurde, vermehrte sich die Anzahl der Verwundeten im Verhältnis. Sie wurden in rascher Reihenfolge zurückgebracht. Blutbefleckte Soldaten auf Tragbahren, verwundete Leute, die sich mit Mühe, auf ihre Gewehre gestützt, fortbewegten. Der Anblick dieser Unglücklichen machte die gesunden Leute nur noch eifriger im Bestreben, sie zu rächen. Der Kampf wurde immer heftiger. Unsere Artillerie versuchte die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen, unsere Infanteristen kletterten einer hinter dem andern die steilen Höhen hinauf. Halt — Schuß — klettern — wieder Halt und Schuß! Der ganze Himmel war mit grauen Wolken bedeckt. Weißer und schwarzer Rauch stieg in Säulen auf. Granaten fielen nieder wie ein Hagelschauer. Nach einer Weile brachte unsere überlegene Artillerie 3 oder 4 Geschütze wirklich zum Schweigen. Unsere Infanterie kam ganz nahe an den Feind heran, als zwei Minen vor ihr explodierten. Unsere Leute waren in schwarze Staubwolken eingehüllt; wir fürchteten, daß großer Schaden geschehen sei, aber seltsamerweise war nicht ein Mann gefallen, als die Wolken

sich zerteilt hatten. Der Feind hatte eine große Menge Pulver vergeudet nur mit dem Erfolg, Staub aufzuwirbeln. Die Russen versuchten, unser Vordrängen nicht nur durch explodierende Minen, sondern auch durch wiederholte Salven von der Spitze des Berges zu verhindern. Die Salven wurden so rasch wiederholt, daß wir kaum das Gesicht gegen den Feind erheben oder den Kopf bewegen konnten. Trotzdem marschierten wir vorwärts ohne Furcht und Zögern. Eine kleine Anzahl Leute an der Spitze der Linie erkletterte die Felsen und Abgründe, bereit vernichtet zu werden. Ermutigt durch ihr Beispiel folgten größere Mengen und drangen auf den Feind ein wie eine Sturmflut. Das Schreiten über Minen, der Ansturm gegen das Gewehr- und Kanonenfeuer, welches von der Front und der Seite kam, die außerordentliche Gefahr und Schwierigkeit unseres Angriffs ging über alle Beschreibung. Der Feind leistete verzweifelten Widerstand. Dieser vom Himmel geschützte steile Kenzan war zu wichtig, um ihn aufzugeben. Plötzlich erscholl ein ungeheures Geschrei, das durch unsere ganze Linie ging; alle Offiziere sprangen mit gezogenen Schwertern und blutunterlaufenen Augen in die feindliche Festung, schreiend und heulend und ihre Leute zum Nachfolgen auffordernd. Ein Kampf, der an die Hölle erinnert, folgte, in welchem Bajonett gegen Bajonett klirrte, Schuß mit Schuß erwidert wurde. Schreien und Geheul waren vermengt mit dem Jammern der Verwundeten und Sterbenden. Bald war die Schlacht von uns gewonnen trotz des verzweifelten Widerstandes. Der Feind machte kehrt und ließ viele Andenken seiner Niederlage zurück. Es wurden zwei oder drei Banzai ausgebracht. Freude und Glückwünsche hallten von allen Höhen des Kenzan, als er nun wirklich unser war. Die Flagge der aufgehenden Sonne wurde auf der Höhe des Berges aufgezogen. Werden wir ihn, einmal in unserer Hand, jemals dem Feind wieder zurückgeben?

Dreizehntes Kapitel.
Gegenangriffe auf den Kenzan.

Nachdem der Kenzan in unserer Hand war, wurde auch Shuangting-shan und seine Nachbarschaft bald von uns eingenommen. Durch den Rauch sah man unsere Fahnen über den Truppen wehen, die jetzt diese Plätze besetzten und deren donnergleiches Triumphgeschrei vom Wind herübergetragen wurde. Dieses Shuangting-shan war ebenso wichtig als Kenzan. Keine von diesen Positionen durfte in den Händen des Feindes bleiben. Aber Shuangting-shan war nicht stark befestigt und die Russen konnten es nicht lange gegen uns halten; es war leichtes Spiel für uns. „Wenn eine Wildgans erschreckt ist, kommt die ganze Kette Wildgänse in Unordnung; wenn eine Kompagnie wankt, ist die ganze Armee geschlagen", so sagt ein altes Sprichwort. Nachdem die Russen Kenzan verloren, auf welches sie sich so sehr verlassen hatten, fiel Shuangting-shan wie ein welkes Blatt und auch Hsiaoping-tao wurde unser. Diese Insel ist links vom Shuangting-shan und, wie ich bereits erwähnt habe, erschienen russische Kriegsschiffe in ihrer Nachbarschaft und griffen uns von der Flanke an. Dieser Versuch, unsere Seiten mit einem scharfen Speer zu durchbohren, war sehr wirksam. Obgleich die Schiffe mehr als einmal von unserer Flotte nach Port Arthur zurückgetrieben wurden, kamen sie bei jeder Gelegenheit wieder heraus, um unsere Flanke zu bombardieren. Während der Schlacht vom 26. waren auf diese Weise drei oder vier Kanonenboote des Feindes in jener Gegend und erschwerten unsern Angriff auf Kenzan und Shuangting-shan stark. Deshalb wurde der linke Flügel unserer Kolonne beordert, die Insel zu nehmen, und sie kam bald in den Bezirk unseres Einflusses. So kam die ganze erste Linie der feindlichen Verteidigung um Port Arthur herum vollständig unter unsere Flagge. Jede Ab-

teilung unserer Armee war beim Angriff vom 26. erfolgreich und dies gab uns einen ganz enormen Vorteil für die fernere Entwicklung unseres Schlachtplanes. Wir waren nun in der Lage, ebenso auf die feindlichen Bewegungen herabzusehen, wie sie von denselben Höhen vorher unser Tun ausspionierten. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Russen versuchten, diese günstige Stellung zurückzuerobern. Man sagt, daß General Stössel der ganzen Armee befohlen habe, koste es, was es wolle, diesen Kenzan zurückzuerobern, weil er ihn für unentbehrlich für die Verteidigung von Port Arthur hielt. Dies war auch ganz natürlich. Aber wir Japaner hatten beschlossen, nie mehr diesen Platz dem Feind zurückzugeben, was für Gegenangriffe und Kriegslisten wir auch zu erdulden hätten. Wenn der Feind zu einem großen Opfer bereit war, so waren wir ebenso willig zu demselben Opfer bereit. Tapfere Russen, kommt und attackiert uns zwei-, dreimal, wenn euch daran liegt, es später zu bereuen! Was sie taten, war, den Tiger vom Eingangstor fernzuhalten, nicht wissend, daß der Wolf bereits in der Hintertüre stand.

Der lange Sommertag ging zu Ende, ein graues Licht hüllte Himmel und Erde nach der Schlacht ein. Warme, unangenehme Winde wehten über das blutgetränkte Gras und dem Getöse der Schlacht folgte ein tiefes Schweigen. Man hörte nichts außer einzelnen Gewehrschüssen mit ihrem dumpfen, zwecklosen Knall. Dies war nichts als ein Ins-Blaue-Schießen des Feindes, um seinem Zorn und Verdruß Luft zu machen. Für uns war es nur eine Erheiterung. Plötzlich begannen dunkle Wolken die Bergspitzen zu umhüllen, der ganze Himmel wurde in einem Augenblick schwarz. Es folgten Blitz und Donner und Regentropfen fielen wie Gewehrkugeln. Die Natur schien die verzweifelte, blutige Szene, die wir kurz zuvor aufgeführt hatten, wiederholen zu wollen. Dieser Kampf mit den Elementen war eine weitere Strapaze für unsere Leute, die nicht einmal einen Baum zu ihrem Schutz hatten; alle sahen aus wie durchnäßte Ratten.

So verbrachten wir die Nacht auf dem Berge im Regen, indem wir auf das Wiehern unserer Pferde an seinem Fuße horchten.

Eine heftige Schlacht ist gewöhnlich von einem schweren Sturm und Regenschauer begleitet. Wenn die Schlacht auf ihrer Höhe ist, verdunkelt sich der Himmel durch Pulverrauch und die ganze Szene ist düster und schaurig. Dann kommt ein schwerer Regenguß und ohrenbetäubender Donner, um alles Unreine des Schlachtfeldes wegzuwaschen. Diesen Regen nennt man die Freudentränen des Siegers und die Sorgentränen des Besiegten; sie sind auch Trauertränen für die toten Kameraden. Es war sicher, daß solch eine stürmische Nacht vom Feind benutzt würde, um die verlorene Stellung zurückzuerobern. Aber wir waren nach unserem Sieg nicht achtlos und sorglos, wie der Feind sich einbildete. Der Lärm des Donners und der fallende Regen machten uns nicht weniger wachsam. Jedesmal, wenn sie uns besuchten, waren wir bereit, sie ans Tor zurückzuschicken zum Dank für ihre fruchtlose Visite. Wenn wir einmal einen Platz erobert haben, wird eine wachsame Vorpostenkette überall eingerichtet, um die überraschenden Gegenangriffe des Feindes in jedem Augenblick zurückzuschlagen. Wir nennen das: „Im Sieg das Helmband anziehen."

Sieben Tage nachdem wir Kenzan und Shuangting-shan genommen hatten, begann der Feind den Gegenangriff um die Mitternacht des 3. Juli. Er schien Kenzan mit einer überwältigenden Macht zurückerobern zu wollen. Ungefähr acht- oder neunhundert Mann Infanterie rückten geradeaus von Wangchia-tun an, ihre Artillerie bezog Stellungen in und um Tashih-tung und begann, auf uns mit großer Energie zu feuern. Wir hatten das die ganze Zeit erwartet und waren nicht überrascht. Alle unsere Geschütze und Gewehre waren auf ihre Front konzentriert. Sie waren tapfer genug, trotz des Kugelregens auf uns einzudringen. Aber unser Feuer war zu viel für sie, sie fielen wie eine Reihe Kegel. Die

Offiziere an ihrer Spitze schwangen die langen Schwerter in der Luft und sprangen wütend vorwärts, um zu fallen. Bei jeder Salve fielen sie wie Herbstblätter im Winde. Der Rest des Feindes sah die Unmöglichkeit, uns Widerstand zu leisten, ein und rannte in vollkommener Auflösung in die Täler zurück. Ihre Infanterie hatte sich zurückgezogen, aber die Batterie war nicht so leicht zum Schweigen zu bringen. Sie hielt noch eine Zeitlang aus und feuerte stark auf unser Zentrum. Aber vielleicht nahm der Anblick der fliehenden Infanterie den Artilleristen den Mut; nach einiger Zeit wurde das Geräusch des Feuers geringer und geringer und bald lag die ganze Schlachtlinie so ruhig da wie im Traum. Wir riefen wieder und wieder Banzai! Des Feindes erster Versuch, Kenzan zurückzuerobern, war abgeschlagen. — Die Russen waren so beharrlich in ihrem Versuch, die verlorene Stellung wieder zu erobern, daß bald nach dieser schweren Niederlage ungefähr dieselbe Anzahl Infanterie wie zuvor am Taipo-shan erschien. Sie näherten sich unserer ersten Linie, die spielende Regimentsmusik hinter sich. Als die Entfernung zwischen den zwei Parteien nur noch sieben- oder achthundert Meter betrug, entwickelten sie sich unter Hurrageschrei und drangen tapfer auf uns ein, ermutigt durch den Ton der Querpfeifen und Trommeln. Wir empfingen sie mit einem heftigen Schnellfeuer und töteten alle, die vorgingen, und auch die, die zurückgingen. Eines unserer Detachements ergriff sogar die Offensive. Dies war abermals zuviel für die Feinde. Sie machten kehrt und rannten zurück nach Taipo-shan. Trotzdem sie nun einsehen mußten, daß es für sie unmöglich war, uns zu schlagen, wiederholten sie einen Angriff nach dem andern, jedesmal unter frischen Opfern an Menschenleben, aber fest entschlossen, Kenzan zurückzuerobern. Diese Zähigkeit ist wirklich einer großen Macht würdig und verdient unsere Bewunderung. Gerade, wie wir unsern treuen und tapferen Yamato-damashii haben, haben sie ihren unerschrockenen Mut, der eine Eigentümlichkeit der slavischen

Rasse ist. Des Tigers Brüllen verursacht Sturm und der Atem des Drachen bildet Wolken am Himmel. Jede der beteiligten Parteien hatte einen würdigen Feind, um ihre Kräfte zu messen.

Um 1 Uhr morgens am nächsten Tag, dem 4., brach der Feind in der Mitternachtdunkelheit heraus und überraschte uns auf dem Kenzan mit einer zum voraus als verloren aufgegebenen Abteilung. Diese Bewegung war so rasch und geschickt, daß kein Grashalm, kein Stein verschoben wurde. Sie kletterten geräuschlos die steile Höhe hinauf, ebenso plötzlich machten sie unsere Posten nieder und sprangen in dichtem Schwarm in unser Lager, ihre Schwerter und Gewehre mit lautem Geschrei schwingend. Da entstand eine große Verwirrung und ein verzweifeltes Ringen. Es war stockdunkel und man konnte Freund und Feind nicht unterscheiden; das einzige, was man tun konnte, war, soviel als möglich zu hauen und zu stoßen, ohne zu wissen, wen. Man konnte gar nichts sehen; jeder hörte und fühlte bloß den schweren Fall seines eigenen Gegners. Abermals war unsere Verteidigung zu stark für die angreifende Partei; sie zog sich den Hügel hinunter enttäuscht zurück, wenn auch in guter Ordnung. Wir waren alle erstaunt über ihre Ausdauer und ihren Mut. Selbst die zurückgelassenen Verwundeten versuchten, uns mit Gewehr und Säbel Widerstand zu leisten. Besonders einer von ihnen, der schwer verwundet war und im Begriff zu sterben, erhob seinen gesenkten Kopf und lächelte ein häßliches Lächeln der Verachtung.

Nachdem eine so geschickte und gut erdachte Überraschung fehlgeschlagen war, glaubten wir, daß sie jeden Gedanken an einen weiteren Angriff auf uns aufgegeben hätten. Entgegen unserer Erwartung hielten sie indes an ihrer Absicht, Kenzan durch alle Mittel zurückzuerobern, fest. Bei Tagesanbruch am selben Morgen versuchten sie einen offenen Angriff mit starken Kräften. Dieser Sturm

war besonders heftig. Diesmal zeigten sie sogar noch mehr Entschlossenheit als zuvor; ihre Artillerie unterhielt ein fortdauerndes Feuer, unter dessen Schutz die Infanterie ihren Vormarsch begann. Die Zahl der Leute in der ersten Linie wurde beständig vermehrt und sie schienen entschlossen, uns Kenzan diesmal zu entreißen, mochte es kosten, was es wolle. Trotz unserer vorteilhaften Stellung, trotz unserer Erfahrung bei dem wiederholten Zurückschlagen des Feindes war es für uns nicht leicht, den Ansturm dieser starken russischen Truppenmacht abzuschlagen. Aber auch wir hatten die Anzahl unserer Leute vergrößert und unsere Verteidigungsmittel soviel als möglich in der Erwartung eben eines solchen Angriffes verbessert. Infolgedessen war dieses Gefecht ebenso heftig wie unser Angriff auf den Kenzan. — Die Artillerie des Feindes wurde von Stunde zu Stunde vermehrt und besetzte die Höhe, die Wangchia-tun, Maotao-liu, Antzuling usw. verbindet. Ihre Hauptkraft war gegen den Kenzan und im allgemeinen auf unsere Infanteriestellung gerichtet. Ihre Art, Schrapnells auf uns zu schleudern, war sehr energisch und sie erwiesen sich als bessere Schützen wie je. Ohne die Unterbrechung auch nur einer Minute oder Sekunde regnete es Geschosse und Granaten auf uns in schwerer Menge. Vom frühesten Morgen an unterhielt unsere Artillerie und Infanterie Schnellfeuer und versuchte, den Feind vom Näherkommen abzuhalten, fest entschlossen, ihm den Eingang zu verwehren und ihm auch nicht einen Schritt auf den Platz zu erlauben, den wir mit unserem Blut genommen hatten. Die auf dem Kenzan aufgestellten Leute hatten eine besonders schwere Zeit. Aber sie standen fest unter dem wütenden feindlichen Feuer und hemmten, wenn auch mit großer Schwierigkeit, den Versuch, in unsere Stellung einzudringen. Oft waren sie hart bedrängt und in Gefahr, überwunden zu werden. Aber jedesmal feuerten die Offiziere in der Front sie an, indem sie schrien: Schießt, schießt! dabei den Feind mit wütenden Augen und Schaum vor dem

Munde anstarrend. Die Leute hielten die Augen fest auf den Feind gerichtet, ihre Hände waren ununterbrochen mit Laden und Abdrücken beschäftigt. Sie nahmen ihre ganze Energie zusammen und sparten kein Pulver, mit dem sie zu andern Zeiten so sorgfältig umgehen.

Das Feuer wurde von beiden Seiten immer rascher und heftiger, so daß Vögel keinen Platz gehabt hätten, um zu fliegen, oder Tiere, um sich niederzulassen. Tausende und Tausende von Kugeln und Granaten durchschwirrten die Luft und erregten einen dumpfen Lärm in der schwergeladenen Atmosphäre. Der ganze Himmel und die Erde schienen der Schauplatz von wütenden, fanatischen Dämonen und wir konnten nicht vorhersagen, wann diese Szene enden würde. Das feindliche Artilleriefeuer war sehr stark. Ihre Zeitzünderschrapnells flogen zu uns in Garben, explodierten über unsern Köpfen und töteten und verwundeten unsere Leute mitleidlos. Die Explosionen ihrer Schrapnells-Aufschlagzünder bohrten die Erde auf und warfen Sand vor und hinter unsere Schützenlinie, zugleich dicken schwarzen und weißen Rauch erzeugend. Der Kampf und Widerstand unserer Artillerie gegen einen solch heftigen und unaufhörlichen Angriff ging über alle Beschreibung. Sie war zeitweise gezwungen, ihre Position zu verändern. Der Ausgang des Tages hing noch unentschieden in der Luft. Die Kräfte des Feindes wurden von Zeit zu Zeit durch frische Leute verstärkt; diese erneuerten den Angriff wieder und wieder. Aber auf unserer Seite wurde ein Teil der Hauptreserve in die Schlachtlinie hereingezogen; außerdem wurden verschiedene Batterien schwere Artillerie von Pantao nach Kuangni-chuan, Tashung-tun und die Nachbarschaft geschickt. Das schwere Marineartilleriekorps stand in Shakou-ho im Süden. Mit dieser großen Verstärkung auf beiden Seiten drohte jede Partei, die andere völlig aufzureiben. Das Gefecht wurde immer verzweifelter. Der Donner der Kanonen und Gewehre dauerte vom Morgengrauen bis zur Abend-

dämmerung und trotzdem ließ er nicht an Stärke nach. Der Feind schien bemüht, von dem großen Eindruck, den sein Feuer machte, Vorteil zu ziehen, und wollte unter seinem Schutz attackieren. Aber je schärfer sie angriffen, um so wachsamer waren wir und antworteten jederzeit mit einer entsprechenden Gegenattacke. Der melancholische Strahl der untergehenden Sonne fiel auf die traurige Szene des Schlachtfeldes mit ihrem schwarzgrauen Hintergrund, welcher den Schrecken des Anblicks noch vermehrte. Diese Traurigkeit verband sich mit unserer Sorge über den Ausgang des Kampfes. Sollte die heutige Schlacht ohne Ergebnis bleiben? Nein! Der Feind würde seine Angriffe mit Anbruch der Nacht nicht aufgeben; im Gegenteil, er hatte die Absicht, einen großen Nachtangriff auf uns zu machen und deshalb von morgens bis abends auf uns gefeuert, um unsere Anzahl und Munition zu erschöpfen. Wir waren sicher, daß das seine Absicht war, und so warteten wir bei Einbruch der Nacht auf sein Kommen mit noch größerer Wachsamkeit als sonst. Wie wir vorausgesehen, setzte sich die ganze feindliche Linie spät in der Nacht in Bewegung und versuchte den Sturm auf Kenzan, um diesen Platz mit einem einzigen starken Schlag zu erobern. Sie drangen auf uns ein mit Zorn und Wut. Ihre Bajonette glitzerten in der Dunkelheit wie der Widerstrahl der Sonne auf Eis und Frost. Ihr Hurra tönte wie der Schrei von Hunderten wilder Tiere. Nun ist es Zeit für uns, zu zeigen, aus was wir gemacht sind! Mit diesem Gefühl im Herzen eröffneten wir auf einen Schlag ein gutgezieltes Feuer. Beinahe alle Schüsse trafen. Wir waren sicher, daß der Feind bei einem solchen Feuer geschlagen werden mußte. Das Hurra wurde leiser und leiser, der Glanz ihrer Seitengewehre verschwand allmählich im Dunkel; zuletzt wurde der ganze Ort völlig ruhig, so daß wir die melancholischen Töne der Sommerinsekten hören konnten, die im Grase sangen, und das Stöhnen der verwundeten Russen, die auf

dem Felde zurückgeblieben waren. Am Himmel hingen dicke Wolken schwer auf uns nieder, die jeden Augenblick mit Regen drohten. Gegen unsern Willen regneten zuerst unsere Augen für unsere Kameraden, die in der Schlacht gefallen waren. Später, als wir alle Informationen erhalten hatten, fanden wir heraus, daß die Anzahl der Russen, die frühmorgens den Angriff begann, ungefähr tausend war. Sie wurden nach und nach verstärkt bis zu fünftausend und zuletzt waren es mehr als zehntausend. Außer diesen erschienen noch Kanonenboote an der Küste von Suangwangtan und feuerten stark auf unser Zentrum und den linken Flügel. Aber selbst diese starke vereinte Macht von Armee und Marine konnte ihre heiß ersehnte Absicht nicht erreichen; alle ihre Kriegslisten und Schliche halfen ihnen gegen uns nichts. Nach diesem, dem vierten und schwersten Angriff, schienen sie den Mut und die Hoffnung verloren zu haben und machten keinen weiteren Angriff auf den Kenzan. Das einzige, was sie fortgesetzt taten, war, unser Lager zu beobachten und Tag und Nacht langsames Feuer auf uns zu richten, begleitet von gelegentlichen Nachtangriffen in kleinerem Maßstabe, mit der Absicht, ihre Verteidigungswerke, die sie in großer Eile entlang dem Hügel von Taipo-shan errichteten, zu decken und zu schützen.

Vierzehntes Kapitel.

In der Defensive.

Was für ein verdrießliches, quälendes Geschäft ist die Verteidigung. Wir müssen sowohl moralisch wie materiell vorbereitet sein, zu marschieren oder zu fechten, und doch müssen wir warten, bis der richtige Augenblick kommt. Das Schwert hängt wehklagend wegen seiner Untätigkeit vom Gürtel herunter, die Armmuskeln schmerzen vor Faul-

heit, und doch müssen wir warten, bis die richtige Zeit kommt. Aber die Defensive ist der erste Schritt zur Offensive. Wir müssen zuerst alle möglichen Mittel anwenden, um durch eine wachsame Defensive genau und eingehend die Lage des Feindes festzustellen und seine Absichten ausfindig zu machen, bevor wir unsere eigenen Pläne festlegen und den Angriff beginnen. So ist unsere Defensive wie ein Drache, der sich eine Zeitlang in einem Sumpf verbirgt und dessen Atem Wolken und Nebel um ihn verbreiten, die zum Himmel steigen.

So will ich denn hier ein bißchen erzählen von dem Zustand unserer Einschließungslinie nach der Schlacht von Kenzan. Eine starke Armee von 14 Bataillonen und 24 Geschützen machte einen heftigen und verzweifelten Angriff auf unsere Stellung, um Kenzan wieder zu erobern, „koste es, was es wolle", wie General Stössel sich geäußert hatte. Aber ihre Vergeltungspläne waren fruchtlos gewesen. Sie zogen sich nun weit hinter Shuangtai-liu und Antzu-ling im Norden und Taipo-shan und Laotso-shan im Süden zurück und errichteten dort den Höhen entlang starke Verteidigungswerke, da sie beabsichtigten, dort noch besser standzuhalten als am Kenzan. Und wir blieben genau in derselben Lage wie zuvor. Nicht ein einziger Zoll Boden wurde dem Feind zurückgegeben; unsere Linie erstreckte sich von Antzu-ling im Norden, mit Luanni-chiao, Kenzan, Tashang-tun im Zentrum, bis Shuangting-shan im Süden. Unser Regiment hatte die Höhen nordöstlich von Tashang-tun zu beobachten, und gleich am ersten Tage begannen wir mit Pickeln und Schaufeln Erde zu graben. Im Vergleich mit unsern Erfahrungen in Changchia-tun waren wir dem Feind viel näher und mußten unser Werk viel stärker machen, da wir wußten, daß er gelegentlich einen Sturm auf uns unternehmen würde, trotz der wiederholten Niederlagen bei seinem Versuch, Kenzan zurückzuerobern. Wir durften unsern Leuten keine Ruhe gönnen nach dem heftigen und unaufhörlichen Fechten; wir

konnten unser Eingangstor nicht weit offen lassen für Diebe und Einbrecher, wie sehr unsere Leute auch Erholung brauchten. Die dringende Notwendigkeit erlaubte keine mitleidige Rücksichtnahme auf ihre Erschöpfung. Die braven Soldaten dachten selbst nicht an Ruhe, sie trugen Tag und Nacht Sandsäcke und Drahthindernisse, die man in Changchia-tun zurückgelassen hatte, die steilen Felspfade entlang, oder wo selbst gar kein Pfad mehr war, kletternd die Felsen hinauf, indem sie sich an den Graswurzeln festhielten. Sie widmeten jede Minute dem weiteren Ausbau unserer Einschließungslinie, um sie so rasch als möglich zu beenden. Unsere Stellung war ein steiler, skelettartiger Felsenberg, der sich über Täler erhob, zu denen er geradezu senkrecht abfiel. Da gab es keinen Baum, um uns vor der Sonne zu schützen, keinen Wasserlauf, um unsere vertrockneten Lippen zu netzen. Unsere einzige Bequemlichkeit war, daß wir durch den Nebel weit weg die Forts von Laotieh-shan und die Wälle der näheren Berge und Bergspitzen sehen konnten und hoffen durften, daß der Vorhang bald wieder aufgehen und wieder ein großes lebendes Drama auf der Bühne aufgeführt würde. Wir malten uns die Freude eines weiteren Kampfes aus und wünschten, daß es uns erlaubt sein möge, uns so vollständig zum Opfer zu bringen, daß auch nicht ein Stück unseres Fleisches übrig bliebe. Die Tage gingen vorüber in harter Arbeit und falschen Einbildungen. Wenn der Vorhang der Nacht die Szene bedeckte, kamen eine Menge schwarzer Gestalten den Hügel heraufgeklettert. Wer war das? Das waren frische Leute, die die Stellen der durch des Tages Arbeit Erschöpften einnehmen mußten. Hatten sie selbst bei Nacht zu arbeiten? Ja, in der Einschließungslinie ist diese Nachtarbeit sogar die wichtigste. Während des Tages würde die feindliche Artillerie auf uns feuern und ausfindig zu machen suchen, wo wir arbeiten, und so wäre ein rascher Fortschritt der Arbeiten unmöglich. Um die bei Tag verlorene Zeit einzuholen, mußten wir

nachts arbeiten. Angesichts des fernen Rauches der feindlichen Lagerfeuer gruben unsere Leute Erde, häuften Steine aufeinander, trugen Sand, füllten die Säcke und schlugen Pfosten ein für die Drahthindernisse. Während der Arbeit durften wir nur so wenig Geräusch als möglich machen und natürlich auch nicht rauchen. Selbst das Licht einer Zigarette würde dem Feind Gelegenheit geben, auf uns zu schießen. Um zwei oder drei Uhr morgens waren wir noch hart an der Arbeit, trotz schweren Regens und Sturmes. Die Leute taten dies alles willig, ohne sich zu beklagen. Sie hatten nur die Absicht, ihr Bestes für ihr Vaterland und ihren Kaiser zu leisten. Sie verdienen wirklich den herzlichen Dank und das Lob der Nation. In den frühen Morgenstunden ruhte das Pionierkorps ein bißchen aus, aber auch dann standen einige aufrecht wie Bildsäulen mit geschultertem Gewehr auf Posten und strengten ihre Augen gegen den Feind an. Die Aufgabe der Schildwachen ist alles andere als leicht. Wenn sie dem Nachtwind der Halbinsel ausgesetzt waren, sagten sie lächelnd: „Es ist sehr kalt heute. Werden wir wieder einen Nachtangriff bekommen wie gewöhnlich?“ Wir wußten natürlich nicht, wo die feindliche Artillerie aufgestellt war, aber sie feuerte in das Tal, wo wir Offiziere vom Stab unsere Zelte errichtet hatten, als ob sie uns ausgesucht hätte. Am 15. Juli, ich erinnere mich genau, kam ein großes Kanonengeschoß geflogen, explodierte mit einem furchtbaren Geräusch, zerschmetterte Felsen, schleuderte Steine um sich, ließ einen dicken gelben Rauch aufsteigen und die Erde erzittern. Wir waren bis jetzt nur an Feldartilleriegeschosse gewöhnt gewesen. Dies war die erste Erfahrung mit einem Riesengeschoß und wir waren hoch erstaunt. Wahrscheinlich hatte der Feind Marinegeschütze bis Lungwang-tan hinaufgebracht und schoß jetzt mit denselben auf uns. Sie schienen noch immer eine Gelegenheit zu suchen, Kenzan zurückzuerobern, und feuerten emsig auf uns aus großen Entfernungen. Alle unsere Bataillone

kamen daher überein, sorgfältig zu verzeichnen und zu berichten, wie viele Geschosse und auf welchen Teil unserer Linie gefeuert wurden und zu welcher Zeit es war. Der Feind versuchte vergebens, uns durch das Zersplittern der Felsen des Kenzan von großer Entfernung aus zu erschrecken. Von weiter Ferne gesehen, sieht die Explosion eines Schrapnells wie Feuerwerk aus. Aber unter einem solchen Feuer zu sein ist kein besonderes Vergnügen. Noch etwas fiel uns sehr auf. Sie pflegten jeden Tag um dieselbe Stunde mit einem ganz besondern Eifer auf uns zu schießen. Ihr Feuer war immer auf unser Hauptquartier gerichtet und sie verursachten hie und da unerwarteten Schaden. Wir dachten immer, in dieser mysteriösen Tätigkeit des Feindes müsse ein Geheimnis versteckt sein. Es war aber nicht leicht, das ausfindig zu machen. Nach einer langen und sorgfältigen Untersuchung kam folgende merkwürdige und verächtliche Tatsache ans Tageslicht. Die chinesischen Eingeborenen hatten die Gewohnheit, ihre Kühe und Schafe im Rücken unserer Wachtposten den Hügel hinaufzutreiben und gaben auf diese Weise den Russen Signale auf große Entfernungen. Ihre Art der Verständigung, in welcher Richtung gefeuert werden sollte, wurde durch eine schwarze Kuh, einen Trupp Schafe usw. gegeben. Unsere Erfahrung in Changchia-tun hatte uns vollauf vor den gefährlichen Eigenschaften der Chinesen gewarnt, die für Geld selbst ihr Leben opfern würden. Aber diesmal versuchten sie nicht einmal, unsere Linie zu passieren, sondern trieben einfach langsam ihre Tiere den Bergpfad hinauf. Wie konnten wir uns träumen lassen, daß eine so unschuldig aussehende Tat uns dem Feind verraten konnte. Sie sind unwissende und gewinnsüchtige Nachkommen eines herabgekommenen Volkes; sie kennen nur den Wert des Goldes und des Silbers und denken nicht an nationale oder internationale Interessen. Es war ihnen nie eingefallen, darüber nachzudenken, warum Japan und

Rußland in ihrem eigenen Lande fochten, sie waren nur bedacht, den Schaden wieder gut zu machen, der ihren Höfen und ihrer Ernte zugefügt war. Wir mußten die Missetäter streng bestrafen, obgleich sie eher unser Mitleid verdienten als unsern Haß. Mammon ist der einzige Gott, den sie anbeten.

Es war ungefähr am 20. desselben Monats, als unsere Offizierspatrouille weit durch die feindliche Linie hindurchstieß und uns eine große Überraschung bereitete. Die japanischen Offiziere erfüllten ihre Aufgabe gut und auf ihrem Rückwege begegneten sie drei oder vier feindlichen Spähern. Sie machten auf die Russen Jagd und versuchten sie zu fangen, aber diese feuerten auf die japanischen Offiziere in dem verzweifelten Versuch, zu entkommen. Nur ein Mann von ihnen wurde zurückgelassen und gefangen, und unsere Offiziere brachten ihn im Triumph mit sich. Wie gewöhnlich, wurde der Russe einem Kreuzverhör unterzogen; er war Infanteriekorporal, verbeugte sich öfters freundlich und bat, man möge ihn am Leben lassen, er wolle dann alles erzählen, was er wisse. Was für ein elender Schurke! Wir wünschten, wir könnten ihm eine kleine Dosis des japanischen Patriotismus geben, welcher die Pflicht höher schätzt als einen Berg und den Tod leichter als eine Feder. Wir hörten, daß ein japanischer Soldat, der das Mißgeschick hatte, bei Port Arthur gefangen zu werden, vor den russischen General geführt wurde und auf diesen Vorwürfe häufte und ihn schmähte; sein Gesicht war vor Ärger rot übergossen. Dieser Russe dagegen erzählte jedes militärische Geheimnis, nur um sein Leben zu retten. Als er nach der Beobachtungslinie geführt wurde und Befehl erhielt, die Stellung der russischen Soldaten zu beschreiben, zeigte er und beschrieb sie ohne jeden Skrupel und sagte: Hier rechts ist das 26. Regiment Scharfschützen-Infanterie. Das 28. Regiment ist in der Mitte; und ebenso, welches Regiment links usw. war. Die Übereinstimmung

seiner Antworten mit den Berichten der Spione bewiesen, daß sie richtig waren. Er erzählte uns alles, was er wußte, und half uns auf diese Weise ungemein. Aber trotzdem verachteten wir ihn als einen Schurken, der eines guten Soldaten Gesellschaft unwürdig ist. Ich will die Gelegenheit ergreifen, um vom Verhör eines russischen Soldaten zu sprechen, der in der Schlacht nach unserem Angriff auf Kenzan gefangen worden war, als er sich unter einem großen Felsen verstecken wollte. Unser Gespräch war ungefähr folgendes: „Wie denken Sie von unsern Angriffen?" „Wir fürchteten, daß die Japaner uns jeden Augenblick angreifen würden." „Wie sorgen Ihre Kommandeure für Sie?" „Als wir zuerst in Port Arthur ankamen, waren sie freundlich und rücksichtsvoll zu uns, aber jetzt sind sie es nicht mehr. Seit den letzten drei Monaten haben wir nur den dritten Teil unseres Soldes erhalten. Unsere Rationen wurden auf die Hälfte reduziert. Der ganze Rest geht in die Privattasche der Offiziere." „Sind die Truppen, die nach der Schlacht von Nanshan geschlagen wurden, zurückgekehrt?" „Man hat ihnen nicht erlaubt, in die Hauptfestung zurückzugehen; sie erhielten Befehl, sich in den Außenwerken zu beschäftigen und sich im Lande selbst zu ernähren, aus Angst, daß man nicht genug Nahrungsmittel für sie in der Festung habe." „Wissen Sie, daß viele Ihrer Landsleute nach Japan als Gefangene gebracht wurden?" „Gerade gestern ist ein Freund von mir als Gefangener nach Japan gegangen."

Wie hätten die Offiziere und Kommandeure sich Respekt, Gehorsam und treue Dienste von Untergebenen verschaffen können, die sie nicht liebten und für die sie nicht sorgten. Es gibt Dienste, die auf anderem Wege erlangt werden können, aber eine wirklich gewissenhafte Erfüllung militärischer Pflichten in dem Moment des Kampfes um Leben und Tod auf dem Schlachtfelde kann nur da-

durch erreicht werden, daß die Offiziere ihre Leute lieben wie die eigenen Kinder und die Leute die Offiziere schätzen wie die eigenen Eltern. Wenn ein Teil die Gehälter des andern einsteckt, ihm die Rationen reduziert und gewissenlos unnötige Entbehrungen auflegt, wie können sie dann geachtet werden und wie können sie erwarten, daß die Leute für ihre unfreundlichen Offiziere sterben sollen. Die Tatsache, daß die russischen Soldaten die unschuldigen Eingeborenen überall beraubten, ihre Wertsachen und ihre Nahrungsmittel stahlen, ihre Weiber und Töchter schändeten, findet teilweise ihre Erklärung in der oben angeführten Aussage des russischen Gefangenen.

Täglich wurde unsere Einschließungslinie stärker. Während der ganzen Zeit setzten die Russen ihre ermüdenden Geschützangriffe unter dem Schutz der Nacht fort und jedesmal wurden sie durch unsere Leute zurückgewiesen. Die Geschosse zerrissen ohne Unterbrechung die Luft, aber sie waren so schlecht gezielt, daß wir wirklich dachten, sie würden ihre Munition in fruchtlosen Bemühungen erschöpfen. Aber auch ungezielte Geschosse töten oder verwunden gelegentlich Leute. Es ist kein Grund zur Trauer, wenn man in ruhmvoller Schlacht stirbt, aber verwundet oder getötet zu werden in der Defensive und so die ersehnte Gelegenheit zu verlieren, in der großen Schlacht, die bevorstand, mitzufechten, das war etwas, was wir nicht herbeiwünschten. „Ich werde nicht zurückkehren; ich will nicht ins Lazarett geschickt werden.“ Diese Worte von den Lippen der verwundeten Soldaten drückten genügend ihre Enttäuschung und ihr Bedauern aus. Wir können ihre Gefühle nur vollauf teilen.

Fünfzehntes Kapitel.

Lagerleben.

Wir waren seither auf unsere Zelte als genügenden Schutz gegen Regen und Tau angewiesen. Aber sie waren jetzt in einem elenden Zustand, vom Wind zerrissen und vom Regen verdorben. Wir hatten seit unserer Landung sechzig Tage in Zelten gelebt. Alle Umstände verhinderten uns, andere Quartiere zu beschaffen. Die chinesischen Dörfer haben selten Häuser, höchstens drei oder vier alles in allem; sie sind also nicht geeignet, eine große Armee zu beherbergen. Wenn wir hie und da eine Nacht unter dem Dache eines Hauses zubrachten, wo wir gegen ungünstige Witterung gesichert, aber dem ganzen häßlichen und widrigen Geruch von Schweinen und Knoblauch ausgesetzt waren, schien es uns schon ein großer Luxus, gerade als wenn wir unter seidenen Decken in vornehmen Zimmern zu Hause schliefen. Die Zelte waren unsere gewöhnlichen Wohnungen, ein Stück Segeltuch das einzige, um Wind und Regen abzuhalten und unsere Lage besser zu machen, als wenn wir im nassen, offenen Feld hätten schlafen müssen mit dem Erdboden als Bett. Aber dieses wichtige Zeltdach konnte uns auch nicht länger schützen, höchstens konnte es uns vor den Strahlen der Sonne behüten, aber es erlaubte jetzt dem Regen, uns mitleidlos zu quälen, und dem ärgerlichen Winde, uns nach Lust und Liebe zu züchtigen, als Strafe: für was, wissen wir nicht. Wenn es also auch die sengende Sonne abhielt, beschützte es uns doch nicht gegen Wind und Regen. Unsere Körper konnten die Wut der Elemente vertragen, aber wie konnten wir unsere Nahrungsmittel und Gewehre gegen das Wetter schützen, und diese Dinge waren doch ebenso wichtig, als das Leben selbst. Wir hatten keinen andern Schutzplatz, nicht einmal einen Baum über uns und Jammern und Weh-

klagen halfen nichts. Wenn es nicht anders möglich war, konnten wir schließlich auch einen guten Schlaf unterm Regen abhalten und die Ermüdung von unserem harten Tagewerk in angenehmen Träumen verlieren. Wenn jemand unsere schlafenden Gesichter in einer solchen Nacht hätte beobachten können, welchen Anblick hätte er gehabt! Hier lagen wir, völlig angezogen, mit langem, fliegendem Haar und unrasierten Gesichtern und sahen aus wie Bettler oder Banditen aus dem Gebirge mit unserer gegerbten Haut, die mit Staub und Schmutz bedeckt war. Wir waren schrecklich abgezehrt, unser einziges Vergnügen bestand in Essen. Wenn wir nur irgendwie Zeit hatten, drehte sich unser ganzes Denken um die Frage, wo können wir etwas zu essen herbekommen? „Hast du etwas Gutes?“ „Nein, aber du hast sicher was; du könntest mir etwas abgeben.“ Dies war die gewöhnliche Form unserer Begrüßung, wenn wir uns trafen. Hie und da, wenn wir zu hungrig waren, rösteten wir uns Erbsen und Bohnen oder Welschkorn und kauten es, wobei wir ein Geräusch machten, wie Ratten, die etwas Hartes beißen. Diese Erfahrung lehrte uns, welch luxuriöses Leben wir zu Hause hatten.

Die Einnahme von Dalny verschaffte unserer Armee die Möglichkeit der Beförderung von Lebensmitteln und wir konnten von da an ohne weitere Entbehrung leben, ausgenommen, wenn wir gerade ins Gefecht gerückt waren. Die Soldaten bekamen ihre regelrechten Rationen, die sie sich selbst kochten. Man konnte sie im Schatten eines Felsens oder in der Ecke einer Steinmauer sehen, wie sie sich auf einem Feuerchen von Hirsestroh ihr Essen kochten und ungeduldig in dem übelriechenden Rauche warteten, bis der Reis fertig sei. Sie waren glücklich wie die Kinder. Unsere Delikatessen bestanden hauptsächlich aus Gurke, getrocknetem Rettich, eßbaren Farren, getrockneten, süßen Kartoffeln, oder Büchsenkonserven. Dies wurde als große Delikatesse angesehen, denn wir waren häufig gezwungen,

harten Zwieback ohne Wasser hinunterzuschlingen oder halbgekochten Reis, oder ein oder zwei eingemachte Pflaumen als ein großes Festessen zu betrachten. Unsere gegenwärtige Stellung war angenehmer als Changchia-tun. Hier hatten wir etwas grünes Gras und einige liebliche Blütenzweige lächelten auf uns herab. Wir pflückten diese Blumen und arrangierten sie in leeren Geschossen oder steckten sie ins Knopfloch und erfreuten uns an ihrem Wohlgeruch. Das zarte blaue Vergißmeinnicht führte unsere Gedanken oft in unsere Heimat zu unsern Lieben.

Wir japanischen Krieger hatten außer den Russen noch einen andern Gegner. Es war der nicht zu verachtende böse Feind, genannt Klima. So tapfer ein Mann auch sein mag, so kann er doch in jedem Moment krank werden und gezwungen sein, die Schlachtlinie zu verlassen. Man kann das durch das Klima oder durch ungeeignete Nahrungsmittel verwundet werden nennen. Dem Wind und Regen ausgesetzt sein, ruft hie und da Epidemien hervor. Es ist hart genug, in nassen Kleidern zu warten, bis die willkommenen Sonnenstrahlen uns endlich trocknen, aber die Strapaze wird noch bedeutend vergrößert, wenn man beständig in Furcht ist, daß der schreckliche Feind sich nähern und uns in jedem Augenblick angreifen kann. In unserer Nachbarschaft gab es keinen Baum, der dieses Namens wert gewesen wäre, aber es gab Gras genug, um unsere improvisierten Quartiere mit Strohdecken auszurüsten. Diese Grasdächer waren genügend, um die Sonne abzuhalten, aber halfen nichts gegen Regen und Sturm. Bei nassem Wetter waren sie sogar noch schlimmer als unsere zerrissenen Zelte. Wir konnten mit Leichtigkeit dem Sturm des feindlichen Feuers Widerstand leisten, aber der Sturm der Elemente war zu viel für uns. Unsere Soldaten wurden durchnäßt bis auf die Haut und waren durch und durch erkältet. Wenn man dazu die harte Arbeit bedenkt bei Tag und Nacht, den ungenügenden Schlaf, das Trinken von allerschlechtestem Wasser, so

hat man alle Ursachen, die eine Ruhrepidemie hervorrufen und diese stellte sich auch als die größte Schwächung unserer Kräfte ein. Von dieser Krankheit ergriffen, begann ich, der ich dick und stark gewesen war, mager zu werden, verlor sehr rasch die Energie und fürchtete, daß ich von diesem Feinde gänzlich besiegt werden würde. Ich war erschrocken und traurig. Keine Krankheit ist willkommen, aber doppelt hart ist es, krank zu werden, wo die geeignete Medizin und die Hygiene fehlen. Außerdem erwarteten wir jeden Tag, nach vorwärts beordert zu werden, um zu kämpfen. Würde dieser Befehl kommen, ehe ich wieder hergestellt war? Würde man uns zurücklassen und könnten wir keinen Anteil nehmen an einer weiteren glorreichen Schlacht? Dieser Gedanke machte uns kranke Leute noch ungeduldiger und trauriger als sonst. Ich werde nie die Güte dreier Leute vergessen, die in dieser Zeit meine wirklichen Wohltäter waren. Es waren die zwei Ärzte Masaichi Yasui und Majime Ando und mein Bursche Bunkichi Takao.

Trotz der ansteckenden Natur meiner Krankheit widmeten diese Ärzte sich mir während der ganzen Zeit und sorgten für Medizin, Nahrung und Pflege. Sie erzählten mir auch interessante und lustige Geschichten, um mich aufzuheitern und es mir behaglich zu machen. Dank ihren Bemühungen wurde ich besser und es war mir erlaubt, das glorreiche Gefecht mitzumachen und die mir zugeteilten Pflichten zu erfüllen. Gemeinsamer Kampf macht schon alle Menschen wie Brüder oder wie Väter und Söhne, aber dieses Erlebnis ließ mich noch eine besondere Zuneigung zu diesen Männern fassen und während der ganzen Zeit, die wir uns in dieser Stellung befanden, war ich glücklich, mit ihnen zusammen arbeiten und leiden zu dürfen. Trennung ist auf dem Schlachtfelde die Regel. Außerdem wußten wir nie, wann wir durch den Tod auf ewig getrennt würden. Bei der ungestümen Belagerung einer starken Festung kann

Tod und Verwundung nicht auf die Leute in der Frontlinie beschränkt bleiben. Sie kann ebensogut Ärzte und andere Nichtkombattanten hinter der Linie treffen und nicht nur das, sondern die Ärzte sind auch oft gezwungen, ihr Leben zu wagen, indem sie in die Feuerlinie vorgehen, um Verwundete zu holen. So konnten wir nicht wissen, wer zuerst von uns sterben würde. „Wenn du stirbst und ich bleibe gesund, werde ich alle deine Sachen zusammensuchen und sie als ein teures Andenken an unser gemeinsames Lagerleben aufbewahren! Wenn ich sterbe und du bleibst unversehrt, nimm, bitte, ein Stück von meinem blutgetränkten Mantel und bewahre es auf für deine Nachkommenschaft. Mein rotes Blut wird auf diese Weise eine Erinnerung an unsere aufrichtige Freundschaft sein. Ein Symbol meiner unbedeutenden Dienste, die ich unserem großen Herrn treu leisten konnte.“ In dieser Art besprachen wir uns zusammen und wurden die besten Freunde. Da in den Wirren der Schlacht ein Mann gewöhnlich nicht weiß, wo sein Freund gefallen ist, so kann er auch dessen Leichnam nicht finden. Auf diese Weise war die Hoffnung, sich tot oder lebend wiederzusehen, nicht groß, sondern eine wirkliche Ausnahme. Deshalb schüttelte ich, als der erste allgemeine Angriff auf Port Arthur angekündigt wurde, den zwei Ärzten die Hände in einem letzten Lebewohl und erwartete nicht, sie in dieser Welt noch einmal wiederzusehen. Später wurden am Wangtai meine Glieder zerschmettert, als ich vom Feind umringt war. Ein tapferer Soldat kam mir zu Hilfe und schleppte mich hinweg. Auf diese seltsame Weise wurde ich aus dem Rachen des Tigers herausgeholt. Ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, waren es meine Treunde Yasui und Ando, die meine gebrochenen Hände hielten und sagten: „Wir danken dir!“ Sie waren es, die sich meiner annahmen.

Bunkichi Takao, mein Bursche, war einer aus meiner Kompagnie, den ich in der Garnison selbst ausgebildet hatte.

Ich bewunderte seine Treue, Aufrichtigkeit und seinen Eifer. Als ich zum Regimentsstab versetzt worden war, machte ich eine besondere Eingabe an seinen Kompagniechef und verschaffte ihn mir als Burschen. Selbst in Friedenszeiten ist das Verhältnis zwischen Offizier und Bursche ein sehr nahes, aber auf dem Schlachtfelde werden die gegenseitigen Beziehungen noch enger; es ist nicht mehr Herr und Diener, sondern sie sind älterer und jüngerer Bruder. In allem verließ ich mich auf Takao und er attachierte sich mir innigst. Er kochte für mich, brachte mir mein Essen; irgendwo verschaffte er sich einen großen Wasserkessel, holte von weither Wasser herbei, um ihn zu füllen, und verschaffte mir so den Luxus eines guten heißen Bades. In seinem Brief an meinen Vater finden wir folgende Stelle: „Seit wir in der Front angekommen sind, befinden wir beide uns wohl. Bitte, machen Sie sich keine Sorgen, ich passe auf meinen Leutnant gut auf. Auf dem Schlachtfelde weiß man nie, wann man getrennt wird, aber ich werde auf meinen Leutnant aufpassen, selbst nach dem Tode. Ich werde seine Freundlichkeit nie vergessen. Bitte, betrachten Sie mich für immer und ewig als ein Mitglied Ihrer Familie."

Welche Aufrichtigkeit und Treue! Als ich krank war, saß er die ganze Nacht bei mir wach, seine eigene Müdigkeit vergessend, massierte meinen Bauch und rieb meine Arme. Wenn ich in großem Hunger nach Nahrung rief, schalt er mich und besänftigte mich wie ein Kind, indem er sagte: „Sie können jetzt nichts kriegen, aber wenn Sie ein bißchen wohler sind, werde ich Ihnen alles besorgen, was Sie wollen."

Er paßte auf jede einzelne Kleinigkeit auf und tat alles, was für meine Pflege nur gewünscht werden konnte. Ich schätzte seine Ergebenheit und war ihm sehr dankbar. Als ich später verwundet wurde, blieb Takao nicht länger mein Bursche. Er wurde auch verwundet, hörte von meiner Verwundung aber erst, als er aus der Front zurückgeschickt

wurde. Er versuchte alles, um mich in den Feldlazaretten ausfindig zu machen, konnte mich aber nicht finden und war, wie ich seither gehört habe, ungeheuer unglücklich. Aber der Himmel erbarmte sich des Lebens eines solch treuen Mannes wie Takao. Er hatte das große Glück, beim Triumpheinzug dabei zu sein. Er war zweimal verwundet und dreimal wieder in die Front zurückgekehrt und ist nun bekannt als ein treuer Diener und Kriegsveteran. Er hat oft schwerwiegende Aufgaben als Ordonnanz mit großem Erfolg gelöst; sein unerschütterlicher Mut und seine Geistesgegenwart halfen ihm in allen schwierigen Momenten.

Trotzdem unser Lager, wie man gesehen hat, mitleidlosen Angriffen von Sturm, Hitze und Krankheit ausgesetzt war, und obgleich die feindlichen Geschosse uns häufig besuchten, um unsere einsamen Stunden zu verkürzen, verbesserte sich der moralische Zustand von Mannschaften und Offizieren von Tag zu Tag. Sie hungerten und dürsteten nach einer möglichst raschen Gelegenheit, die Offensive zu ergreifen.

Sechzehntes Kapitel.

Nachtsturm auf der ganzen Angriffslinie.

Die armen Russen, die hoffnungslos in Port Arthur eingeschlossen waren, wurden von Tag zu Tag enger eingekreist, so daß sie verzweifelte Versuche machten, die Linie zu durchbrechen und den Umkreis ihrer Tätigkeit zu erweitern. Ihre wiederholten Mißerfolge am Kenzan hatten sie anscheinend entmutigt, weitere Versuche zu machen, um den Hügel zu erobern. Aber beinahe täglich griffen sie irgend einen Punkt unserer Linie mit mehr oder weniger Energie an. Sie waren aber niemals erfolgreich und ihre Bemühungen ergaben nur einen Verlust an Munition und Menschen.

Ungefähr am 10. Juli sandten wir eine Vorpostenpatrouille zu einem steilen Hügel, der uns gerade gegenüber

lag, und den wir Iwayama, „den Felsenhügel“, getauft hatten. An diesem Punkte hatten die feindlichen Patrouillen sich häufig gezeigt und versucht, unsere Einschließungsstellung auszukundschaften. Deshalb trieben wir sie zurück und stellten unsere eigene Vorpostenlinie dort aus. Am 16. Juli, während es noch stockdunkel war, wurde Leutnant Sugimura und eine Handvoll Leute nach jenem Punkt beordert. Selbst im Sommer ist der Nachtwind auf dem Festland kühl und es wehen kalte Winde, die im Grase rascheln. Die Leute, zu Haut und Knochen abgezehrt und durch den fortgesetzt unzulänglichen Schlaf mit furchtbar empfindlichen Nerven, lagen in der Finsternis und wachten mit angestrengten Augen, hie und da auch das Ohr auf den Boden legend, um auf Fußtritte zu hören, weil sie sicher dachten, der Feind würde in dieser Nacht erscheinen. Plötzlich ruft der Posten: „Der Feind!“ Sofort folgt das Kommando des Leutnants: „Auseinanderziehen!“ Kaltblütig und mutig sieht Sugimura dem Angriff entgegen in der festen Absicht, diesen wichtigen Platz bis zum Äußersten zu verteidigen. Der Feind schließt sie von drei Seiten ein und ist bedeutend zahlreicher als die Japaner, trotzdem die genaue Anzahl in der Dunkelheit nicht bestimmt werden kann. Er hatte außerdem Maschinengewehre mitgebracht und griff uns heftig in der Flanke an. Diese mörderischen Maschinen waren die Hauptwaffe der Russen und ihr bestes Verteidigungsmittel. Unsere Armee hatte ihnen am Nanshan gegenüber gestanden und war von ihnen zu Hunderten und zu Tausenden niedergemäht worden. Man stelle sich nun den Leutnant Sugimura vor mit seiner Handvoll Soldaten, wie er furchtlos, sein langes Schwert schwingend, seine Leute gegen den zahlreichen Feind vorführt. Das Schicksal dieser kleinen Anzahl von Verteidigern, die der Feind von drei Seiten umzingelt hatte, war vollkommen in Sugimuras Hand. Er war so brav und seine Leute so tapfer, daß sie zwei Stunden lang fochten, ohne auch nur einen Zoll Boden auf-

zugeben. Trotz seiner überwältigenden Anzahl schien der Feind die Japaner doch zu stark zu finden und plötzlich brach er den Angriff ab und verschwand in der Dunkelheit. Aber unser tapferer Sugimura war schrecklich verwundet. Der Schuß eines Maschinengewehrs war ihm durch den Kopf gedrungen; trotzdem hatte er der Verwundung einige Minuten standgehalten und fuhr fort, seine Leute mit Zurufen aufzumuntern, bis er durch das Blut, das über seine Augen rann, sah, daß der Feind sich zurückzog. Die Russen ließen mehr als 10 Tote zurück. Früh am nächsten Morgen, dem 17., kamen sie mit einer Roten-Kreuzflagge und Tragbahren zurück, näherten sich kaltblütig unserer Vorpostenlinie, an die sie auf mehr als 50 m herankamen, und versuchten unter dem Vorwand, ihre Toten aufzulesen, unsere Stellung einzusehen. Dieser unverantwortliche Gebrauch der weißen Flagge und ebenso unserer Sonnenflagge war ein jämmerlicher Versuch, uns zu betrügen. Nicht nur einmal, sondern öfters wiederholten sie diesen schäbigen Trick. Einmal zeigten sie ihre Gemeinheit auf andere Weise. An einem Punkt unserer Vorpostenlinie bemerkte unser Posten einen dunklen Schatten, der sich vorwärts bewegte. Er rief wie gewöhnlich: „Halt! Wer da?“ Antwort: „Ein Offizier unserer Armee!“ Der Japaner, der glaubte, daß ein Patrouillenoffizier zurückkomme, rief: „Kann passieren!“ Plötzlich griff der dunkle Schatten den Vorposten mit dem Bajonett an. Dieser, der sofort im klaren war, rief aus: „Du Feind, du unverschämter Schurke, komm her!“ und schlug ihn mit dem Kolben seines Gewehrs nieder. Der Feind lernte einige wenige japanische Worte und versuchte sie zu gebrauchen, um uns zu betrügen. Da die Russen sich kein Gewissen daraus machten, ihre Zuflucht zu solch kleinlichen, unmännlichen Mittelchen zu nehmen, mußten wir immer sehr wachsam und auf unserer Hut sein.

Leutnant Sugimura wurde aufgehoben und nach einer Scheune gebracht, wo sein Bursche Fukumatsu Ito ihn

pflegte wie eine Mutter ihr krankes Kind. Der treue Ito wurde blaß vor Angst und Ermüdung. Mit Tränen in den Augen versuchte er seinen Herrn zu pflegen und ihm Annehmlichkeiten zu verschaffen. Es war ein rührender Anblick, ihn dem Leutnant so ergeben zu sehen. Als der letztere ins Feldlazarett geschickt wurde, pflegte Ito ihn zu besuchen, so oft er Zeit fand, obgleich er eine sehr große Entfernung auf schlechtem Weg zurückzulegen hatte. Eines Tages, als ich vom Brigadestabsquartier zurückkehrte, bemerkte ich einen Soldaten den Hügel herunterkommen, der unter einer schweren Last auf seiner Schulter keuchte. Als er näher kam, war es Ito. Ich frug ihn: „Wie ist die Verwundung des Leutnants?" Er antwortete: „Es tut mir leid, sagen zu müssen: sehr schlecht. Er versteht heute kein Wort, das man zu ihm spricht." „Sugimura muß wirklich dankbar sein für deine freundliche Sorge." Bei diesem Lobspruch füllten sich Itos Augen mit Tränen und er sagte: „Ich bedaure, daß ich nicht zusammen mit meinem Leutnant verwundet worden bin. Ich habe noch nicht Zeit genug gehabt, seine Freundlichkeit zurückzuzahlen, und nun scheint es mir, daß wir uns trennen müssen. Es wäre viel besser gewesen, wir wären zusammen gestorben. In der letzten Nacht ergriff der Leutnant meine Hand und sagte zu mir: ‚Ich bin dir sehr dankbar.' Ich fühlte mich dann so traurig, daß ich wünschte, mit meinem Leutnant zu sterben." Ich konnte des treuen Mannes Anblick nicht länger ertragen; er fügte hinzu: „Ich muß mich beeilen, ihn zu sehen" und ging mit großer Niedergeschlagenheit davon. Seine schwere Last war voll von Sachen, die Sugimura gehörten.

Sugimuras schreckliche Verwundung spornte alle Offiziere und Soldaten zu noch größerer Entschlossenheit an, den Feind am Taipo-shan in unserer Front zu züchtigen. Sie konnten es alle kaum erwarten, den Tod und die Verwundung so vieler ihrer Kameraden zu rächen. Diejenigen, die auf Vorposten starben, waren traurig, daß sie nicht auf

dem ruhmreichen Schlachtfelde sterben konnten. Einige ihrer letzten Worte waren so voller Verzweiflung und Trauer, daß sie dem Hörer durch das Mark der Knochen gingen. Als einer der charakteristischsten Fälle dieser Art möchte ich hier einen Soldaten erwähnen namens Heigo Yamashita. Dieser Mann war stets ernst und gehorsam in Erfüllung seiner Pflichten und würde vor keiner, auch der schwersten Arbeit, Widerwillen gezeigt haben. Seine Kameraden liebten und achteten ihn und betrachteten ihn als einen Mustersoldaten. Eines Tages wandte er sich auf dem Schlachtfelde an seinen besten Freund und sagte zu ihm sehr feierlich: „Ich habe nicht die Absicht, lebend zurückzukehren; ich habe keinen andern Wunsch, als die Erlaubnis zu bekommen, mit meinen Kameraden zusammenzutreffen, die vor 10 Jahren gefallen sind, um ihnen zu erzählen, daß die Rache erfüllt ist. Ich habe aber einen älteren Bruder, der in Armut lebt. Bitte, laß ihn wissen, wie herrlich meine Todesblume blüht."

Nicht lange nachher wurde er mit einem wichtigen Auftrage betraut. Auf dem Rückwege, als er im Begriff war, zu berichten, daß er seine Pflicht erfolgreich erfüllt habe, wurde er durch den Unterleib geschossen und rief aus: „Ach, was ist das? das ist ja gar nichts?" Aber er konnte nicht mehr stehen, er wurde auf den Verbandplatz gebracht. Der Arzt, der ihn untersuchte, schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Der Mann ist verloren." Der Oberst seines Regiments besuchte den tapferen Soldaten und versuchte ihn mit den Worten aufzurichten: „Verliere nur die Hoffnung nicht. Du leidest schrecklich, aber du mußt den Mut aufrecht erhalten." Der Oberst merkte, daß des Mannes Ende herannahte, und sagte feuchten Auges: „Es ist eine Ehrenwunde. Du hast dich brav gehalten." Bei diesen freundlichen Worten öffnete Heigo die Augen ein bißchen und preßte während seines Todeskampfes die eindringliche Bitte hervor: „Oberst, bitte verzeihen Sie mir und rächen Sie mich!" Seine Hand zitterte und seine Lippen bewegten

sich, als ob er noch mehr sagen wollte, aber gleich darauf trat er die Reise an, von der niemand zurückkehrt. Armer Heigo! Er konnte die große Schlacht, die bald geschlagen werden sollte, nicht mehr mitfechten und starb auf diese traurige Weise. Eine Bitte um Verzeihung, daß er nicht Größeres vollbringen konnte, und die Bitte, ihn zu rächen, waren die letzten Worte dieses treuen Untertanen. Am nächsten Tage begruben seine Kameraden ihn auf dem Felde und Feldprediger Togama las die Gebete und gab ihm, dem buddhistischen Gebrauch gemäß, einen Namen für das Jenseits. Der Grabpfahl, der diesen neuen Namen trug, wurde so errichtet, daß er gegen Port Arthur sah.

Hier möchte ich von einem Begräbnisgottesdienst sprechen, der in dem Lager für die Toten abgehalten wurde. Seit unserem Angriff auf den Kenzan hatten wir eine große Anzahl von Menschen verloren, deshalb setzte Seine Exzellenz unser Divisionskommandeur den 1. Juli an, um einen Trauergottesdienst für die tapferen Seelen abzuhalten. Auf einem Bauernhof in der Nähe von Lingshuiho-tzu wurde der Altar an dem trüben Abend jenes Tages errichtet. Er wurde Altar genannt, aber in Wirklichkeit war es ein Pult, das wir auf dem Hofe des Bauern gefunden hatten. Es wurde mit einem weißen Tuch überdeckt und ein Bild des Amida Buddha, welches Feldprediger Togama mit sich führte, wurde darüber gehängt. Gegenüber dem Altar wurden Kistchen aufeinander gelegt, welche die Asche enthielten. Diese Kistchen hatten ungefähr 5 Zoll Durchmesser. Es wurden Vorbereitungen getroffen, um Weihrauch abzubrennen, und der Altar wurde so errichtet, daß er gegen Port Arthur sah. Das trübe Kerzenlicht vermehrte noch die Schwermut und Traurigkeit dieser Handlung. Die Insekten sangen nah und fern über die Unbeständigkeit aller Dinge; ein Schauer, der durch die vom Winde bewegten Weidenzweige fiel, schien uns wie Tränen des Himmels. Die Offiziere der Division bildeten einen Halbkreis vor dem Altar; die Soldaten standen

hinter ihnen, und als das Vorlesen der Gebete durch den Geistlichen beendet war, trat der Kommandeur feierlich vor und opferte Weihrauch, dann beugte er sein Haupt und blieb für einige Minuten in dieser Stellung. Sein Herz war erfüllt mit unsagbarer Trauer und Dankbarkeit. Seine Lippen haben wahrscheinlich wiederholt: „Ihr habt euch brav gehalten.“ Die Geister der braven Toten müssen es ebenfalls schmerzlich empfunden haben, sich von einem solch würdigen General zu trennen. Die andern Offiziere folgten einer nach dem andern dem General, indem sie sich verbeugten und Weihrauch opferten, jeder einzelne in Trauer für seine unglücklichen Untergebenen. „Ihr habt tapfer gefochten und habt meiner Erziehung Ehre gemacht. Ihr habt eure Pflicht treu erfüllt und seid wertvolle Werkzeuge in den Händen Seiner Majestät gewesen.“ So muß der stillschweigende Tribut gelautet haben, den jeder Offizier seinen Leuten gab. Die überlebenden Mannschaften, die die Garnison zur selben Zeit mit ihren unglücklichen Kameraden bezogen hatten und mit ihnen wetteiferten in der Erfüllung der täglichen Pflicht, müssen sie beneidet haben wegen ihres männlichen, heldenhaften Todes und gewünscht, daß sie sich ebenfalls so ausgezeichnet hätten, um mit ihnen zu sterben. Die Tropfen, die die Ärmel der Offiziere und Soldaten näßten, die sich jetzt vor dem Altar beugten, kamen nicht nur von dem Schauer, der vom Himmel fiel.

Siebzehntes Kapitel.

Die Schlacht von Taipo-shan.

Nachdem wir den Feind am Kenzan nach seinen verzweifelten Versuchen, die Stellung wiederzugewinnen, zurückgeschlagen hatten, wuchs die Stärke unserer Stellung von Tag zu Tag. Einerseits mußte jede Vorbereitung getroffen

werden, um die Offensive ergreifen zu können: zwölf Geschütze, die am Nanshan erobert worden waren, wurden auf den Höhen in der Nähe von Luauni-chiao und sechs schwere Marinegeschütze auf der Höhe westlich von Chuchuan-tsu plaziert. Anderseits wurden starke Patrouillen ausgeschickt, um die Vorpostenstellung des Feindes auszukundschaften. In dieser Zeit war die Hauptstellung des Feindes auf den steilen Hügeln zwischen Yingcheng-tzu im Norden mit Shuangtai-ku und Antzu-ling in der Mitte und Taipo-shan und Laotso-shan im Süden. Er hatte diese von Natur schon starken Stellungen mit allem, was Zeit und Geld hervorbringen konnten, befestigt, entschlossen, den Japanern nicht zu erlauben, daß sie auch nur einen Schritt südlich dieser Linie vorrückten. Es war deshalb außerordentlich schwierig, diese Position im Sturme zu nehmen. Aber wir hatten unseren Bogen seit einem Monat gespannt und waren nun völlig bereit, den Pfeil abzuschicken. Die Gelegenheit wurde immer günstiger und der Geist der Leute war auf der Höhe. Am 28. Juli brachen alle Abteilungen und Kolonnen aus unserer Stellung im selben Moment auf, um in die russische Stellung im Süden einzubrechen. Das Hauptziel meines Regiments war der stark befestigte Taipo-shan, auf den der Feind als den wichtigsten Punkt seiner vorgezogenen Stellung das Hauptgewicht legte. In der Nacht, bevor die Feindseligkeiten eröffnet wurden, wurde uns der Schlachtplan bis in die kleinste Einzelheit erklärt. Der Brigadegeneral forderte ganz besonders die Offiziere und Mannschaften auf, alles daran zu setzen und nicht anzuhalten, ehe der Platz genommen sei. Er erklärte uns, daß diese Schlacht der erste wichtige Schritt sei zur wirklichen Einnahme von Port Arthur und daß wir die stärkste der vorgezogenen Linien angreifen. Auch unser Oberst hielt eine Ansprache und sagte, daß dies die erste Gelegenheit sei, wo unser Regiment als Ganzes ins Gefecht gehe, daß der endgültige Sieg in der Schlacht bereits bei Beginn des Gefechts sich ent-

scheide, daß das Leben von uns allen ihm als Kommandeur gehöre, daß er in keiner Weise zögern würde, es zu opfern, und daß er alle Mittel, welche er für richtig halte, während des Gefechts ergreifen würde. Er sagte uns auch, daß dies die Gelegenheit sei, den Geist des Bushido auf die Probe zu stellen, in dem wir so lange und so sorgfältig ausgebildet worden seien, daß wir uns seiner täglich gegebenen Weisungen erinnern sollten und insbesondere auch jener am Tage unseres Abmarsches aus der Garnison; daß wir alle unsere Gedanken darauf richten sollten, das allerhöchste Vertrauen Seiner Majestät zu rechtfertigen, und daß wir alle bereit sein sollten, unter der ehrenvollen Fahne unseres Regiments zu fallen. Es war dies wirklich eine feierliche Ermahnung. Hierauf folgten die Bataillons- und Kompagnieführer diesem Beispiel. Jedem von uns wurde nochmals sorgfältig seine Pflicht ins Gedächtnis zurückgerufen, und jeder wurde ermahnt, sein Bestes zu tun, die Ehre unseres Regiments unbefleckt zu erhalten. Auf diese Weise wurde unser aller Wille noch gestärkt und befestigt und wir waren in solch erhobenem Gemütszustand, daß wir den ganzen Taipo-shan noch vor Beginn der Feindseligkeiten erstürmt hätten. Die Szene in unserem Lager bot in der Nacht vor unserem Abmarsch einen außerordentlichen Anblick. Kameraden flüsterten da und dort mit Kameraden, einzelne ergriffen ihre Gewehre und lächelten still vor sich hin, andere wechselten ihre Unterkleider und zogen das Beste und das Reinlichste an, damit sie sich vor dem Feind als tote Leute nicht mit schmutziger Wäsche zu schämen hätten. Andere sahen still vor sich hin in den Himmel und sangen leise. Woran dachte ich in diesem Moment? Meine ganze Hoffnung war, glücklich sterben zu können, indem ich sagen konnte, ich habe mit der Hilfe des Himmels meine Pflicht getan. — Am 26. Juli vor Tagesanbruch, als der Nebel so dick war, daß wir nicht einen Schritt vor uns sehen konnten, und eine kühle Brise über das Gelände nach dem Regen

des vorherigen Abends wehte, begannen Tausende von Kriegern sich vorwärts zu bewegen, ähnlich wie eine lange Schlange durch die Dunkelheit schleicht. Um 3 Uhr morgens erreichten wir den Fuß des Iwajama, der als Halteplatz für die Reserve unseres Regiments bezeichnet war. Auf der Spitze dieses Hügels war die Stellung für die Schützenlinie. Ein anderer Hügel rechts war als Artilleriestellung ausersehen. Bevor das Signal zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegeben wurde, war es nicht erlaubt, auch nur den Kopf über die Linie zu erheben. Alles lud die Gewehre und ließ die Patronentaschen offen und wartete atemlos auf das Kommando: Feuer! des Obersten. Er stand auf der Spitze des Iwajama mit dem Feldstecher in der Hand; sein Adjutant neben ihm mit offener Karte suchte gelegentlich in seiner Kartentasche herum. Die Munitionspackpferde waren am Fuße des Hügels gesammelt und die Transportsoldaten warteten ungeduldig darauf, ihr Werk zu beginnen. Das Signal war ein Kanonenschuß. Wir warteten mit der Uhr in den Händen und unsere Herzen schlugen höher, als die Zeit Minute für Minute dahinschlich.

Vierzig Minuten nach 11 Uhr war der erste Schuß auf dem linken Flügel endlich zu hören. Es war das Signal, den Angriff auf den Feind längs dem Laotso-shan und Taipo-shan zu beginnen. Während der letzten 30 Tage hatten wir nicht einen Schuß abgefeuert, so daß dieser Kanonenschuß den Feind ganz plötzlich überrascht haben muß, und seine beschleunigte Antwort klang faul und schläfrig und ging hoch über unsere Köpfe weg. Unser Plan war, daß der linke Flügel zuerst attackieren und den Feind am Laotso-shan schlagen solle. Unser Detachement sollte ihn dann verstärken. Wir mußten deshalb einige Zeit müßig stehen und den Fortschritt des Angriffs auf den Laotso-shan überwachen. Nach einiger Zeit machten unsere Marinegeschütze einen solch entsetzlichen Lärm, daß wir hofften, der Feind würde bald zu Tode getroffen und

seine Vorposten für uns eine leichte Beute sein. Aber sie erwiesen sich stärker, als wir gedacht, und zerstreuten sich nicht wie ein Schwarm Spinnen vor dem Sturm. Während die Zeit fortschritt, nahm das Gefecht an Stärke zu; unsere ganze Artillerie konzentrierte ihr Feuer auf die schwere Artillerie auf dem Nordabhange des Laotso-shan und bemühte sich mit allen Kräften, sie zum Schweigen zu bringen. Nach einiger Zeit, als das feindliche Feuer etwas nachließ, begann die Infanterie unseres linken Flügels unter dem Schutz unseres Artilleriefeuers vorzugehen. Sofort nahm sie einen halbmondförmigen Hügel ein, ungefähr 2000 Meter vor uns; unmittelbar darauf wandte sie sich nach links und besetzte den nördlichen Flügel des Laotso-shan um 10 Uhr. Es schien, als ob die Russen diese Plätze nicht sehr stark befestigt hatten, denn nach einigem Widerstand gaben sie das große Fort in der wichtigen Stellung des Laotso-shan auf. Trotzdem war der Widerstand geradezu unbeugsam und selbst, als unsere Infanterie bereits die Spitze des Hügels besetzte, hielt sich ein Teil des Feindes noch immer auf dem südlichen Abhang und stand furchtlos unter unserem von oben konzentrierten Feuer. Dies war die Ursache der langen Dauer dieses Angriffs. Endlich gelang es unserem linken Flügel, sie zu umgehen und sie von diesem Platz wegzutreiben. Sie hatten die Bucht von Lungwangtang in ihrem Rücken und konnten in dieser Richtung nicht zurückgehen. Bald wurden sie hart bedrängt und gezwungen, viele Tote und Verwundete zurückzulassen; der Rest sprang in Dschunken und verbarg sich auf der andern Seite der Bucht. Nachdem die Aufgabe des linken Flügels so beendet war, hatte unser Regiment endlich die große Gelegenheit, den Feind anzugreifen. Nun befahl der Oberst allen seinen Hauptleuten: Achtung, ganze Linie Feuer! Hierauf streckte die ganze Linie auf einmal die Köpfe heraus, das 1. und 2. Bataillon rechts, das 3. links. Das Feuer klang wie Korndreschen. Sobald wir begannen, fingen auch die

russischen Kugeln an, in großen Tropfen auf uns zu fallen, indem sie Sand aufwühlten, Steine niederschlugen und Leute töteten. Die Kugeln, die nahe an unserem Ohr vorbeifliegen, geben einen pfeifenden Ton und die, die hoch in der Luft über uns fliegen, einen zitternden Schall. Unsere Schützenlinie, eine lange Kette bildend, verliert da und dort einzelne Glieder. Die Träger mit Bahren rennen von einem zum andern und schaffen die Toten und Verwundeten auf den vordersten Verbandplatz. Nicht nur der Hagel von Gewehrgeschossen, sondern auch große Geschützprojektile bersten über unsern Köpfen und speien weißen Rauch aus. Die Sprengstücke der Geschosse schlagen dumpf auf den Boden und wühlen Löcher oder sie dringen durch die Köpfe der Schützen von oben. Hie und da flog eine leere Geschoßhülle über den Hügel weg und fiel in die Mitte unserer Reserve. Als ich bei der Reserve war, sah ich einen Soldaten, der von einer solchen leeren Geschoßhülle getroffen war. Er verlor seinen rechten Arm und starb auf der Stelle. Als wir das leere Geschoß später untersuchten, entdeckten wir in ihm erst ein Stück Mantel, dann ein Stück Uniformrock, dann ein Stück Hemd, dann Fleisch und Knochen und dann wieder Unterzeug, Rock und Mantel, alles das mit Gras und Kieselsteinen vermischt und mit Blut befleckt, machte den Eindruck einer schrecklichen Büchsenkonserve.

Der Kampf dauerte mehrere Stunden lang. Die Artillerie des Feindes war sehr stark. Wir konnten keine Gelegenheit finden, vorwärts zu gehen. Unsere Toten und Verwundeten vermehrten sich rasch und die vorbereiteten Tragbahren genügten nicht. Das Feuer reichte bis auf den Verbandplatz weit hinter uns. Einige verwundete Soldaten wurden dort nochmals verwundet oder getötet. Es war ein verzweifeltes Gefecht. Die Reserve wurde auf den linken Flügel der Artilleriestellung gebracht, so daß sie jeden Augenblick sich zu einer Angriffskolonne für den

Sturm formieren und auf den Feind stürzen konnte, sobald sich Gelegenheit bot. In diesem Augenblick war ich bei der Reserve, die Regimentsfahne in der Hand. Da wir uns in der Artilleriestellung befanden und unsere Fahne dem Feind ein großes Ziel offen darbot, begannen die Russen in Wangchia-tun sofort ein heftiges Feuer auf uns. Ihr konzentriertes Feuer war gut gezielt, und ihre Geschosse kamen wie Regen. Als sich der Rauch für einen Moment verzogen hatte, fanden wir einen Leutnant, der gerade einen Augenblick zuvor seine Leute tapfer kommandiert hatte, tot daliegend, mit Blut bedeckt. Der Kommandant der Kanoniere und die Kanoniere selbst waren in Stücke zerrissen. Ihr Gehirn strömte aus und ihre Gedärme waren mit Kot und Blut vermischt. Die Reserveartilleristen nahmen ihren Platz ein, um ebenfalls sofort getötet zu werden. Eine solch blutige Szene kann man nicht beschreiben, die muß man sehen. Meine Feder ist dazu ohnmächtig. Nachdem unsere Reserve durch das starke feindliche Feuer stark gelitten hatte, blieb uns nichts anderes übrig, als einen verzweifelten Angriff zu versuchen. Jeder Augenblick länger, den wir in der Position blieben, war gleichbedeutend mit dem Verlust von soviel Leuten mehr. Es hatten sich Wolken gebildet, die schon seit einiger Zeit am Himmel gelauert. Es war dunkel und schauerlich. Bald trieb der Wind Seite an Seite mit Pulver und Rauch, schmutziger Regen fiel schräg herein mit Kugeln und Geschossen. Bei diesem ungünstigen Stand der Dinge wurde uns Reserven befohlen, uns mit dem Oberst zu vereinigen. Wir verließen sofort die Artillerie und begannen nach links zu marschieren, indem wir über Felsen kletterten. Der scharfe Wind schlug so mächtig gegen die Fahne an, daß ich jeden Augenblick befürchtete, sie würde in Stücke zerrissen. In diesem kritischen Moment barst ein Geschoß über mir und seine Sprengstücke flogen durch die Luft, ein Teil der Fahne wurde weggerissen, ein Mann getötet und ein Sprengstück fiel weit hinter uns in ein Tal.

Wie ich schon gesagt habe, war der Oberst auf der Spitze des Iwajama. Der Feind war deshalb sicher, daß unsere Hauptstärke dort vereinigt war und ließ einen Hagelschauer von Schrapnells auf uns niedergehen. Oberst Aoki stand mitten in demselben, ebenso fest und nicht wankend wie Nio oder Fudo, indem er mit ruhigem Blick auf den Feind starrte. Als ich mich ihm näherte und meldete, daß die Fahne zerrissen worden sei, sagte er einfach: „So!“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Ist das nicht genau wie im Manöver?“ Er war so voll Mut und Stärke und seine furchtlose und gesammelte Haltung machte einen solchen Eindruck auf seine Untergebenen, daß die etwas verzagten Soldaten sofort wieder Mut bekamen, wenn sie in sein energisches Gesicht blickten. Es war schon 2 Uhr und doch war das Gefecht noch zu keiner Entscheidung gekommen. Unsere Verluste wuchsen von Stunde zu Stunde. In diesem Moment begann ein Teil unseres linken Flügels vorzurücken. Auch unsere Abteilung wurde vorbefohlen, worauf die ganze Linie der Leute sich wie eine dunkle Hecke erhob und vorwärts stürmte, direkt in die Mündung der feindlichen Kanonen. Die Russen benutzten diese Gelegenheit, die Stärke ihres Feuers noch zu vermehren; diejenigen von uns, die vorwärts stürmten, wurden niedergemäht, und die, die nicht vorwärts drängten, waren bereits tot. Unterleutnant Hachida wurde durch die Brust geschossen. Trotzdem schrie er immer noch „Vorwärts! Vorwärts!“ schenkte dem ausströmenden Blut keine Beachtung und ließ seine Leute nicht wissen, daß er verwundet sei. Er drängte wütend noch ungefähr tausend Meter vorwärts gegen den Feind und als er sich der zweiten Linie näherte, die er durchbrechen wollte, rief er schwach „Banzai!“ und starb. Eines tapferen Führers Leute sind immer tapfer. Einem von Hachidas Leuten wurde der rechte Arm zerschmettert, noch ehe sein Leutnant den Schuß erhalten hatte. Er wollte sich aber nicht zurückziehen. Als sein

Leutnant ihm sagte, er solle in die Verbandstation gehen, antwortete er: „Wie, wegen einer solch kleinen Wunde? Ich kann noch gut weiterfechten, Herr.“ Er nahm Wasser aus seiner Flasche, wusch die Wunde aus, band sie mit einem Handtuch fest und drängte mit den Schützen vorwärts, sein Gewehr in der linken Hand. Als er in die Nähe der feindlichen Linie kam, wurde er an der Seite des Leutnants Hachida, dem der tapfere Bursche sehr ergeben war, getötet. Selbst im Tod umklammerte er noch fest sein Gewehr. Diese beiden zeigten den wahren Geist des japanischen Kriegers, der darin besteht, seine Pflicht zu tun bis zum letzten Augenblick und selbst noch darüber hinaus.

Zuletzt war die Reserve in der Hand des Obersten zu zwei Kompagnien Infanterie und einer Kompagnie Pioniere zusammengeschmolzen. Welch ein furchtbarer Kampf war dies gewesen! Seit dem frühen Morgen hatte unsere Artillerie versucht, die mächtigen Geschütze des Gegners zum Schweigen zu bringen. Ihre verzweifelten Anstrengungen waren vergebens und die starken feindlichen Stellungen hielten sich noch, ohne sonderlichen Schaden gelitten zu haben. Welche Enttäuschung! Unsere Infanterie war nur noch 500 oder 600 Meter vom Feinde entfernt, aber ehe unsere Artillerie die Offensiv- und Defensivwerke der russischen Forts zerstört hatte, würde ein Sturm nur mit der vollkommenen Vernichtung unserer Leute geendet haben. Deshalb warteten die Infanteristen geduldig ganz nahe am Feind, bis der rechte Augenblick kommen würde. Endlich ging der lange Sommertag zu Ende und der düstere Schleier der Dunkelheit verhüllte den Schauplatz der Schlacht. Der Regen hörte eine Weile auf, aber die Nacht war traurig. Hunderte von toten Kameraden lagen zerstreut auf den Hügeln und im Tal, während die feindlichen Forts sich hoch gegen den Nachthimmel abhoben, als ob sie uns zu einem fruchtlosen Angriff herausfordern wollten. Aber unser Mut war noch nicht im mindesten geschwächt, im

Gegenteil: der Mißerfolg des Tages vermehrte noch unsern Entschluß, am nächsten Tage die Russen zu stürmen und zu schlagen. Während der Nacht hörte man ununterbrochen Gewehr- und Geschützfeuer. Um die Toten wegzutragen, mußten wir mangels Tragbahren Zelte benutzen. Die Verwundeten wurden auch aufgegriffen und durch die Krankenpfleger nach rückwärts getragen. Wir, die wir heil aus dem Kampf gekommen waren, saßen an der Seite unserer stillen Toten und warteten ohne Schlaf ungeduldig auf den Anbruch eines besseren Tages.

Achtzehntes Kapitel.

Die Einnahme des Taipo-shan.

Am nächsten Tag, dem 26., begann unsere ganze Artillerie, entschlossen den Feind zu vertreiben, ihr Feuer mit Tagesanbruch und bestrebte sich, einen Durchgang für die Infanterie zu schaffen. Unser Bombardement war noch heftiger als am Tag zuvor und auch die feindliche Antwort war entsprechend stärker. Woher kam es, daß die russischen Forts so uneinnehmbar waren? In der Linie, welche die Höhe verbindet, waren ihre Laufgräben durch Felsen geschützt und mit Holzdächern bedeckt und so konnten sie feuern wie durch Schießscharten, vollkommen verborgen und geschützt gegen unsere platzenden Granaten. Sie hatten Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehre an verschiedenen Plätzen postiert und so aufgestellt, daß sie von allen Punkten und nach allen Richtungen auf uns feuern konnten, und diese wirkungsvollen Kanonen waren geschützt mit starken, aus hartem Material hergestellten Verteidigungswerken. Dazu kam, daß durch die Seite unserer Hügel und die entgegengesetzte Seite ihrer Hügel ein Felsental gebildet wurde mit beinahe senkrechten Abhängen, so daß wir ohne geradezu übermenschliche Anstrengungen weder hinunter

noch hinaufklettern konnten. Einen solch starken Feind in einer schon von Natur aus so starken Stellung anzugreifen, bedeutete ungeheure Verluste von unserer Seite.

So lange, als das Artilleriefeuer wirkungslos blieb, war natürlich unser Gewehrfeuer ebenfalls nutzlos. Wir mußten auf irgend eine Weise die feindlichen Maschinengewehre zerstören, sonst würden alle unsere Anstrengungen nur damit enden, daß unsere sowieso schon lange Liste von Toten und Verwundeten noch größer würde. Dies verstanden wir sehr gut, aber wenn wir unsere Feuerwaffen nicht gebrauchen konnten, so war unser einziges und letztes Mittel, lebende Wesen abzuschießen, den Platz mit Geschossen von Menschenfleisch anzugreifen. Mit diesen unerhörten Waffen, Menschengeschossen, dem verkörperten Wesen des Bushidogeistes, mußten wir den Feind überwinden. Es wurde rasch Befehl gegeben. Die 5., 7. und 10. Kompagnie unseres Regiments stürzten sich in das Tal hinunter und begannen einen wütenden Sturm auf den Feind. Nun richtete die russische Artillerie, die bis jetzt unsere Artillerie beschossen hatte, ihre Kanonen auf diesen verlorenen Posten, diese vorstürmenden Kolonnen. Gleichzeitig vereinigten die Maschinengewehre und die Infanterie in den Forts ihr Feuer auf diese verzweifelte Schar, welche vorwärts drang wie ein Sturmwind mit Rufen und Schreien, nicht im geringsten entmutigt durch das höllische Feuer. Ihre Schreie, vermischt mit dem Kanonengebrüll, schollen gleich Hunderten von Gewittern, die im selben Moment losdonnerten. „Vorwärts! Drängt hinein!“ Sie fochten wie die Furien, die verwundeten Offiziere blieben unbemerkt und die gefallenen Kameraden unbeachtet. Springend auf und über die Toten und Sterbenden kamen die Überlebenden schließlich bis auf 12 Meter an den Feind. Aber sie konnten die Natur nicht überwinden. Der Felsenabhang stand vor ihnen wie ein Wandschirm und die Hälfte ihrer Kameraden war auf der Hügelseite zerstreut, tot auf dem Rücken

liegend. Sie konnten nichts tun als stehen bleiben und dem Feind ins Gesicht starren. Während die Sturmkolonne unter dem heftigen Granaten- und Kugelregen vorwärts drängte, war der Anblick über alle Maßen aufregend. Sie bewegten sich wie hellgraue Schatten, eingehüllt in Rauchwolken. Einige von ihnen wurden durch die großen Granaten hoch in die Luft geworfen. Als ihre Leichen aufgenommen wurden, sah man keine Wunden, aber die Haut war über und über purpurn gefärbt. Dies kam von dem Wurf in die Höhe und dem schweren Fall auf den Boden.

Der feindliche Widerstand war so verzweifelt und unser Feuer schien so nutzlos, wie wenn man mit einer Stecknadel an eine Tempelglocke schlägt. Wenn wir auf diese Weise weiter gemacht hätten, wäre es ein gänzlicher Mißerfolg geworden. Wir mußten einen letzten Ansturm machen auf die Gefahr vollkommener Vernichtung. Sofort wurde durch den Brigadegeneral folgender Befehl gegeben: „Das mutige Betragen unserer Offiziere und Leute seit Beginn der Schlacht ist bewundernswert. Unsere Brigade hat den Feind entlang der östlichen Seite des Taipo-shan um 5 Uhr heute abend anzugreifen. Die ganze Artillerie hat das Bombardement zu eröffnen und der linke Flügel hat zum Angriff vorzugehen, sobald unser Bombardement eine Gelegenheit verschafft, um auf diese Weise den Feind zu überwältigen und zu schlagen. Euer Regiment muß das Äußerste tun, um diese Gelegenheit zu benutzen und die feindliche Stellung in eurer Front zu besetzen."

Ja, wir waren begierig, den Feind mit unsern äußersten und verzweifeltsten Anstrengungen zu schlagen. Dies war der Tag für uns, um unsere Fahne über der feindlichen Festung zu entfalten und die Geister derjenigen zu beruhigen, die während der letzten Tage gestorben waren, ohne das Triumphgeschrei Banzai zu hören.

Eine Gruppe von Offizieren sprach, während sie auf eine geeignete Gelegenheit zum Angriff warteten, über den

Gang der Dinge seit dem frühen Morgen. „Der Feind ist tapfer. Ich bemerkte einen russischen Offizier, der seine Leute von der Höhe des Brustwerkes herab kommandierte."

„Ja, sie kämpfen gut, aber wir müssen heute die Stellung erobern."

Wir begannen zu fühlen, daß die Stärke der Russen nicht nur in ihren mechanischen Hilfsmitteln, sondern auch in ihrem unerschrockenen Verhalten lag. Aber alle stimmten wir damit überein, daß wir den Feind schlagen und unsere unglücklichen Kameraden rächen müßten. Plötzlich kam ein junger Offizier mit einer Flasche Bier an. Seit dem vorigen Tag waren wir ohne Essen und Trinken geblieben und diese Flasche Bier auf dem Schlachtfelde war uns ein seltsamer Anblick. Wir alle wunderten uns, wer der junge Offizier sein möge, und als er näher kam, erkannten wir den Leutnant Kwan, Adjutanten des 2. Bataillons.

„Ist das nicht ein seltener Schmaus, dieses Bier? Ich habe die Flasche in meinem Gürtel herumgetragen seit gestern, um das Banzai in der feindlichen Festung zu trinken. Aber nun laßt uns einen Abschiedsschluck zusammen nehmen. Ihr alle waret immer sehr freundlich zu mir; ich habe beschlossen, heute schön zu sterben."

Der junge Offizier sprach leichthin und doch in großem Ernst und füllte seinen Aluminiumbecher mit dem goldenen Bräu. Der Becher machte die Runde und wir lächelten melancholisch bei diesem Trunk. Als die Zeremonie vorbei war, hob der Leutnant Kwan die leere Flasche in die Höhe, warf sie in die Luft und rief: „Ich bete für eure Gesundheit" und rannte fort, um die Toten zu begraben. Wie konnten wir wissen, daß dies sein wirklicher Abschied war! Bald darauf, ohne auf den glücklichen Moment zu warten, wo er Banzai in der feindlichen Stellung rufen konnte, vereinte er sich mit den ruhmvollen Toten. Er und ich, wir kamen beide aus derselben Stadt und waren sehr alte und intime Freunde. Er liebte mich wie einen jüngeren

Bruder. Deshalb pflegten wir jedesmal, wenn wir uns auf dem Schlachtfelde trafen, einer des andern Hand zu ergreifen und zu fragen: „Wie geht es dir? Bist du ganz wohl?“ Selbst ein solcher Austausch von Worten war bereits ein großes Vergnügen für uns. Bei dieser Zusammenkunft habe ich, nicht wissend, daß ich ihm zum letztenmal sehen sollte, leider versäumt, ihm für alle Freundschaft, die er für mich hatte, zu danken. Wir nahmen eben einen eiligen, ungenügenden ewigen Abschied, wie er auf dem Schlachtfelde gewöhnlich ist. Ich hörte später, daß der Leutnant, während er das Begräbnis der Toten überwachte, zu seinen Leuten sagte: „Bitte, bedeckt sie sorgfältig mit Erde, denn ich werde sehr bald ebenso behandelt werden.“ War er sich wirklich seines drohenden Todes bewußt? Auch Leutnant Hachida, der noch früher starb als Kwan, zog bei seinem letzten Vormarsch plötzlich ein Paket getrockneter Kastanien aus seiner Tasche nnd sagte zu seinem Burschen: „Diese Kastanien wurden von meiner Mutter den Göttern geopfert und sie sagte mir, ich solle sicher davon essen, ehe ich ins Gefecht gehe. Ich will eine essen und iß du die andere; dies mag unser letzter Abschied sein!“

Sie verbeugten sich höflich und kauten die harten Früchte miteinander. Selbstverständlich waren wir alle stets zum Tod bereit und jedesmal, wenn wir uns trafen, dachten wir, es sei das letzte Mal. Aber wenn der richtige Moment kommt, scheint ein geheimnisvoller unsichtbarer Draht die traurige Nachricht dem Herzen mitzuteilen.

Es war 5 Uhr abends unsere ganze Artillerie eröffnete zur selben Zeit die Beschießung und auch die ganze Infanterie begann das Feuer. Himmel und Erde wurden auf einmal dunkel von den Rauchwolken und der Lärm der fliegenden Geschosse und explodierenden Granaten schien Berg und Tal zu zerreißen. Dies war die Entscheidungsschlacht. Deshalb war auch die Heftigkeit und die Wut über alle Beschreibung. Unsere Infanterie schoß und

ging vor, hielt an und schoß, vorwärts drängend und vorwärts springend. Der Hagelsturm der feindlichen Projektile erlaubte den Leuten nicht, geradeaus zu gehen. Hie und da war der Ausruf: „Leutnant“ das letzte Wort der Dankbarkeit eines sterbenden Mannes, „ah!“ der einzige Ton eines sterbenden Soldaten. Aber es war nicht der Augenblick, solche erschütternden Szenen zu betrachten, wir mußten vorwärts und wenn es nur einen Zoll näher dem Feind war. Wie sagte der Brigadegeneral in seinem Befehl? „Ich bewundere eure Tapferkeit“, waren die Worte. Sagte er nicht: „Kämpft mit euren letzten Kräften, vorwärts, marsch!“ Vorrücken, um getötet zu werden. Da war keine Zeit zum Anhalten, selbst nicht für eine halbe Sekunde. Dies waren die Gedanken, dies die Worte der Aufmunterung der Offiziere, welche rechts und links an der Schlachtlinie entlang liefen, ihre gezogenen Schwerter schwingend und mit ihrem unbezwinglichen Geist die Leute anfeuernd und anspornend. Zwei Kompagnien Reserveinfanterie und Reservepioniere wurden ebenfalls in die erste Linie beordert und endlich kam unser 1. Bataillon auf 20 Meter an den Feind heran. Aber die wandschirmförmige Felsenwand stand vor ihnen, in der kaum Raum war, den Fuß aufzusetzen. Verzweifelt versuchten wir hinaufzuklettern, aber es gelang nicht. Während die feindlichen Kugelschauer sie von einer Seite überschütteten, wurde die zweite Kompagnie gegenüber der feindlichen Front eine wahre Scheibe für die russischen Maschinengewehre, und sie wurde in wenigen Augenblicken niedergemäht. Eine Kugel ging durch die Schwertklinge des Hauptmanns Matsumaru, streifte aber nur seine linke Backe leicht. Unser Artilleriefeuer vollführte ein herrliches Feuerwerk in der Luft, aber beschädigte die feindlichen Verteidigungswerke kaum. Schrapnells waren ohne Wirkung; wir mußten Sprengbomben gebrauchen, um die Deckung der feindlichen Schützenlinie zu zertrümmern. Selbst unter Gefährdung und zum Nachteil

unserer eigenen Infanterie müssen wir so rasch wie möglich Bombenfeuer beginnen. Dies war der Befehl, der verschiedentlich zur Artillerie gesandt wurde, aber keine Ordonnanz kam lebend zurück, alle wurden getötet, ehe sie ihre Bestimmung erreichen konnten. Ein Leutnant der Pionierabteilung bekam Befehl, Sprengstoffe zu senden, aber auch dieses konnte nicht beizeiten bewerkstelligt werden.

7 Uhr war vorüber, ebenso 8 Uhr und nun war es 9 Uhr und es zeigte sich noch keine Verbesserung für uns. Das 1. Bataillon war genötigt, eine Zeitlang halt zu machen. Der Kommandant des 2. Bataillons, Major Tamai, war schwer verwundet. Sein Adjutant, Leutnant Kwan, war, während er einen Weg für den Sturm auskundschaftete, durch den Kopf geschossen worden und starb, als er umkehrte und einen Boten rief. Das 3. Bataillon kam nahe an den Feind, konnte aber nicht hinüber kommen. Die Zahl seiner Toten und Verwundeten vermehrte sich von Minute zu Minute. Unsere Lage war genau die eines kleinen Fisches, der von einem großen Walfisch verschluckt werden soll. Wir konnten sie durch unsere eigenen Mittel nicht verbessern und trotzdem war die Zähigkeit unserer Absicht und der unüberwindliche Mut, der unsere Reihen durchdrang, so groß, daß unsere Entschlossenheit nur um so größer wurde, als die Schwierigkeit, den Feind zu überwinden, zunahm. Alle Bataillone, besonders das erste, hackten nun mit Pickeln Felsen ab und türmten Steine aufeinander, um Fußstufen zu machen. Aber das Werk war nicht leicht in der Nähe des Feindes, wo beide Parteien wie zwei Tiger sich die Zähne zeigten und drohten, einander in Stücke zu zerreißen. Die Russen versuchten alles, um unsere Arbeit zu verhindern. Der leiseste Ton einer Picke rief unmittelbar eine Feuerzunge hervor, die den Platz um uns heißhungrig beleckte. Inmitten dieser großen Schwierigkeiten wurde endlich eine Art Stufen hergestellt, und nun waren wir bereit, mit einem Sprung vorzudringen.

Die Nacht verging, ein trüber, abnehmender Mond schien matt über das Schlachtfeld und beleuchtete die Hälfte unseres Lagers wie ein helles, schwarzweißes Bild. Der Major, der das 2. Bataillon kommandierte, schickte folgende Meldung zu unserem Oberst:

„Mein Bataillon ist im Begriff, einen Sturm zu versuchen, in der Erwartung, aufgerieben zu werden. Ich hoffe, daß Sie ebenfalls die Offensive ergreifen werden. Ich hoffe aufrichtig und glaube, daß mein hochverehrter und geliebter Oberst der erfolgreiche Führer dieses Angriffes sein, und daß zur Zeit des Sonnenaufgangs unsere ehrenvolle Regimentsfahne über den feindlichen Befestigungswerken wehen wird. Ich bringe Ihnen hiermit meine Ehrfurcht und meinen Abschied entgegen."

Nun hörten wir die feierliche Melodie des Kimigayo, von den Trompeten geblasen weitab auf dem linken Flügel. Der Mond schien durch die Wolken in unser Tal, und das langezogene schwache Echo der Nationalhymne schien in alle Herzen zu dringen. Die Musik tönte zu uns, als ob Seine Majestät in eigener Person befiehlt: Vorwärts! Offiziere und Mannschaften nahmen alle ihre Kräfte zusammen; sie sprangen und hüpften vor überschäumendem Mut. Alle auf einmal drangen mit Schreien und Rufen über die feindlichen Brustwerke hinüber, den Kugelregen mißachtend und über Fels und Steine kletternd. Major Matsumura, an der Spitze der ersten Gruppe von Leuten, schrie mit gellender Stimme und flammenden Augen: „Zur Attacke, vorwärts!" Das Kimigayo tönte immer begeisternder, alle nachfolgenden Leute schrien „Banzai" mit erderschütternder Stimme und feuerten so ihre vorwärtsdringenden Kameraden an. Auf der Spitze des Hügels gaben die klirrenden Bajonette Funken; ein Handgemenge aus nächster Nähe war die letzte Anstrengung der menschlichen Geschosse der Söhne Yamatos. „Ihr hochmütigen Landräuber, seht nun die Torheit eurer Politik", war der Gedanke, mit dem jedermann einen Streich führte. Die

Folge davon war ein Strom von Blut und ein Berg von Leichen. Es war ein harter Kampf, aber wir hatten doch große Freude, den Feind nach wiederholten Mißerfolgen zu schlagen. Trupp auf Trupp stürzten sich die Leute in den Feind gleich Wellen der See. Die Russen fanden es allmählich zuviel für sie. Sie wankten und setzten doch noch einige Zeit ihren Widerstand im nahen Handgefecht fort, während wir an Mut und Stärke im selben Verhältnis zunahmen, in dem sie an Kraft verloren. Endlich, um 8 Uhr morgens, am 28. Juli, als der östliche Himmel sich rosig färbte, wurden wir die Herren der Höhen des Taipo-shan. Die kaiserliche Flagge wehte hoch über unserem Lager und das Freuden-Banzai erhob sich wie die Springflut der See.

Neunzehntes Kapitel.

Nach der Schlacht.

Ehe wir uns der feindlichen Stellung auf den Höhen des Taipo-shan bemächtigten, hatten wir vom Divisionskommandeur bis zum gemeinen Soldaten unsere Ausdauer und Tapferkeit auf das möglichste angestrengt. Wir hatten gegen einen Feind gefochten, der in einer stark befestigten und von Natur aus günstigen Stellung war, und wir hatten 58 Stunden lang mit dem verzweifelten, unbeugsamen Feind gerungen ohne Essen, Trinken oder Schlaf. Unser schließlicher Erfolg war in vielen wichtigen Ergebnissen für den zukünftigen Kriegsausgang entscheidend. Die Schlacht am Nanshan mit 4000 Gefallenen war bis jetzt als der härteste Kampf betrachtet worden. Aber im Vergleich mit Taipo-shan war Nanshan mit geringem Verlust gewonnen worden. Am Nanshan hatte der Feind ein sanft abfallendes Gelände vor sich, wo er unsere angreifenden Kräfte aus einer sicheren Stellung hinwegfegte. Das Gelände am Taipo-shan war

gänzlich verschieden mit seinen senkrechten Felsenwänden und tiefen Tälern. Wir konnten uns in einem toten Winkel verteidigen oder uns verbergen und schützen und doch war unser Verlust so groß wie am Nanshan. Man kann daraus urteilen, wie schwer die Schlacht war.

Während dreier Tage begnügten wir uns mit einem kleinen Raume, wohin keinerlei Nahrung von rückwärts gebracht werden konnte. Wir kauten nur den harten Zwieback unserer eisernen Ration. Wir konnten uns weder einen Tropfen Wasser verschaffen, noch einen Moment Schlaf gönnnen. Aber da wir so aufgeregt und begierig waren, die Sache zu Ende zu bringen, dachten wir keinen Augenblick weder an Schlaf noch an Hunger. Die Russen waren in einer ähnlichen Lage. Als wir nach Einnahme des Platzes ihre Schützengräben besichtigten, fanden wir diese Gräben voll Kot. Die Leute müssen während 58 langen Stunden dort geblieben sein, ohne auch nur einen Schritt sich zu entfernen. Der einzige Unterschied war, daß sie keine Schwierigkeit mit ihrer Nahrung hatten, denn unsere Leute waren glücklich mit dem Schwarzbrot und Stückenzucker, die der Feind zurückgelassen hatte.

Das erste, was wir fühlten, als unser Werk getan, war Schläfrigkeit. Wir verlangten nichts als Schlaf. Von Gruppen, die da und dort über ihre toten Kameraden und die gehabten Erlebnisse sich unterhielten, begann ein Mann nach dem andern einzunicken und sie legten sich unter der Deckung der feindlichen Schützengräben nieder wie unschuldige kleine Kinder. Die toten Russen, die da und dort in ihrem Blut herumlagen, störten ihren tiefen Schlaf nicht. Sie dachten auch nicht an Essen und Trinken; ihr Schnarchen tönte wie entfernter Donner. Gelegentliche feindliche Geschosse störten sie nicht mehr, als wenn es das Summen von Moskitos gewesen wäre.

Die Erhabenheit einer Schlacht kann nur inmitten des Kugel- und Granatenregens empfunden werden, aber ihr

grausiger Schrecken kann am besten beobachtet werden, wenn der Kampf vorüber ist. Der Schatten des unparteiischen Todes besucht Freund und Feind gleichmäßig. Wenn das gräßliche Morden vorbei ist, liegen zahllose Körper mit Blut bedeckt lang und flach im Grase zwischen Steinen. Welch tiefe Philosophie spricht aus ihren erkalteten Zügen! Als wir den Tod am Nanshan sahen, konnten wir uns nicht enthalten, unsere Augen vor Schreck und Abscheu zu bedecken. Aber die Szene jetzt, obgleich ebenso grausig, machte uns nicht halb so viel Eindruck. Manche waren in Kopf und Gesicht getroffen und das Gehirn vermischte sich mit Staub und Erde. Bei andern waren die Eingeweide herausgerissen und das Blut tropfte davon herab. Dieser Anblick erschreckte uns indes nicht sehr. Am Nanshan hatten wir nicht selbst gefochten, sondern erst nachher die Szene besichtigt. Diesmal waren wir an den Anblick gewöhnt durch die langen Stunden des Leidens und des verzweifelten Kampfes.

Am Nanshan mußten wir mit den toten Feinden fühlen und sie aufrichtig bemitleiden, aber hier haßten und verabscheuten wir sie. Warum waren sie zu tadeln? Waren sie nicht ebenfalls Krieger, die in Erfüllung ihrer Pflicht starben? Aber nachdem wir in dem harten Kampf so viel Leben von Freunden und geliebten Leuten zu opfern hatten, haßten unsere Herzen unwillkürlich den Gegner. Wir hätten gewünscht, daß er mehr Verluste gehabt, daß er leichter gewichen wäre. Er aber verteidigte sich bis zum Äußersten und schlachtete unsere Leute ab aus sicheren Deckungen, wo er seine Gewehre aus den Löchern herausstreckte. In der Tat, unsere Vernunft kann solche Gefühle nicht gutheißen, aber diejenigen, die die Erfahrung eines Gefechts gehabt haben, werden leicht diese Gefühle von Haß und Entrüstung würdigen, welche uns beim Anblick des toten, aber tapferen und widerspenstigen Feindes beschlichen. Wirklich, es ist albern! Wir alle be-

wundern ihre Tapferkeit und ihre Ausdauer ohne Einschränkung. Ihr Erfolg, uns 58 Stunden in Schach zu halten trotz unseres überwältigenden Angriffs, ist einer großen Militärmacht würdig. Ein toter Russe wurde im Schützengraben gefunden mit verbundenem Kopf. Wahrscheinlich hat der Tapfere weiter gefochten trotz seiner ersten Wunde, bis ein zweiter Schuß aus unserer Linie ihm den Todesstreich versetzte. Diejenigen russischen Leichen, die vor ihrer Brustwehr zerstreut lagen, müssen die Tapferen gewesen sein, welche aus den Gräben hervorsprangen, als wir uns hineinstürzten, und die uns mit Bajonetten und Fäusten Widerstand geleistet haben. Einige hatten Photographien ihrer Frauen und Kinder am Busen und diese Bilder waren mit Blut besprengt. Wenn einer Lust hat, sie deshalb als weibisch zu verdammen und als schwach, daß sie solche Dinge mit in die Schlacht nehmen, möge er es tun. Aber Tausende von Meilen von Hause entfernt, im traurigen und blutigen Krieg, wo sie nichts von ihren geliebten Angehörigen hören konnten, war es da nicht natürlich, daß sie sich nach ihnen im tiefsten Innern ihres Herzens sehnten und sich mit ihren Bildern trösteten? Es liegt in der menschlichen Natur, daß jede neue Landschaft, jede neue Phase des Mondes einen an zu Hause und an die Freunde denken läßt, und tapfere Streiter sind doch auch Menschen, oder ist es nicht so?

„Der Tapferste ist der Zärtlichste,
Der Liebende ist der Wagende."

Sind das nicht des Dichters Worte? Die armen russischen Soldaten! Durch den Zwang der Unterdrückung auf das Schlachtfeld gejagt, mußten sie, weit vom Heim entfernt, leiden und sterben. Ihre Lage verdiente nur Mitleid und Teilnahme.

Gleich nach beendeter Schlacht kam mein Bursche zu mir mit einem Tornister, der von den Russen zurückgelassen war. Wir öffneten ihn und fanden ihn gefüllt mit

allerlei Dingen, darunter auch einen chinesischen Anzug. Dies war für uns eine Überraschung und zugleich eine Erklärung. Wir hatten russische Spione in chinesischem Anzug gesehen, die innerhalb unserer Vorpostenlinie erschienen waren, und nun entdeckten wir ihr Geheimnis. Sie waren sicher sehr geschickt im raschen Wechsel des Kostüms und des Charakters, ähnlich wie auf dem Theater. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wurden die englischen Posten beinahe jede Nacht vom Feind getötet, der sich in Ziegenfelle gehüllt hatte. Hatten die Russen diese Kunst von den Amerikanern gelernt? Im Erkunden versuchten sie jede List; es waren nicht nur Russen, die auf dem Feld erschienen, sondern Geister und Erscheinungen (Leute, in fremde Kostüme gekleidet) erschienen ebenfalls. Wir fanden auch japanische Flaggen, die sie zurückgelassen hatten; vielleicht hatten sie sogar versucht, uns mit unserer eigenen Fahne zu betrügen.

Nach dieser Schlacht eroberten wir einige verletzte Maschinengewehre; es war dies die von uns am meisten gefürchtete Feuerwaffe. Eine große Eisenplatte dient als Schild, durch welchen man zielt und der Drücker kann in Bewegung gesetzt werden, während das Gewehr sich aufwärts, abwärts, links oder rechts bewegt. Mehr als 600 Geschosse werden in einer Minute automatisch herausgeschleudert wie ein langes, ungeheures Band von Kugeln; man kann sie auch streuen, ähnlich wie man mit einem Schlauch die Straße bewässert. Es kann einen größeren oder kleineren Raum bedecken oder auf weitere oder kürzere Entfernung feuern, genau wie der Kanonier es wünscht. Wenn man deshalb zur Scheibe dieser schrecklichen Zerstörungsmaschine wird, gehen oft drei oder vier Schüsse in rascher Reihenfolge durch dieselbe Stelle und bringen eine große Wunde hervor. Die Geschosse sind dieselben wie in Gewehren. Eine große Anzahl Schüsse werden in ein langes Tuchband eingesetzt und dieser Gürtel wird in die

Gewehrkammer geladen. Er arbeitet wie der Film eines Kinematographen; das Geräusch, das es macht, hört sich beinahe an wie eine rasche Folge von tap tap tap. Aber aus einiger Entfernung klingt es wie ein Webstuhl, der spät nachts erschallt, wenn alles andere schweigt. Es ist ein gräßlicher, niederdrückender Ton. Die Russen betrachteten diese Maschinengewehre als ihre besten Freunde und sie waren in der Tat ein großes Verteidigungsmittel. Der Feind war sehr geschickt im Gebrauch dieser Maschine; er wartete, bis unsere Leute ganz nahe auf vier oder fünf Ken herankamen und gerade im Augenblick, wenn wir beabsichtigten, ein triumphierendes Banzai zu schreien, begannen diese fürchterlichen Maschinen uns wegzufegen wie ein Besen der Zerstörung. Das Resultat waren Hügel und Berge von Toten. Nach der Schlacht am Taipo-shan entdeckten wir in der feindlichen Stellung den Leichnam eines Soldaten namens Hyodo, der einer der Aufklärer der 2. Kompagnie gewesen war. Er hatte nicht weniger als 47 Schüsse in seinem Körper, allein im rechten Arm 25. Ein anderer Soldat eines benachbarten Regiments erhielt mehr denn 70 Schüsse. Diese Tatsachen beweisen, wie zerstörend die Maschinengewehre sind. In der Tat, die Ärzte konnten so viele Wunden in einem Körper nicht feststellen und sie erfanden daher einen neuen Namen: „Über den ganzen Körper bienenstockartige Gewehrwunden." Jedesmal, wenn unsere Armee die feindlichen Stellungen angriff, waren es die Maschinengewehre, die uns am meisten Schaden zufügten.

Wir fanden im Lager auch vier oder fünf tote Kriegshunde. Sie waren stark gebaut mit kurzem braunen Haar und scharfgeschnittenen klugen Gesichtern. Sie waren von unserer Seite erschossen worden und, obgleich unvernünftige Tiere, waren sie doch den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gestorben. Die Russen dressierten diese Hunde für Kriegszwecke und benutzten sie in mehrfacher Weise. Es wurde

mir erzählt, daß sie sogar hie und da als Kundschafter tätig waren.

Ich besichtigte eingehend den Schauplatz dieses schrecklichen Gefechts und erkannte, wie stark die Position sowohl von Natur als durch Verteidigungsmittel war. Ich mußte mich selbst über unsern Erfolg wundern trotz des schrecklichen Verlustes an Leben und Blut. Unsere Pioniere gruben eine Anzahl Erdminen aus und zerstörten Drahthindernisse, die der Feind errichtet hatte. Die russischen Verluste waren auch sehr groß. Eine große Anzahl ihrer Toten war im Lager oder auf ihrer Rückzugslinie zurückgelassen worden; diejenigen, welche sie mit großer Schwierigkeit aufgelesen hatten, waren auf zehn oder noch mehr Ochsenkarren verladen und hinweggeführt worden durch Honchia-tun in der Richtung von Port Arthur.

Laßt mich für einen Moment das Schlachtfeld verlassen und erzählen, welchen Eindruck unsere Armee auf die Russen machte, und über einige tapfere Soldaten berichten. Nach dieser Schlacht las unsere Abteilung einen Zettel auf, den General Fock, der Kommandeur der russischen Division, geschrieben hatte. Die Übersetzung lautet wie folgt:

„Die japanische Armee versteht zu marschieren, aber nicht, sich zurückzuziehen. Wenn sie einmal einen Angriff auf eine Stellung unternommen hat, setzt sie ihn durch, energisch und eigensinnig. Das kann ich billigen. Aber wenn die Umstände einen Vormarsch nicht erlauben, muß der Rückzug hie und da als nützlich erachtet werden. Aber die Japaner setzen einen Angriff fort ohne Rücksicht auf die Größe der Gefahr. Wahrscheinlich lehren die japanischen Bücher über Taktik nichts über die Art und Weise eines Rückzuges."

Ist unser Mut wirklich der eines wilden Bären, der den Rückzug nicht kennt? „Zurückrudern (nakaro)" wurde von den alten Kriegern Japans lächerlich gemacht. Auch unsere modernen Streiter verachten die Idee eines Rückzuges. Es

mag dies ein Fehler sein, aber „dem Feind den Rücken zeigen“ wurde stets als die größte Schande eines Samurai betrachtet, und diese Idee ist das militärische Hauptprinzip des japanischen Volkes. Diese Aufzeichnung des russischen Generals ist ein guter Beweis des Geistes, der unsere Reihen erfüllte. „Zum Tode entschlossen“ und zu fechten mit äußerster Ausdauer. Jedesmal, wenn wir fochten, gewannen wir, weil wir an Rückzug nicht glaubten. Die Russen, denen gelehrt wurde, daß ein Rückzug hie und da nützlich sei, und die sich oft rühmten mit ihrem „meisterhaften Rückzug“, scheinen nicht viel Siege mit der Kunst des Zurückweichens gewonnen zu haben. Um die Wahrheit der Behauptung des russischen Generals und den Geist und den Entschluß unserer Leute zu beleuchten, will ich einige Tatsachen erzählen. Am 27. wurde ein gewisser Sukeichi Matsumoto als Kundschafter ausersehen. Er trotzte dem stärksten feindlichen Feuer und ermutigte seine Kameraden, immer an der Spitze des kleinen Trupps vorwärts drängend. Gleich nach Tagesanbruch merkte er, daß Blut über sein Gesicht lief, worauf er ausrief: „Mit mir geht's zu Ende.“ Er wiederholte diesen Ausruf mehrere Male und fiel dann hin. Sein Unteroffizier rannte zu ihm hin, richtete ihn auf und rief: „Halte deinen Mut zusammen, Mann“, worauf Sukeichi die Augen öffnete, des Unteroffiziers Hand ergriff und mit einem Lächeln sagte: „Warum? Ich bin ganz wohl, bitte, geht vorwärts.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so atmete er den letzten Hauch aus. Da war ferner ein besonders tapferer Sergeant namens Semba in der 8. Kompagnie. In der Schlacht am Nanshan zeichnete er sich dadurch aus, daß er als erster in die feindliche Stellung hineinsprang. Er rief, während er vorwärts marschierte, in einem fort: „Ich werde euch rächen, verlaßt euch auf mich!“ indem er auf diese Weise die Sterbenden und Verwundeten, die an seinem Wege lagen, tröstete. Er verstand dies als Abschied für immer oder als Trostwort, je nach-

dem der Fall lag. Seine Untergebenen liebten ihn deshalb wie ihren älteren Bruder und dachten, sie würden vollkommen glücklich sein, wenn sie mit Sergeant Semba sterben könnten. Sein Leutnant liebte den Sergeanten insbesondere und hielt ihn für besser als hundert gewöhnliche Leute. Für alle schweren Aufgaben suchte er Semba aus, der auch beinahe immer erfolgreich war infolge seiner Gelassenheit und Tapferkeit. Am 27., als der verzweifelte Vormarsch in Bewegung gesetzt wurde, hielt der Sergeant seine Leute fest zusammen und drängte kopfüber vorwärts, wie gewöhnlich: „Ich werde euch rächen, verlaßt euch auf mich!“ denen zuschreiend, die rechts und links von ihm fielen. Endlich stürzte er selbst zu Füßen seines Leutnants, der ihn aufzurichten versuchte und warmes Blut über seine Hand rinnen fühlte. „Ich bin hin!“ sagte der Sergeant leise. „Rappel dich auf, Sergeant Semba!“ Der tapfere Bursche spuckte das Blut aus, welches seine Kehle füllte, und mit Tränen in den Augen sagte er: „Leutnant, Port Arthur . . .“ Ohne diesen Satz vollenden zu können, starb er. Wollte er sagen, daß er bedauerte, sterben zu müssen vor dem Schlußsturm auf Port Arthur, oder betete er mit Tränen in den Augen, daß die Festung so rasch wie möglich in unsere Hände fallen möge? Wie es auch sein mag, eines ist sicher, daß dieser treue Patriot im Augenblick des Todes an nichts anderes dachte, als an Port Arthur.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Verbandplatz.

Seit Eröffnung der Kämpfe auf den Anhöhen nordöstlich von Huangni-chuan—Tashang-tun war ich so aufgeregt, daß ich an nichts anderes denken konnte, aber jetzt fiel mir mein Freund, der Arzt Yasui, wieder ein und ich wollte

wissen, ob er heil aus der Schlacht herausgekommen sei. Am Abend des 28., als schwere Gewitterwolken am Himmel drohten, wanderte ich unter den Weidenbäumen an einem schmalen Fluß unter dem Taipo-shan entlang, an welchem wir biwakiert hatten. Als ich gerade dachte, daß der Doktor sehr angestrengt sein würde mit den Verwundeten, hörte ich plötzlich das Sporenklirren von Offiziersstiefeln und er stand an meiner Seite.

„Doktor Yasui."

„Leutnant Sakurai."

„Wie geht es Ihnen?"

Wir schüttelten uns herzlich die Hände, und nachdem wir Bemerkungen ausgetauscht hatten über unser abgezehrtes Aussehen, besprachen wir die Heftigkeit und die Schrecken der letzten Schlacht. Auch Hauptmann Matsumaru, der verwundet worden war, erschien, sein Schwert auf der Schulter, welches durch einen Schuß außer Form gebracht worden war und ein rundes Loch in der Klinge hatte. Er beteiligte sich lebhaft an unserer Unterhaltung über die letzte Schlacht. Von Dr. Yasui erhielten wir eine genaue Beschreibung der schrecklichen und traurigen Vorfälle auf dem Verbandplatz.

Während der Schlacht fielen die feindlichen Geschosse beständig in die Nachbarschaft der Eingeborenenhäuser und in unsern vordersten Verbandplatz. Die Gefahr war sehr groß. Einmal kam ein großes Geschoß durch das Dach und explodierte im Hofe, eine große Anzahl verwundeter Leute, die im Hause waren, in Stücke zerreißend. Die Mauern und Pfeiler waren mit Blut und Fleisch bespritzt; es war ein entsetzlicher Anblick. Ein andermal, als die Träger eben einen verwundeten Soldaten mit großer Schwierigkeit aus der Schlachtlinie herausgeholt hatten und ihn auf dem Hof niederließen, kam ein feindliches Geschoß geflogen und tötete den armen Mann auf dem Fleck. Diese unglücklichen Burschen hatten tapfer in der Gefechtslinie

gekämpft, waren mit ehrenvollen Wunden aufgelesen und zurückgebracht worden, nur um auf eine so traurige Weise getötet zu werden. Die feindlichen Geschosse folgten unsern tapferen Leuten überallhin und töteten sie ohne Mitleid.

Die grausigen und herzbrechenden Szenen auf dem Verbandplatz spotten aller Beschreibung. Man kann sie nur mit den Schrecken der Hölle vergleichen. Sobald ein Verwundeter zurückgebracht wird, sei er Offizier oder Gemeiner, geben die Ärzte und Krankenwärter ihm die erste notwendige Hilfe. Wenn das Feuer in der Schlachtlinie an Heftigkeit zunimmt, wächst die Anzahl der Verwundeten immer mehr und die Ärzte und andern Leute haben mehr zu tun, als sie leisten können. Während sie z. B. einen Mann behandeln, sehen sie, daß ein anderer daneben schwer atmet und seine Farbe verliert. Während sie dem zweiten einige Tropfen Kognak einflößen, stirbt daneben ein dritter ohne jede ärztliche Hilfe. Wenn sie kaum Zeit gehabt haben, eines Mannes Wunde ordentlich zu verbinden, werden bereits 10 oder 15 neue herbeigebracht. Die Ärzte sind rechts und links umgeben von schwerverwundeten Soldaten, sie arbeiten in Hemdärmeln, ihr ganzer Anzug ist mit Blut bedeckt. Einzelne Leute werden bandagiert, andern mit gebrochenen Gliedern hilft man durch Anlegung von Schienen. Alles dies geschieht natürlich sehr eilig und ist nur eine vorübergehende Hilfe, aber trotzdem sind die Ärzte so beschäftigt und die ganze Arbeit ist so drängend und so traurig, daß sie jede Minute glauben, sie müßten den Kopf verlieren, so viel haben sie zu tun und so wenig können sie in Wirklichkeit leisten.

Aber alle, die in diesem Hause oder im Hofe liegen, sind tapfere Soldaten. Sie würden sich nicht beschweren, auch wenn die ärztliche Hilfe langsam käme oder unzureichend wäre. Sie zeigen keine Unzufriedenheit und sie haben keine besonderen Wünsche. Solange die Hitze und die Aufregung des Schlachtfeldes noch in ihnen steckt, wünschen

sie nur wieder vorwärts in die erste Linie zu kommen, sobald sie das Geschrei oder das Hurra der Kämpfer oder den Kanonendonner hören. Die Ärzte versuchen soviel wie möglich sie zu beruhigen und still zu halten. Einige, die durch Schüsse in den Kopf wahnsinnig geworden sind, schreien „Tenno Heika Banzai“ (lang lebe der Kaiser) oder „Rusky“ (Russen) und taumeln herum. Wenn ein Arzt sie festhalten will, stoßen sie ihn ärgerlich zurück und schreien ihn an: „Du Russe!“ Die Folge solch wahnsinniger Bewegung ist gewöhnlich ein großer Blutverlust, gefolgt von Ohnmacht und Tod.

Am 27. gab es eine ausnahmsweise große Anzahl Verwundeter. Der Bauernhof gegenüber dem Verbandplatz war von einem Ende zum andern mit Leidenden gefüllt. Während der Arzt sich mit einem beschäftigt, zieht ihn von hinten ein anderer an der Hose. Wenn er zurücksieht, findet er einen Mann, der sich gegen ihn anlehnt und wie ein unschuldiges Kind in den Schlaf gefallen ist, von dem es kein Erwachen gibt. Ein anderer schreit: „Mein Leben kann nicht gerettet werden, bitte, töte mich sofort.“ Er ist im Todeskampf und ergreift den Arzt mit beiden Händen. Ein Sergeant kriecht auf den Händen, seine Beine nachschleppend, an die Seite des Arztes. „Bitte, Doktor, der Mann da drüben ist einer aus meiner Kompagnie. Er atmet so schwer, daß es vielleicht unnütz ist, aber bitte, sehen Sie nach ihm.“ Diese dringende Bitte war begleitet von Tränen des Mitgefühls. Der gütige Sergeant war selbst schwer verwundet, aber die Liebe zu seinem Untergebenen machte ihn tapfer und aufopfernd. Da waren viele, die, selbst am Rand des Grabes noch darauf bestanden, daß ihre Kameraden zuerst behandelt würden, indem sie sagten, sie selbst könnten warten. Welch vornehme Selbstverleugnung! Diese tapferen Leute hielten, obgleich sie schwer atmend in den letzten Zügen lagen, mit blutlosen Gesichtern und blutbedeckten Körpern, den wahren Geist von Bushido

aufrecht, der nicht durch den Schmutz der Schlacht befleckt werden kann, und sie verloren ihn auch nicht mit ihrem Herzblut.

Am Morgen des 27. kam ein Soldat zum Verbandplatz mit verstörten Mienen und erkünstelter Fassung. „Was ist Ihnen?“ fragt ein Arzt, der ihn beobachtet, „verwundet?“ Es kam keine Antwort, seine Lippen bewegten sich umsonst. Der Arzt fragt nochmals: „Was ist Ihnen? Ich kann nicht helfen, wenn Sie es nicht sagen.“ Es kam noch keine Antwort. Dem Arzt fiel dies auf, und wie er des Mannes Gesicht sorgfältig betrachtet, sieht er ein bißchen Blut an ihm. Bei näherer Untersuchung fand er, daß der Mann von rechts nach links durch die Schläfen geschossen war, so daß er sowohl Gehör als Gesicht verloren hatte. Sobald der Arzt dies entdeckte, begann er ihm Hilfe zu leisten, aber als er des Mannes Hand zärtlich ergriff, knirschte der Mann mit den Zähnen und murmelte: „Rache.“ Sein Körper wurde rasch steif und er hauchte den letzten Atemzug aus. Armer, tapferer Kerl! Er wußte nicht, daß er im Sterben war, und seine einzige Begierde war, wieder zu fechten.

Hier ein anderer Fall: Ein Verwundeter kam in die Station gerannt, beide Arme schwingend, als ob er in großer Eile sei. „Es ist ein heißes Gefecht, außerordentlich interessant. Wir werden den Platz bald genommen haben.“ Der Arzt frug ihn: „Sind Sie verwundet?“ „Ein bißchen auf der Brust“, war die Antwort. Da der Arzt begierig war, etwas vom Ausgang des Tages zu erfahren, frug er den Mann: „Habt Ihr viele Feinde getötet? Welche Seite hat mehr Verluste?“ Der Mann erhob seine Stimme und sagte: „Abermals waren mehr Verluste auf der japanischen Seite.“ Nun untersuchte der Arzt seine „kleine Wunde“ an der Brust und war erstaunt über die Schwere des Falles. Das Fleisch auf den rechten Rippen war durch eine Granate ganz weggerissen. Er war so stolz auf seine Tapferkeit in der Schlacht

und Treue in der Erfüllung seiner Pflicht und wußte nicht, daß sein Leben Tropfen für Tropfen hinwegschwand. Er sprach in erregter Weise über die Schlacht und war in bester Stimmung. „Es ist gut, Ihr Verband ist fertig, Sie können gehen.“ Bei diesen Worten des Arztes stand der Mann auf seine Beine, konnte aber nicht einen Schritt gehen. Das Fieber der Schlacht macht es den Leuten möglich, zu gehen und zu rennen, selbst in einem solchen Zustand. Aber wenn sie einmal durch die Träger hereingebracht sind, erschlaffen die Nerven und sie beginnen den Schmerz plötzlich zu fühlen. Solcher Opfer gab es viele und ich selbst war eines von ihnen. Ich spürte keinen Schmerz während der zwei Tage, die ich auf dem Felde lag, aber ach, welche Schmerzen setzten dann ein, als ich die erste Hilfe bekam und verbunden wurde! Die Schmerzen, die ich da erlitt, waren so groß, daß ich wünschte, ich wäre auf dem Schlachtfelde gestorben. Vom Tod zum Leben zu erwachen, war gewiß bei mir der Fall, aber ich konnte damals mein gutes Glück gar nicht schätzen. Ich dachte, daß es vom Himmel grausam sei, mich nicht getötet zu haben, statt mich solche Leiden durchmachen zu lassen, die härter sind als Tod, in einem Zustand, in dem man halb tot und halb lebendig ist.

Während die Schlacht noch im Gange ist, winkt die Rote-Kreuz-Flagge hier und dort denen zu, die verwundet auf dem Schlachfelde liegen. Die tapferen Leute, die auf dem Fleck sterben, haben keinen Vorteil von der großen Barmherzigkeit, aber die Verwundeten erhalten und beanspruchen ihre Wohltaten und haben hie und da das Gefühl, als ob sie den würdigen Toten etwas stehlen. Sobald die Schlacht beginnt, gehen die Träger mit den Tragbahren über das Feld, heben die Verwundeten auf und bringen sie wieder zurück auf den Verbandplatz. Diese Kuli oder Träger müssen ebenso tapfer und ernst sein, wie ein wirklicher Kämpfer, sonst können sie ihr Werk auf außerordentlichen

Plätzen und in gefährlichen Momenten nicht erfüllen. Ihnen ist das menschenfreundliche und gefährliche Geschäft anvertraut, Schwert und Schuß zu trotzen, die Verwundeten herauszusuchen und sie an einen sicheren Ort zu tragen. Sie müssen ihre magere Nahrung und ihr wertvolles Wasser mit ihren Patienten teilen und müssen ihnen jede mögliche Sorge angedeihen lassen, müssen sie trösten und aufmuntern mit liebendem Herzen. Des Krankenträgers harte Arbeit und vornehme Aufgabe verdienen unsere unbegrenzte Dankbarkeit.

Die Kranken und Verwundeten, die in die Hospitäler zu Hause zurückgebracht werden, werden ganz in Weiß gekleidet und haben freundliche und sorgfältige Pflege und den Trost der Ärzte und der Krankenwärter. Ich selbst bin einer von denen, der ihre Sorge erfuhr und hatte Tränen der Dankbarkeit für sie. In einem Hospital zu Hause ist alles Freundlichkeit und Teilnahme, aber wie ist es in der Front? Im Sommer, als ich an den Schlachten teilnahm, griffen ganze Schwärme von Fliegen die unglücklichen Kranken an, Würmer bildeten sich in Mund oder Nase und einige von ihnen konnten dies Ungeziefer nicht einmal vertreiben, weil ihre Arme kraftlos waren. Die Krankenwärter würden gerne helfen, aber ihre Anzahl ist so klein, daß immer nur einer auf 100 Verwundete kommt, und die letzteren sind der brennenden Sonne bei Tag und dem Regen oder Tau in der Nacht ohne jede Bedeckung ausgesetzt. Einige, welche lange auf dem Schlachtfelde gelegen hatten, waren in einer unbeschreiblichen Verfassung und es war notwendig, sie in einem Strom oder Bach aufzuweichen und mit einer Bürste den Schmutz abzureiben, bevor man ihre Wunden verband. Die Ursache dieser Schrecken war die unerwartet große Anzahl der Verwundeten, hervorgerufen durch die unvorhergesehene Heftigkeit des Gefechts. Diejenigen, die in den Händen der Feldärzte waren, wünschten so rasch als möglich behandelt und nach rückwärts gesandt zu wer-

den, um geheilt und so rasch als möglich wieder in die Reihe der Kämpfer einzurücken, aber man mußte mehr als 1000 Patienten in ein Feldlazarett zusammendrängen, welches für 200 bestimmt war, und so war man außerstande, den Leidenden eine bessere Hilfe angedeihen zu lassen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach dem Sieg.

Als die Forts des Taipo-shan, die von Natur aus beinahe uneinnehmbar waren, zuletzt von den japanischen Streitmächten dennoch überwältigt wurden, müssen die stolzen Russen eingesehen haben, daß sie an uns keinen zu verachtenden Gegner haben. Aber da sie die Hauptverteidigungslinie, welche die starke Festung umgibt, hinter sich hatten, verloren sie nach einer oder zwei Niederlagen den Mut noch nicht. Sie zogen sich nun auf die Kanta-shan-Höhen zurück, um dort eine neue, die dritte Stellung einzurichten. Da sie sich mit ihren Verteidigungsarbeiten beeilten, war dies auch für unsern Angriff nötig. Ein Tag Verzug auf unserer Seite würde ihnen einen Tag Vorteil auf ihrer Seite verschafft haben. Deshalb begannen wir, ohne zu warten, bis wir unsere müden Knochen und Glieder vom letzten Sturm erholt hatten, eine ununterbrochene Verfolgung, die mit der Gewalt einer Springflut zu vergleichen ist, und beabsichtigten so, sie auf die Hauptstellung zurückzudrängen, solange ihre Verteidigungsmittel uns noch nicht gewachsen wären.

Der 29. wurde dazu verwandt, den Mangel an Munition zu ersetzen, die Kompagnien und Truppenteile wieder neu zu formieren und die feindliche Kavallerie auszukundschaften. Der nächste Tag, der 30., war für den gleichzeitigen Vormarsch aller unserer Kräfte vorgesehen.

Unser Regiment bezog am 29. vorübergehend Biwak in dem Tal in der Nähe von Houchia-tun. Um 3 Uhr morgens erhielt unser Oberst vom Hauptquartier der Brigade den Befehl, sofort aufklären zu lassen. Ich wurde für diese Aufgabe bestimmt, lief in Begleitung einer Ordonnanz $1^1/_2$ Ri am Flußufer entlang und erreichte das Hauptquartier etwas vor 4 Uhr. Wenn wir nicht noch etwas schneller in unser Lager zurückrannten, konnte unser Regiment nicht rechtzeitig in das Gefecht eingreifen. Ich zog deshalb alles, was ich an hatte, aus, gab es meiner Ordonnanz und rannte $1^1/_2$ Ri vollständig nackt mit einer Pistole in einer und dem Schwert in der andern Hand. Es war noch dunkel und ich mußte sehr große Sorgfalt darauf verwenden, um die Richtung nicht zu verlieren. Ich rannte und rannte beinahe atemlos am Flußufer entlang. Auf dem Rückwege passierte es, daß ich die Stimme des Zahlmeisters Mishima hörte, wie er die Proviantausgabe leitete. Ich rief ihm im Rennen zu: „Zahlmeister Mishima, Lebensmittel sind nicht notwendig, wir marschieren sofort wieder vorwärts.“ Als ich den Satz beendet hatte, hörte ich Mishimas Stimme schon weit hinter mir. Glücklicherweise verirrte ich mich nicht und erreichte das Biwak zehn Minuten vor 5 Uhr. Es wurde sofort Sammeln geblasen und Befehl zum Angriff gegeben. Die Ordonnanz, der ich meine Kleider übergeben hatte, war noch nicht zurückgekehrt. An diesem frühen Sommermorgen war es schön und kühl ohne Kleider, aber ich konnte doch schwerlich in diesem Zustand marschieren. Meine vorige Aufgabe konnte ich ohne Uniform zufriedenstellend erfüllen, die nächste schien mir aber, wieder eine Uniform herzuschaffen. Eine zweite Ordonnanz wurde auf die Suche nach derselben weggeschickt, aber auch diese kam nicht zurück. Die Zeit für den Aufbruch war gekommen, ich war in einer jämmerlichen Verlegenheit. Aber endlich im letzten Moment erschien mein Uniformträger und ich wurde so vor der Auszeichnung ge-

rettet, nackt ins Gefecht zu gehen. Es erscheint jetzt nur wie ein Spaß, aber damals war es mir sehr unangenehm.

Auf diese Weise begann nun der herrliche Angriff und der Vormarsch, genau wie er vorher beabsichtigt war. Wir sahen, daß es eine richtige offene Feldschlacht geben würde, d. h. die Schützen formierten die erste Linie, gingen langsam vor, immer gefolgt von den Unterstützungstrupps, alles wie im Manöver in Friedenszeiten. So eine Bewegung ist beim Angriff auf eine Festung geradezu unmöglich, da sie einen fortwährenden Nachschub von Reserven erfordert, entsprechend der Zeit und den Geländeverhältnissen an jedem Punkt. Bis jetzt hatten wir steinige, hügelige Stellungen anzugreifen, wo es nur darauf ankam, so nahe als möglich an den Feind heranzukommen, um im richtigen Moment gleichzeitig sich auf ihn zu stürzen. Bei dieser Art des Angriffs konnten wir uns natürlich nicht auf die regelmäßigen Formationen des Reglements verlassen. Jedoch, als unsere Armee hinter den Taipo-shan kam, fand sie von dort bis zum Taku-shan ein sehr abfallendes Gelände. Daher die Möglichkeit unserer ersten offenen Feldschlacht. Unser Entzücken war ungeheuer, um so mehr, als wir das Fehlen aller Vorbereitungen bei unserem Gegner ausnützten und einen plötzlichen Angriff machten. Obgleich die Russen heftigen Widerstand leisteten, wurden sie doch gezwungen, sich Schritt für Schritt zurückzuziehen. Unser Regiment hielt nur zwei Kompagnien in Reserve, der ganze Rest war in der Feuerlinie und umging die Feinde, indem es ihn auf beiden Flügeln angriff mit dem Erfolg, daß, als sein Zentrum geschlagen war, sie in zwei Stücke geschnitten waren und sich zurückziehen mußten. Bevor ich unsere letzte Stellung erreichte, rannte ich durch ein Hirsefeld, unsere Regimentsfahne in der Hand, und stieß auf Major Uchino. Er stand an einem Felsen, lehnte sich auf sein Schwert und seine Augen funkelten wie die eines Falken. Er und ich hatten zusammen im Hauptstandort unseres Regiments zu

Hause gestanden und ich war einer von denen, auf die sein Charakter einen großen Einfluß ausübte. Sein klarer Blick für Taktik, sein unbezwinglicher Mut, sein freies, aber würdiges Benehmen rief meine ganze Bewunderung hervor. Dies war der Mann, der jenen Abschiedsbrief an unsern Oberst schrieb inmitten unseres Angriffs auf den Taipo-shan; der mit zwei Kompagnien seiner auserwähltesten Leute sich auf die Nordostecke des Hügels stürzte und so den Angriff der andern Abteilungen ermöglichte. Ich hatte den tapferen Krieger seit jener Zeit nicht mehr gesehen, und als ich ihn in dem Hirsefeld traf, war es mir, als sähe ich ihn noch in seiner tapferen Art fechten und ich konnte mein Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht nicht unterdrücken. Ich rief ihn an: „Major Uchino!“ Er blickte auf und rief mir das Wort der Ermunterung zu: „Füge neuen Ruhm zu dem unserer Fahne!“ Ich beugte unwillkürlich den Kopf in Dankbarkeit, aber wir hatten keine Zeit für längere Unterhaltung. Wir verloren uns bald aus dem Gesicht und ich marschierte vorwärts, indem ich zärtlich an ihn dachte.

In diesem Augenblick zog sich der Feind immer mehr zurück, gab endlich seine letzte Widerstandslinie in der Nähe von Lungtou preis und zog sich gegen den Taku-shan zurück. Jetzt war es Zeit für eine ausgedehnte Verfolgung. Es ist ein herrliches Geschäft, einen fliehenden Feind zu verfolgen, wenn man ihn von hinten beschießt und die Leute fallen wie die Herbstblätter im Winde. Solch ein seltenes Vergnügen kommt gewöhnlich nach einer harten Schlacht, aber bei dieser Gelegenheit hatten wir heute höchstens einen Verlust von 30 Mann. Solch eine vergnügliche Jagd nach so leichtem Gefecht war etwas, das wir wohl nie mehr zu erwarten hatten. Um Mittag war unsere Armee in vollkommenem Besitz der Position, die wir erobern wollten, und unsere Linie erstreckte sich von den Höhen von Tuchengtun im Norden zu den östlichen Höhen von Taku-shan im Süden. Als wir auf dieser neueroberten Linie mit den

Feldgläsern in der Hand standen, welcher Ausblick erfreute da unsere Augen!

Hier konnten wir zum ersten Male die Hauptverteidigungslinie der unüberwindlichen Festung Port Arthur sehen. Vom Chikuan-shan im Süden bis zum Norden, soweit das Auge sehen konnte, waren Forts und Gräben über das ganze Gelände hin zu erblicken. Aus einigen derselben sah man gräßliche Dinger ihre Köpfe herausstrecken wie Tiger und Leoparden, die zum Sprung bereit sind. Es waren dies die großkalibrigen Geschütze. Da und dort und überall war acht- und zehnfach zusammengebundener Draht undeutlich im Nebel zu erkennen; dies waren die Drahthindernisse. Die feindlichen Vorposten konnte man an verschiedenen Punkten sehen. Leute in Gruppen von zwanzig oder dreißig waren im Begriff, Drahthindernisse aufzurichten. Dies war die Bühne, auf der die Entscheidung fallen sollte, die Bühne, auf welche die Augen der ganzen Welt gerichtet waren und welche wir Schauspieler selbst im Schlafe nicht vergessen konnten. Wie unendlich würde die Freude derjenigen, die „Port Arthur“ oder „Rache“ schreiend früher sterben mußten, gewesen sein, wenn sie diesen herzerhebenden Anblick noch erlebt hätten! Von diesem Tage an waren wir in der Nachbarschaft von Sungtou stationiert und begannen starke Verteidigungswerke entlang den Höhen von Kanta-shan zu errichten mit der Absicht, zuerst Taku-shan und Hsiaoku-shan gegenüber dem feindlichen rechten Flügel anzugreifen und zu nehmen und dann mit diesen zwei Hügeln als Basis unseres Angriffs den Sturm auf die Hauptverteidigungslinie zu beginnen.

Ich muß hier mit großer Ehrfurcht einfügen, daß Seine Majestät, der oberste Kriegsherr, unter Bezugnahme auf die Schlacht vom 26. bis 30. Juli folgende kaiserliche Ordre schickte, die selbst ein untertänigster Diener wie ich durchzulesen die Ehre hatte:

„Die Belagerungsarmee hat wiederholt die natürlichen

Vorteile der Vorposten der Festung von Port Arthur überwunden und eine äußerst heftige mehrtägige Schlacht geschlagen und hat zuletzt den Feind auf seine Hauptverteidigungslinie zurückgetrieben. Wir sind dankbar und tief ergriffen über ihre Tapferkeit."

Der Kommandant der III. Armee sandte Seiner Majestät folgende Antwort:

„Eure Majestät haben allergnädigst geruht, uns eine besondere Botschaft zu senden in Betreff des Sieges und der Vorbereitungsschlacht zum Angriff auf die Festung Port Arthur und wir sind tief gerührt. Wir, Eurer Majestät Untertanen, hoffen uns noch eifriger zu bemühen, um das Ziel unserer Armee ohne Fehlschlag zu erreichen. Ganz untertänigst unterbreitet!"

Ihre Majestät die Kaiserin sandte uns folgende Botschaft:

„Ihre Majestät die Kaiserin hat gehört, daß die Belagerungsarmee allen Gefahren vor der Festung Port Arthur getrotzt hat und daß ein mehrere Tage dauernder heftiger Angriff erfolgreich durchgeführt wurde. Ihre Majestät ist tief gerührt von der Treue und Tapferkeit der Offiziere und Mannschaften der Armee."

Unser Kommandeur beantwortete auch diese gnädige Botschaft. Da nun wir bescheidenen Untertanen ohne jegliches besonderes Verdienst durch Ihre Majestäten so anerkannt und ermutigt wurden, wie konnten wir die ehrwürdigen Herzen Ihrer Majestäten beruhigen? Es ist schwer, selbst den tausendsten Teil ihrer Liebe zu vergelten; ein heißes Gefecht von wenigen Tagen ist nichts dagegen. Diese kaiserlichen Botschaften beschämten uns und ließen uns fürchten, wir möchten die grenzenlose Liebe und Nachsicht Ihrer Majestäten nicht verdienen. Die Geister der Treuen und Tapferen, welche in der Schlacht starben, müssen Tränen der Dankbarkeit vergossen haben, als sie die gnädigen Botschaften hörten.

Nach diesen kaiserlichen Worten waren alle gerührt und der Geist der ganzen Armee wurde noch zufriedenstellender. Steile Hügel und starke Forts vor uns und der tapfere Feind, der sie verteidigte, alles muß weichen vor den treuen Untertanen, die sich so bemühen, die beunruhigten Herzen Ihrer Majestäten zufrieden zu stellen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturm auf den Taku-shan.

I. Teil: Die höchste Verzweiflung.

An der Seeküste östlich der großen Festung erhebt sich ein rauher Berg mit geradezu senkrechten Seitenwänden. Seine überhängenden Felsen und Klippen sind da und dort mit Zwergbäumen bewachsen und das Ganze gleicht aus der Entfernung einem alten Tiger, der auf einem Hügel kauert. Das ist der Taku-shan oder die Große Waise; Hsiaoku-shan oder die Kleine Waise liegt südlich davon in der Nähe und gegenüber dem Fort Laolu-tsui. Taku-shan ist ein einsamer Bergkegel, 188 m hoch; seine südwestliche Seite sieht in die Festung Port Arthur hinein, seine nordwestliche übersieht die ganze Innenseite unserer Einschließungslinie, die von unserer linken und mittleren Kolonne gebildet wird. Unsere Belagerungsarbeiten, die Bewegung jeder Abteilung und die Stellung unserer Artillerie waren von dort genau sichtbar. Die unserer Armee gegenüberliegende Seite war besonders steil und abschüssig, beinahe unmöglich zu erklettern. Es war mindestens so schwierig wie Kenzan und Taipo-shan. Da die zwei Hügel dem Feind erlaubten, unsere Stellung einzusehen, mußten sie ebenso das Ziel und die Scheibe unseres Feuers werden. Unser Divisionskommandeur machte über sie folgende Bemerkung:

„Die Große und die Kleine Waise kann man vergleichen mit dem Fleisch zwischen den Rippen eines Huhnes, welches schwer zu bekommen ist und welches man doch ungern wegwirft. So lange, als diese Hügel in der Hand des Feindes bleiben, werden wir von ihm eingesehen und beschossen. Und wenn wir sie genommen haben, können wir es nicht verhindern, daß wir eine Scheibe für das feindliche Feuer werden."

Solch eine durch die Natur geschützte Stellung ist außerordentlich schwer zu nehmen, und wenn wir sie mit unerhörten Kämpfen genommen haben, ist sie noch schwieriger zu halten, da sie von allen benachbarten Forts als ein gutes Zielobjekt beschossen wird. Deshalb warteten wir, trotz der einstimmigen Überzeugung des Stabes, daß der Platz aus geographischer und strategischer Notwendigkeit genommen werden müsse, auf die geeignete Gelegenheit, ohne einen Schuß zu feuern, obgleich der Feind ohne Unterbrechung auf uns feuerte, und wir beeilten uns mit den Vorbereitungen zum Einschließen der Festung.

Endlich wurde der 7. August für unsern Vormarsch und Angriff festgesetzt. Unsere Feld- und Belagerungsartillerie hatte ihre Stellung in großer Heimlichkeit mit Haubitzen und Mörsern bereits bezogen. Um 4 Uhr abends eröffneten gleichzeitig alle Geschütze das Feuer, welches auf den Höhenrand der beiden Waisen gerichtet war.

Das Donnern und Brüllen erschütterte die Luft und weißer Rauch wurde gegen den Himmel gespien; nicht nur die Forts auf den beiden Waisen, sondern auch die auf Paulung, Chikuan und Laolu-tsui im Hintergrund erwiderten das Feuer sofort. Soweit das Auge reichen konnte, war die ganze Gegend mit Rauch bedeckt und das furchtbare Geräusch von hundert Donnern zur selben Zeit erscholl endlos zum düsteren Himmel, welcher jeden Moment mit Regen drohte. Jedesmal, wenn eine unserer Granaten einen Felsen auf dem Taku-shan traf, sprangen hellgelb-weiße

Stücke desselben weit umher. Wahrhaftig, es war eine der großartigsten Szenen des Krieges! Die feindliche Artillerie war uns an Stärke überlegen und hatte den großen Vorteil, auf uns herabzusehen, weshalb unsere Artillerie mit großer Schwierigkeit zu kämpfen hatte und großen Schaden erlitt. Aber die feindliche Artillerie schien nicht zu wissen, daß unsere Schrapnellgeschütze und Mörser in dem Tal aufgestellt waren. Sie konzentrierte ihr Feuer auf die Artillerie, die zu unserer Abteilung gehörte, und auf unsere Infanterie. Deshalb blieben unsere großen Kanonen vollkommen unbeschädigt und gegen Sonnenuntergang trat ihre Wirkung beim Feinde mehr in Erscheinung, so daß die russischen Geschütze auf dem Taku-shan immer mehr zum Stillschweigen gebracht wurden. Um 4 Uhr nachmittags hatte unser Regiment seine Stellung verlassen und den Vormarsch angetreten mit der Absicht, den Takufluß zu überschreiten und den Feind anzugreifen, sobald die Wirkung unserer Artillerie einen solchen Sturm erlauben würde.

Bevor ich diesen harten Kampf beschreibe, will ich erzählen, was ich kurz vorher gedacht und getan habe. Diese Erfahrung war nicht die meinige allein, sondern die beinahe aller Streiter vor einer Entscheidungsschlacht. Man wird durch diese Geschichte eine Schwäche des Soldaten kennen lernen. Während der drei Monate, seit ich den Boden von Liaotung betreten, hatte ich einfacher und unbedeutender Mann die große Verantwortung, die Regimentsfahne zu tragen, welche die Person Seiner Majestät selbst verkörpert und war bereits durch die Schlacht am Kenzan, Taipo-shan und Kauta-shan gegangen. Glücklicheroder unglücklicherweise hatte ich bis jetzt noch nicht einmal eine Schramme erhalten, während eine große Anzahl tapferer Leute unter dieser Fahne gefallen und die Fahne selbst durch eine feindliche Granate in Fetzen zerrissen worden war. Als die Regimentsfahne verletzt wurde, war ein Soldat neben mir getötet worden, während ich unver-

letzt blieb. Trotzdem war das Gerücht meines Todes verschiedentlich nach Hause gelangt und eine falsche Geschichte meiner Verwundung erschien in den Zeitungen. Ich hörte alles dies, während ich in der Front war. Eines dieser Gerüchte sagte, daß zur Zeit unserer Landung der Sturm so heftig war, daß mein Sampan kenterte und ich von den großen Wellen verschlungen worden, obgleich ich einige „cho" mit der Regimentsfahne im Munde geschwommen sei. Ein anderes Gerücht erzählte, daß ich bald nach der Landung mit dem Feind zusammengetroffen und gemeinsam mit dem Hauptmann der 1. Kompagnie getötet worden sei. Alle diese irrtümlichen Nachrichten hatten mich bereits zu einem Helden gestempelt und auch später wurde ich noch öfters als verwundet gemeldet mit den wunderbarsten Einzelheiten, die jede Geschichte begleiten. Aber wenn ich mich prüfte, fühlte ich, daß ich nicht das mindeste Verdienst hatte, denn ich hatte auch nicht die leichteste Wunde am Körper. Ich mußte mich schämen und dachte, ich sei der großen Erwartungen meiner Freunde unwürdig. Dieser Gedanke machte mich ganz elend. Deshalb entschloß ich mich, bis aufs äußerste zu fechten und mein Leben in dieser Schlacht von Taku-shan zu opfern. Einige Tage, bevor dieser Angriff begann, sagte ich meinem Burschen, daß ich diesmal vollkommen entschlossen sei, zu sterben, daß ich nicht wüßte, wie ich ihm für all seine große Güte danken könne, und bat ihn, die Versicherung meines Todes als das einzige Denkzeichen meiner Dankbarkeit für ihn zu betrachten. Auch forderte ich ihn auf, tapfer zu kämpfen. Mein Bursche erwiderte mit Tränen in den Augen, daß, wenn sein Leutnant sterbe, er mit ihm sterben wolle. Ich sagte ihm, daß ich eine Schachtel für meine Asche bereiten wolle, und wenn ich so herrlich sterben würde, daß kein Knochen von mir übrig sei, er einige meiner Fingernägel und Haare nach Hause senden solle. Ich machte dann eine Schachtel aus den Überbleibseln eines Brettes, welches

benutzt worden war, um große Granaten zu verpacken. Diese Brettchen wurden durch meinen Diener mit Bambusnägeln zusammengenagelt. Es entstand auf diese Weise eine plumpe Schachtel, ungefähr 3 Zoll im Quadrat, in welche abgeschnittene Stücke meiner Nägel und eine Locke meines Haares sowie einige Blatt Papier, um meine Asche einzuwickeln, gelegt wurden. Auf den Deckel der Schachtel schrieb ich meinen Namen und ebenso den buddhistischen Namen, den ich nach meinem Tode tragen wollte. Nachdem mein Sarg auf diese Weise bereitet war, blieb mir nichts mehr übrig, als mich aufs äußerste zusammenzunehmen, um die Gnade des Kaisers und des Landes mit meinem eigenen Leben zu bezahlen. Aber leider hat diese Schachtel niemals die Auszeichnung genossen, meine Überreste zu beherbergen; ach, sie ist nun nur ein Gegenstand des Gelächters für mich und meine Freunde geworden.

An jenem Abend schrieb ich einen Brief an meinen älteren Bruder in Tokio, berichtete ihm die letzten Ereignisse des Kampfes und sagte ihm, daß unser Angriff morgen beginnen sollte, daß ich bereit und entschlossen sei, zu sterben, und daß, obwohl mein Körper bei Port Arthur verloren gehe, mein Geist und meine Seele die Treue zum Kaiser durch sieben Leben hindurch nicht vergessen würde. Es sollte dies mein letztes Lebewohl sein. Am selben Tag erhielt ich einen Brief eben dieses Bruders, in welchem folgende Aufmunterung enthalten war:

„Denke weder an Ehre noch Verdienst, sei nur treu deiner Pflicht. Als Nelson seinen ruhmvollen Tod in der Seeschlacht von Trafalgar starb, sagte er: ‚Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan.'"

Am Vorabend einer großen Schlacht erhielt ich diese Worte der Aufmunterung und Belehrung, die mein Herz noch tapferer und meinen Entschluß noch fester machten.

Am 7. August, abends 5 Uhr wurde der Himmel plötzlich dunkel, traurig und trübe und ein Regenfall ver-

mischte sich mit dem Donner der Kanonen. Wir warteten auf einer Höhe oberhalb des Takuflusses ängstlich auf das Kommando: „Vorwärts!“ Der Regen fiel stärker und der Himmel wurde dunkler. Wenn gelegentlich das Licht der feindlichen Scheinwerfer auf eine Seite der Hügel und des Tales fiel, wurde ein blauweißes Licht über die Landschaft gestreut und verhinderte den Weitermarsch unserer Infanterie. Das Wurffeuer des Feindes wurde stärker und stärker, je später es wurde. Es verursachte, vermischt mit dem furchtbaren Regenguß, ein eigentümliches Geräusch. Leutnant Hayashi und ich steckten unter einem Mantel und wechselten hie und da einige Worte. „Wir können uns jeden Moment trennen müssen“, war Hayashis plötzlicher Ausruf, als ob er an den Tod dächte. „Ich bin auch entschlossen, diese Nacht zu sterben“, war meine Antwort, worauf er erwiderte: „Welch lange Zeit waren wir zusammen!“ Wir hatten keine Gelegenheit, diese Unterhaltung noch länger fortzusetzen und mußten uns trennen. Wir waren Kameraden während des ganzen Feldzuges und zu Hause lange Zeit Tischgenossen gewesen. Es war dies jener Leutnant Hayashi, der bei dem letzten Ansturm auf Taipo-shan als erster, sein Schwert schwingend, die feindlichen Wälle überstieg. Dies eilige Lebewohl war in der Tat das letzte. Unser Händedruck war ein ewiger Abschied.

Wie bereits erwähnt, begann das Feuer unserer Artillerie gegen Abend wirksam zu werden, worauf unsere Abteilung den Vormarsch antrat, wie es geplant war. Der Regen wurde stärker und die engen Pfade wurden Schlammlöcher. Wir marschierten mit großer Mühe knietief im Wasser und Schlamm. Die feindliche Batterie auf dem Taku-shan war nicht zum Schweigen gebracht oder geschwächt, wie wir angenommen hatten. Sobald sie durch den Regen und den Rauch unsern Vormarsch entdeckte, eröffnete sie ihr Feuer mit frischer Kraft. Als wir den Takufluß erreichten, hatte sein schmutziges Wasser die Ufer

überflutet und wir wußten nicht, wie tief er war. Der Feind hatte aus dem starken Regen Vorteil gezogen, den unteren Stromlauf gehemmt und versuchte, unsern Vormarsch durch Überschwemmung aufzuhalten. So tapfer wir auch sein mochten, wir haben doch vor diesem unerwarteten Bundesgenossen der Russen gezögert. Sollten wir dem Wasser trotzen, um vielleicht zu ertrinken, anstatt durch die feindlichen Geschosse zu sterben? Aber seht! Eine Abteilung unserer Pioniere, die von vornherein sich für verloren gab, sprang in die dunkle Flut und durchbrach den Damm. Das Wasser lief sehr rasch ab, und die Infanterie konnte den Fluß überschreiten. Unsere ganze Truppe sprang in das Wasser und watete hindurch. Anstatt zu ertrinken, wurden viele in dem Strom durch das feindliche Feuer getötet. Ihre Leichname waren so eng gesät, daß sie beinahe eine Brücke über den Fluß bildeten.

Endlich erreichten wir den Fuß des Taku-shan, aber wir mußten da die Drahthindernisse durchbrechen und liefen Gefahr, auf Minen zu treten. War eine Gefahr vorüber, so erwartete uns eine andere. Es war indes nicht Zeit, zu zaudern oder zu halten; wir begannen über Felsen zu klettern und in Abgründe hinunter zu steigen; Stockdunkelheit und heftiger Regen vermehrten noch die Schwierigkeiten. Obgleich der herunterstürzende Regen und das Durchwaten des Flusses uns bis auf die Haut durchnäßt hatten, konnten wir doch unsern Muskeln keine genügende Bewegung geben, um das Blut im Kreislauf zu halten. Als wir den russischen Befestigungen näher und näher kamen, regnete es auch Schrapnells auf unsere Köpfe oder es wurden Steine und Balken auf uns geschleudert, so daß die Schwierigkeit des Vorwärtsdringens ungeheuer war. Eine Abteilung neben uns hatte bereits die Schützengräben erreicht, die auf halber Höhe des Berges ein Hufeisen bildeten. Inzwischen war unsere Abteilung beschäftigt, in die Felsen auf der Bergseite Stufen einzuhauen und alles vorzubereiten, um bei

frühester Gelegenheit einen Nachtangriff zu versuchen. Aber der Feind arbeitete so heftig mit Scheinwerfer und Leuchtgranaten, daß unser Fortschritt gehemmt wurde; der Nachtangriff mußte deshalb als unmöglich aufgegeben werden. Statt dessen planten wir einen Sturm früh in der Morgendämmerung und wir hatten angesichts des Feindes auszuharren, dem Regen ausgesetzt, der ohne Unterbrechung auf uns herniederströmte.

Als es am östlichen Himmel zu dämmern begann, regnete es noch immer fort. Die Leichen unserer Kameraden, die am Takufluß überall zerstreut lagen, konnten nicht aufgelesen werden, ebensowenig konnte eine Ordonnanz die andere Seite des Stromes erreichen, da wir direkt unter den Augen des Feindes waren. Trotzdem wurden Ordonnanzen weggeschickt, aber alle wurden ohne eine einzige Ausnahme abgeschossen. Welch ein entsetzliches Bild! Solch ein niederschlagendes Ergebnis! Niemand wußte etwas vorzuschlagen und wir wußten nicht, wann und wie der Sturm auf den Feind ausgeführt werden könnte. Feldwebel Jine, der durch den Leib geschossen war und im Todeskampfe am Fuß des Hügels lag, bat jeden einzelnen Mann, der an ihm vorbeikam, ihn zu töten und von seinen Leiden zu befreien. Wie konnten wir den Feind schlagen und für unsere Toten und Verwundeten Sorge tragen? Unsere Gedanken eilten rechts und links, aber die erwünschte Gelegenheit bot sich nicht. Zu alledem erschienen elf russische Kriegsschiffe, darunter die „Nowik", in der Nähe von Yenchang und begannen unsere Infanterie zu beschießen, die aus dem Hinterland in der Richtung auf den Taku-shan und Hsiaoku-shan vormarschierte. Da gab es keine Deckung, wir wurden eine nicht zu verfehlende Scheibe für das feindliche Feuer und wurden nach ihrem Belieben getötet oder verwundet. Wir wurden dadurch in den Zustand der bittersten Verzweiflung gebracht, gerade, als wenn ein Wolf unser Hintertor angegriffen hätte, während wir das

Fronttor gegen einen Tiger verteidigten. Aber wie haben wir nun trotz allem den Taku-shan erobert?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturm auf den Taku-shan.

2. Teil: Die Sonnenflagge auf der Hügelspitze.

Der Pulverrauch, der die ganze Szene bedeckte, war gleich Wogen und Wellen und die dunklen Regenschauer müssen mit wütenden Löwen verglichen werden. Über uns stand der steile Berg, den Himmel küssend; selbst Affen hätten ihn nicht erklettern können. Nach jedem Schritt aufwärts kam eine noch steilere Stelle. War eine Wand erklettert, so stand man vor noch einer gefährlicheren, und der stolze russische Adler bedrohte uns von der Höhe dieser mächtigen Feste. Unser ganzes Feuer wurde auf die feindliche Festung auf dem Taku-shan aus allen Richtungen konzentriert. Um diesen Angriff zu erwidern, spien die russischen schweren Geschütze rote Feuerzungen aus, und von rückwärts zerschmetterten die Kriegsschiffe unsere Glieder. Der Feind war mit diesen natürlichen Vorteilen und mit seiner starken Verteidigungsmannschaft nicht leicht zu schlagen. Aber wenn es uns mißlang, den Platz zu erobern, so war unsere ganze Armee aufgehalten und der Sturm auf die große Festung unmöglich; außerdem fehlte uns die Basis zum Angriff auf Port Arthur. Daher die dringende Notwendigkeit, den Feind ohne Rücksicht auf die Größe der Gefahr und der Schwierigkeiten zu werfen.

Unser Regiment verbrachte die Nacht und den Morgen an der Seite des Hügels, dem heftigen Regen und dem starken Feuer ausgesetzt. Aber ungefähr um 3 Uhr nachmittags bot sich von selbst eine günstige Gelegenheit zum Angriff auf den Feind. Unsere Belagerungsartillerie hatte

die feindlichen Schiffe mit solchem Erfolg beschossen, daß sie gezwungen waren, sich eine Zeitlang zurückzuziehen und uns größere Bewegungsfreiheit zu gestatten. Als diese Gelegenheit kam, erteilte der Brigadekommandeur folgenden Befehl: „Der linke Flügel hat jetzt den Taku-shan zu stürmen und Ihr Regiment hat in Verbindung mit dem linken Flügel den nördlichen Abhang anzugreifen.“ Zur selben Zeit erhielten wir folgende Benachrichtigung vom Kommandeur des linken Flügels: „Unser Regiment beginnt den Sturm ohne Rücksicht auf Verluste. Ich hoffe, daß Ihr Regiment sich zu dem denkwürdigen Sturm mit mir vereinen und mit mir den Taku-shan besetzen wird.“ Sofort nach Bekanntgabe dieses Befehls brachen beide Flügel zur selben Zeit auf. Wir alle trotzten dem Zorn und der Wut des Königs der Hölle. Wir trotzten der natürlichen Steilheit und dem überwältigenden Feuer, wir attackierten und drangen vorwärts mit Kraft und Mut, gleich Göttern. Das Geschrei und Geheul der Leute, das Krachen und Donnern der Geschütze, das Glitzern der Bajonette und Schwerter, der aufgewirbelte Staub, das fließende Blut, das herumspritzende Gehirn und die Gedärme, ein großer Wirrwarr, ein entsetzliches Handgemenge! Der Feind rollte große Steine herunter, und mancher Unglückliche wurde in die tiefen Täler hinuntergeschleudert oder gegen die Felsen gedrückt. Schmerzensgeschrei und Wutgeheul machte die Szene der Hölle ähnlicher als der Welt. Die schweren Batterien von Chikuanshan und Erlung-shan waren gut gerichtet und ihre Granaten platzten gerade in der Höhe von Taku-shan. Die Feuerbündel ihrer Bomben und leichten Granaten zogen nach allen Richtungen lange Linien hellen Lichtes, sich kreuzend und unterbrechend. Plötzlich ließ ein ungeheures Banzaigeschrei den ganzen Berg erzittern. Es erhob sich von der Spitze und vom Fuß zur gleichen Zeit. Was war geschehen? Siehe da, eine Flagge weht in den schwarzen Rauchwolken; ist es nicht unsere teure aufgehende Sonne? Unser Sturm

ist von Erfolg gekrönt, unsere Flagge ist bereits auf der Hügelspitze entfaltet. Als wir dies sahen, weinten wir vor Freude.

Taku-shan, eingehüllt in sein hellgraues Rauchkleid, war nun unser! Aber sobald er in unsern Besitz kam, konzentrierten die Befestungen des Feindes ihr Feuer auf unsere Hauptstellung an diesem Berg. Granaten schwerer Geschütze, so groß wie ein richtiger Wassereimer, kamen zischend gleich Lokomotiven und erschütterten die Luft. Wo sie mit entsetzlichem Geräusch explodierten, flimmerte überall ein wunderbares Licht und weißer Rauch stieg empor. Felsen wurden zerschmettert, wo die schwarzen Wolken hingen. Der Mittelpunkt der Erde mußte erzittern; die Leichen der Toten wurden in kleine Stücke zerfetzt. Unsere Stellung war alles eher als sicher. Unsere Abteilung, die den Platz besetzt hatte, konnte den Posten mit Mühe behaupten. Sollte der Feind einen Gegenangriff wagen, was er sicher tun würde, wie konnten wir dann die Russen in Schach halten auf solch einer gefährlichen Bergesspitze? Wenn wir nur den Kopf hervorstreckten, um über den Abhang hinweg in die feindliche Verteidigungslinie zu sehen, konnten wir darauf zählen, von ihrem Feuer begrüßt zu werden. Wir konnten uns nicht einen Schritt bewegen. Ein Soldat, der die Wache über sechs Feldgeschütze hatte, die wir auf dem Hügel erbeutet hatten, wurde von einem Vollgeschoß getroffen und buchstäblich in Stücke zerrissen. Ein Stück Fleisch, welches über unsere Köpfe flog und hinter uns an einem Felsen hängen blieb, war alles, was übrig war. Ein anderes Geschoß fiel in eine Gruppe von Soldaten und verwandelte 26 Mann in einem Augenblick zu Staub, und der Felsen, der durch dieses Geschoß zersplittert wurde, begrub drei Soldaten lebend.

Leutnant Kunio Segawa wurde an diesem Tage durch den Leib geschossen. Gegen Abend schien sein Ende nahe. Sein Bursche und andere pflegten den armen Mann, als

sein älterer Bruder, Hauptmann Segawa, der nichts von der Verwundung wußte, zufällig des Weges entlang kam und gebeten wurde, seinem sterbenden Bruder den Abschiedstrunk Wasser zu verabreichen, worauf der Hauptmann sofort herankam und „Kunio!“ rief. Sobald der sterbende Mann seines teuren Bruders Stimme vernahm, öffnete er seine trüben Augen, als ob er an ihn gedacht und sich nach ihm gesehnt hätte, sah schwer atmend seinem Bruder ins Gesicht, ergriff seine Hand, benetzte sie mit Tränen und eine Weile schwiegen beide vor Erregung. Endlich sagte der Hauptmann: „Kunio, du hast deine Pflicht erfüllt. Hast du noch etwas zu sagen?“ Und er trocknete seines sterbenden Bruders Gesicht und flößte ihm Wasser in den Mund aus der Feldflasche, worauf der jüngere Bruder leicht nickte und sagte: „Teurer älterer Bruder!“ Dies war sein letztes Wort und bald ging er hinüber in die andere Welt. Wie tief war die Trauer des überlebenden Bruders; die Zuschauer konnten nur mit Mühe Tränen der Teilnahme unterdrücken. Hauptmann Segawa folgte zwei Wochen später in der Schlacht am 24. August seinem geliebten Bruder und trat in die Reihen jener ein, die nicht mehr sind. Ach, die arme Segawa-Familie! Aber während des Krieges fehlte es nicht an solch traurigen Augenblicken wie dieser, wenn mehr als ein Glied der Familie für des Landes Sicherheit und für den Ruhm des Herrschers auf der Spitze des Bajonetts geopfert wurde. Sollen wir sagen: das war bewundernswert? Eigentlich sollte ich die geheimnisvolle Mitleidslosigkeit des Himmels beklagen und mich betrüben über das schreckliche Unglück, das diese Familien befiel.

Taku-shan, der Schlüsselpunkt der Hauptverteidigungslinie, war nun der Hand des Feindes entrungen; die Russen mußten sehr beschämt und entmutigt sein. Wie erwartet, versuchten sie wieder und wieder Gegenangriffe, um den Taku-shan zurückzuerobern, aber jedesmal wurden sie zurückgeschlagen, und ihre Niedergeschlagenheit wurde immer

größer. Einige Tage nach der Einnahme des Taku-shan wurden einige unserer Schildwachen, die auf der Spitze des Hügels standen, früh im Morgengrauen durch eine russische Patrouille angeschossen und getötet. Um dem Feinde entgegenzutreten, eilte die 2. Kompagnie auf die Spitze des Berges, wo sie nur 10 oder 15 Fuß unter sich einige russische Offiziere an der Spitze von 70 Mann die Schwerter schwingen und den Berg heraufstürmen sah. Ohne einen Augenblick des Zögerns wurde ein starkes Gewehrfeuer auf den Feind gerichtet, der über diesen unerwarteten Empfang bestürzt schien, kehrt machte und in der Hast stürzend und rollend zurückrannte. Unsere Kompagnie ergriff diese Gelegenheit und schoß die Russen geradezu ab. Was für ein herrlicher Erfolg: nicht einer von ihnen blieb übrig; ihre Körper sah man als dunkle Punkte über den Hügelabhang zerstreut. Zur selben Zeit war eine große Abteilung des Feindes als Verstärkung an dem Punkt aufgestellt, wo die Wege nach Hsiaoku-shan und nach unserer Stellung auf dem Taku-shan abzweigen. Ihr Plan war wahrscheinlich folgender: Eine Vorhutabteilung wurde gegen beide Berge geschickt und die Reservetruppe sollte sich dahin wenden, wo die bessere Gelegenheit für eine Gegenattacke sich bieten würde. Solch ein unbestimmtes und unentschlossenes Verfahren kann niemals Erfolg haben.

Wie bereits mehrmals bemerkt, überraschte uns die hartnäckige Ausdauer der Russen. Wenn eine ihrer Positionen angegriffen wird, kann der Verlust des einen Teiles den Rückzug auf einen andern Teil notwendig machen, oder sie haben die Wahl der Vernichtung oder Gefangenschaft. Sogar in solch einem Fall verlassen sie den Platz nicht, sondern halten da fest aus, bis sie getötet sind. Selbst wenn sie bis auf einen Mann vernichtet sind, so wird dieser eine Mann fortfahren zu schießen, und wenn wir ihm nahe kommen, pflanzt er sein Bajonett auf und läßt sich in ein verzweifeltes Gefecht ein, bis ihm endlich

die Idee kommt, sich zu ergeben. Solche Sachen kamen oft am Kenzan, am Taipo-shan und am Taku-shan vor. Es wurde mir erzählt, daß nach der Schlacht bei Nanshan geheimnisvolle Schüsse fielen; niemand wußte woher, und zehn von unsern Leuten wurden getötet oder verwundet. Nach langem Suchen fand man endlich einen russischen Soldaten, der sich in einer Küche versteckt hatte und uns vom Fenster aus eifrig und furchtlos beschoß. So oft wir die russischen Gefangenen frugen, warum sie uns so verzweifelten Widerstand leisteten, war sicher ihre Antwort: „Wir müssen den Befehlen unserer Offiziere gehorchen." Wir hatten bereits von dem blinden Gehorsam der russischen Soldaten gehört und hier auf dem wirklichen Schlachtfeld wurde uns der Beweis erbracht, daß sie treu bei ihrer Pflicht blieben bis zum Tod. Es kommt dies vielleicht von den alten Beziehungen zwischen dem Adel und den Leibeigenen im Mittelalter, die heute noch zwischen den russischen Offizieren und Mannschaften aufrecht erhalten werden. Dieser russische Geist des Gehorsams ist grundverschieden in seinem Ursprung von der wahren Harmonie und der Freundschaft und dem aufrichtigen freiwilligen Gehorsam, der in allen Reihen der japanischen Armee herrscht. Ein amerikanischer Offizier, der mehrere Monate in der Mandschurei bei der japanischen Armee war, bemerkte, daß das Charakteristischste und Anziehendste unserer Armee die freundliche Harmonie sei, die von oben bis unten herrsche und die bei keiner andern Armee irgend einer Nation, weder in England noch im demokratischen Amerika, gefunden werden könnte. Vielleicht kommt die wirkliche Stärke unserer Armee von diesem besonderen Geist und unserer geistigen Verfassung. Aber der ausdauernde Mut des russischen Soldaten ist eine Eigenschaft, die unserer Bewunderung würdig ist. Während sie Port Arthur verteidigten, ging ihnen der Proviant und die Munition aus. Tausende und Zehntausende von Menschenleben verloren sie; ihre traurige

Lage war wie ein Licht vor dem Windstoß, und mitten unter so entmutigenden Verhältnissen änderten sie trotzdem ihre Haltung nicht, sondern fuhren fort, uns mit starrköpfiger Entschlossenheit Widerstand zu leisten. Es wurde dies durch die Kraft ihres russischen Charakters hervorgebracht und zeigt klar, welche Erziehung und Disziplin sie durchgemacht hatten. Eine Stelle in den russischen Militärvorschriften lautet: „Der Siegeslorbeer in der Schlacht kann gewonnen werden durch das Bajonett und das Kriegsgeschrei. Wenn ihr keinen Schuß mehr habt, schlagt den Feind mit dem Gewehrschaft nieder, wenn der Gewehrschaft gebrochen ist, beißt ihn mit den Zähnen."

Ja, sie waren hartnäckig in ihrem Widerstand, aber zur selben Zeit waren sie außerordentlich um ihr Leben besorgt. Diese zwei Eigenschaften widersprechen sich. „Lieber als Ziegelstein leben, als wie als Juwel zerbrochen werden", schien ihr großes Prinzip, im Gegensatz zum japanischen Ideal: Lieber schön sterben, als unwürdig leben. Ein russischer Gefangener soll gesagt haben: „Ich habe ein liebes Weib. Sie muß sich sehr um mich ängstigen. Unser Offizier sagte uns, die japanische Armee sei zerbrechlich wie eine Gipsstatue. Aber im Gegensatz zu unsern Erwartungen sind sie stark wie die Teufel. Eher als ich fechte, um getötet zu werden, muß ich mein Leben für mein Weib retten. Wenn ich sterbe, wird sie sich betrüben und verrückt werden. Die Japaner sind mir über, es ist albern, zu fechten, wenn man weiß, daß man sicher durch die japanische Armee getötet wird." Ein unüberbrückbarer Abgrund ist zwischen diesem und dem japanischen Ideal und der Entschlossenheit, in Ehren zu sterben und niemals in der Schande zu leben.

Wir verteidigten und hielten den Taku-shan, trotzdem es sehr schwierig war, gegen die feindlichen Angriffe, und glücklicherweise wurden alle ihre Versuche, ihn wiederzunehmen, zunichte. Endlich schienen die Russen den Ge-

danken aufgegeben zu haben, ihn noch einmal anzugreifen, und begannen, die bereits schon so starken Konstruktionen auf der Hauptverteidigungslinie zu verstärken und unsere Befestigungsarbeiten durch unaufhörliches Feuer aus ihren schweren Geschützen von den verschiedenen Forts aus zu verhindern. Zur selben Zeit befestigte unsere Abteilung den Taku-shan auf der dem Feind zugewandten Seite, sammelte Belagerungsmaterial, errichtete starke Stellungen für schwere Batterien und sandte erfolgreiche Kundschafter aus, um die Lage der feindlichen Minen und den Zustand der Drahthindernisse zu erkunden und zu sehen, wie das feindliche Feuer auf den verschiedenen Wegen auf unsern Vormarsch wirken könne. Nachdem die Vorbereitungen und alle diese Untersuchungen über den Zustand unseres Angriffsgeländes vollendet waren, wurde der 19. August für den ersten allgemeinen Angriff festgesetzt und unserer Abteilung wurde das östliche Chiku-shan als Zielpunkt gegeben. Da man von dieser Schlacht erwartete, daß sie das Schicksal von Port Arthur besiegeln würde, wurde alles auf das sorgfältigste und auf das genaueste auf der Karte ausgearbeitet.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Beförderung und Abschied.

Natürlich hatten wir mit dem festen Entschluß, unter den Hufen der Rosse Seiner Majestät zu Staub zermalmt zu werden, Japan verlassen. Wir sagten: „Hier stehe ich, zu sterben bereit!“ Unsere Herzen waren ungeduldig, aber die Gelegenheit, es zu beweisen, ließ auf sich warten. Über hundert Tage waren seit unserer Abreise zur Front verstrichen. Damals dufteten Hunderte von Blüten auf den heimatlichen Bergen und Feldern und erfüllten unsere Uniformen mit ihrem süßen Duft, und die Frühlingswinde, welche uns nach

einem fremden Land geweht hatten, küßten die Sonnenflagge. Die Zeit verfliegt schnell, und jetzt sitzen wir im Schatten grüner Blätter. Ob wir des Nachts mit Gewehr im Arm schliefen oder untertags dem Hagelschauer der Geschosse ausgesetzt waren, niemals hatten wir unsern brennenden Wunsch vergessen, die kaiserliche Gnade und Großmut durch Tod und Tod allein wett zu machen. Allein die Zeit war noch nicht gekommen. Tausende unserer Kameraden waren gestorben, ohne die Freude unseres Schlußerfolges zu erleben. Ihre Seelen müssen ungetröstet und nicht imstande sein, ihre ewige Ruhe zu finden. Wir sehnten uns danach, sie zu rächen; aber ach! die Gelegenheit dazu war noch nicht da. Wir Überlebenden atmeten in dem Gestank verfaulenden Fleisches und zerbröckelnder Knochen, unser eigenes Fleisch schwand dahin und sogar unsere Knochen schienen dünner zu werden. Wir waren wie eine Zahl von Geistern mit scharfen, ungestümen Leidenschaften in elenden Körpern, aber doch waren wir Schößlinge des echten Kirschbaumes Yamatos. Wie war es nur möglich, daß wir, nachdem wir in einer, zwei, drei, ja bereits in vier Schlachten mitgekämpft hatten, dennoch am Leben waren, ohne wie schöne Kirschenblüten des Schlachtfeldes gefallen zu sein? Ich war bei Taku-shan völlig entschlossen, zu sterben, aber noch mußte ich einer großen Zahl meiner Freunde den Vortritt lassen. Sicherlich mußte mir dieses Mal, bei diesem Hauptsturm die Ehre zuteil werden und die Auszeichnung, mein geringes Selbst unserem geliebten Vaterland zu opfern. Mit diesem Gedanken, diesem sehnsüchtigen Wunsche, diesem festen Entschluß ging ich in die Schlacht.

Schon Anfang August war ich zum Oberleutnant befördert worden, aber erst bei dieser Gelegenheit erreichte mich die Nachricht davon. Oberst Aoki ließ mich zu sich rufen und sagte ernst und schlicht: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Beförderung. Sie haben die Regimentsfahne vom

Beginn des Krieges ab getragen. Jetzt werden Sie dieser Pflicht enthoben, aber strengen Sie sich weiterhin an, denn der morgige Tag ist zu unserem Hauptangriff ausersehen. Ich habe mit Ihnen eine lange Zeit hindurch Lager und Mahlzeiten geteilt und bedauere schmerzlich, mich von Ihnen trennen zu müssen. Aber ich sage Ihnen jetzt Lebewohl, weil mir Ihr ferneres Waffenglück sehr am Herzen liegt."

Ja, ich hatte vom ersten Tag unserer Ankunft ab mit dem teueren Kommandeur Zelt und Nahrung geteilt und an seiner Seite gekämpft. Der Oberst hatte im Biwak, dem Regen und Tau ausgesetzt, seine Strohmatte mit mir geteilt, damit ich besser schlafen sollte. Sogar von seinem kärglichen Mahl hatte er mir abgegeben, so freundlich lächelnd, als ob er daheim mit seiner Familie speiste. Ich hatte immer befürchtet, daß der Oberst, der zu Hause auf einem bequemen Lager zu schlafen gewohnt war, sich auf diesem Bett und Kissen von Heu eine Krankheit zuziehen würde. Das Leben des über 3000 Menschen befehlenden Obersten ist sehr kostbar, und die Haltung des ganzen Regiments hängt in hohem Maße von seinem Wohlbefinden ab. Ich hatte mir größte Mühe gegeben, ihm aufmerksam zu dienen und es ihm so gemütlich zu machen, wie es die ungemütlichen Zustände des Schlachtfeldes irgend zuließen. So hatte ich vor einiger Zeit, während wir bei Changchia-tun lagen, in einem irdenen Krug heißes Wasser gemacht und bot ihm zum ersten Male, seit wir Japan verlassen hatten, ein warmes Bad an. Er freute sich aus Herzensgrund darüber, und ich werde seinen frohen Gesichtsausdruck in diesem Augenblick nicht vergessen. Nun mußte ich mich von dem Oberst trennen, der mir so teuer wie mein eigener Vater war, und mein Kummer war grenzenlos. Natürlich gehörte ich noch einer seiner Kompagnien an und war noch immer sein Untergebener. Es war also keine richtige Trennung, und doch war es mir, als ob ich weit fort von ihm ginge. Als ich diese Abschiedsworte von ihm vernahm, blieben mir vor

Rührung die Worte in der Kehle stecken und ich konnte meinen Kopf eine Zeitlang nicht heben. — Auch tat es mir sehr weh, mich von der Fahne des Regiments, welche ich sorglich durch dick und dünn geschleppt hatte, zu trennen. Als ich nach dem jetzt links neben dem Obersten hängenden gebleichten und zerrissenen Banner sah, fühlte ich, daß von all den 3000 Menschen, deren Herzen beim Anblick dieser Fahne aufgerüttelt werden, ich wohl ein besonderes Recht hätte, in der Gegenwart des Regimentsfeldzeichens eine außergewöhnliche Erregung zu empfinden.

Nach einem Augenblick gedankenvollen Schweigens, meinerseits über meine Trennung von Fahne und Oberst, und von seiten des Obersten sichtlich über die Trennung von mir, sagte ich: „Herr Oberst, ich werde Ihnen zeigen, welch glänzenden Kampf ich kämpfen kann . . .“ Ich konnte kein Wort weiter herausbringen und drehte mich ruhig auf dem Absatz herum — ging ein paar Schritte weg und eilte dann zu meinem Burschen, dem ich sagte: „Es wurde mir befohlen, jetzt zu meiner Kompagnie zu gehen. Infolgedessen mußt du mich verlassen, aber ich werde deine Freundlichkeit niemals vergessen. Gedenke meiner als deines leiblichen älteren Bruders in Ewigkeit . . . Ich kann weiter nichts sagen. Kämpfe wie ein braver Soldat . . .“

Bunkichi Takao, mein Bursche, weinte bitterlich und sagte, daß er mich nimmer verlassen könne. Das konnte indessen nicht sein. Ich tröstete und besänftigte ihn, indem ich sagte, er müsse die Befehle seiner Vorgesetzten treulich erfüllen und niemandem in Taten und Leiden nachstehen, und daß die Schachtel, welche wir vor der Schlacht bei Taku-shan zusammen gemacht hatten, diesmal ganz sicher gebraucht werden würde. Auch ich meinerseits verlor ihn nur sehr ungern und war im Herzen sehr bewegt.

„Herr Leutnant, denken Sie wirklich an mich wie an einen jüngeren Bruder?“ sagte Takao unter Tränen, und auch ich weinte heiße Tränen.

„Wir gehen jetzt voneinander, aber wir treffen uns vielleicht wieder. Wenn wir sterben, so wollen wir zusammen eines ruhmvollen Todes sterben und in einer andern Welt über die Vergangenheit reden."

Mit diesen Worten ging ich fort, nachdem er den Staub von meiner Uniform abgebürstet und die Nestel meiner Ledergamaschen wieder befestigt hatte.

„Nun denn, Herr Leutnant . . .", begann er zu sagen, aber es tat ihm so weh, mich noch länger anzusehen, er bedeckte sein Gesicht und wandte sich ab.

„Takao, vergiß nicht, was ich dir von Zeit zu Zeit gesagt habe!" Dann begab ich mich zu der Stellung, wo sich das 3. Bataillon befand.

Getrennt von der Fahne des Regiments, von dem Oberst und von meinem eigenen Diener, lenkte ich meine einsamen Schritte durch das wilde Land. Als ich zu den Hügeln und Tälern, welche jetzt in Gräber meiner lieben Kameraden verwandelt waren, hinüberblickte, und als ich beobachtete, wie sich die Wolken sammelten und zerstreuten, mußte ich unwillkürlich an die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge denken. Plötzlich kam mir der Gedanke, ich müsse den Doktor Yasui noch einmal sehen und auch dem Hauptmann Matsuoka, meinem älteren Landsmann aus meiner Heimatsprovinz, Lebewohl sagen. Sogleich kehrte ich um und ging eine Strecke lang nach einer Schlucht am nördlichen Fuß des Taku-shan, um Hauptmann Matsuoka zu sehen. Er saß allein in seinem Zelt und freute sich, mich zu erblicken.

„Ich habe Sie eine längere Zeit nicht gesehen. Sind Sie ganz wohl?"

„Danke sehr, es geht gut, ich bin zum Oberleutnant befördert worden. Jetzt muß ich wieder ins dritte Bataillon eintreten. Bitte, bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen auch ferner!"

Der Hauptmann brach plötzlich ab: „Dann ist dies das letzte Mal, daß wir uns in diesem Leben treffen!"

Ich sagte ihm, daß auch ich zu sterben hoffe, und gab meinem Wunsche Ausdruck, mit ihm zusammen auf der Spitze des Chikuan-shan in den Tod zu gehen. Als ich mich erhob, um zu gehen, klopfte mir der Kapitän auf die Schulter und fragte: „Was haben Sie da an Ihrem Gürtel?“ Worauf ich mit einem schwachen Lächeln sagte: „Das ist mein Sarg!“

„Gut, wahrhaftig! Sie sind wohl vorbereitet.“ Das war unser Abschied und ich verließ die Schlucht. Bald sollte dieser Trennung im Leben die Trennung durch den Tod folgen.

Ich ging dann zu dem Stabsquartier des 1. Bataillons, welches hinter dem Felsen bei Chuchia-tun versteckt lag, hinüber und fand dort den Stabsarzt Yasui. Bald nach meiner Ankunft dort fielen vor dem Zelt einige feindliche Geschosse mit fürchterlichem Getöse nieder. Es folgten noch vier oder fünf, aber wir waren derart an solche Dinge gewöhnt, daß wir ihnen wenig Beachtung schenkten. Wie man erzählte, wurde diese Stellung häufig vom Feinde als Ziel erkoren. Es bereitete mir Kummer, zu erfahren, daß der Kommandeur des 1. Bataillons in der Schlacht bei Tuku-shan leicht verwundet worden war. Als ich dem Stabsarzt Yasui von meiner Beförderung erzählte, nahm er mich beiseite, wo die Pulverkisten aufgehäuft standen, und sagte, er hätte sich danach gesehnt, mich wiederzusehen. Er habe, obwohl am gleichen Ort mit mir, keinerlei Gelegenheit zu einem gemütlichen Plauderstündchen gehabt und habe jeden Tag und jede Nacht voller Ungeduld darauf gewartet, von mir zu hören. Ich war durch diese Bemerkungen tief gerührt und sagte ihm, daß es doch seltsam sei, daß wir beide so weit gut durchgekommen wären. Diesmal aber sei ich vollauf zum Tode vorbereitet und ich sei ausdrücklich gekommen, um ihn noch einmal zu sehen und ein letztes Mal Abschied zu nehmen. Ich erinnerte ihn auch an unser gemeinsames Versprechen in jenem Hause in

Huangni-chuan und sagte, daß wenn wir beide den Tod fänden, es ganz aus wäre, daß aber, wenn er mich überleben würde, er von meiner blutgetränkten Uniform ein Stück abschneiden und als Andenken aufheben sollte. Wir drückten uns fest die Hand und sagten, dies sei unser ewiges Lebewohl auf dieser Welt, und schieden in Tränen, uns gegenseitig Erfolg wünschend. Mit Widerstreben verließ ich sein Zelt, überschritt den Takufluß, kletterte den der feindlichen Festung vorgelagerten Bergabhang empor und begab mich nach dem Brigadestabsquartier, um mich bei dem Brigadekommandeur zu melden. Gerade zu der Zeit, als ich im Stabsquartier des 3. Bataillons anlangte, wurde der Adjutant wegen Krankheit von seinem Posten abgelöst, und so wurde ich bis auf weiteres mit seiner Vertretung beauftragt. Später wurde ich zum Zugführer bei der 12. Kompagnie ernannt.

In der Nacht, die dem Beginn des Hauptangriffs am 19. voranging, erhielt ich zwei Briefe, welche mir vom Koch gebracht wurden. Natürlich erwartete man nicht, daß eine Feldpost an einen derartigen Platz unter solchen Umständen gelangen konnte, aber diese beiden Briefe waren falsch bestellt und einige Zeit verlegt worden, ehe sie mich schließlich erreichten. Beide waren von meinem älteren Bruder; der eine enthielt eine Füllfeder und der andere eine Photographie meiner beiden kleinen Nichten, von denen die eine vier, die andere drei Jahre alt war. Sie schienen aus ihrem Bilde herauszurufen: „Lieber Onkel!“

Solch süße, kleine Gesichter! Wenn indessen die kleinen Kinder auf der Photographie Augen gehabt hätten zum Sehen, so würden sie wahrscheinlich beim Anblick meiner veränderten, abgezehrten Gesichtszüge geweint haben. Tag und Nacht hatte ich nur ungekämmte Soldaten oder zerschmettertes Fleisch und gebrochene Knochen gesehen. Selbst die Blumen, die aus dem Gras der Felder gelächelt hatten, waren jetzt zertreten und verwelkt. Auf solch einem Schlachtfeld und in der Nacht vor einem großen Gefecht wurde ich

mit dem Besuche dieser lieben Nichten beehrt. Wie das mein verwildertes Herz besänftigte! Welche Freude es mir brachte! Ich konnte mich nicht enthalten, ihre lieben Augen, ihren lieben Mund zu küssen und zu murmeln: „Ihr tapferen Kleinen, die ihr eurer lieben Mutter Schoß verlassen habt, um das breite Meer und wilde Wogen zu durchfahren, um mich an diesem Ort des Pulverdampfes und des Kugelregens zu besuchen! Euer Onkel wird euch morgen mitnehmen und euch zeigen, wie er den Feind unseres teueren Japan züchtigt."

Der Nebel hatte sich in dieser Nacht verzogen und hell strahlten die Sterne am Himmel. Ich schlief mit meinen beiden kleinen Nichten neben mir im Lager. Nelsons letzte Worte kamen mir eindringlich ins Gedächtnis, und ich wiederholte immer wieder das Liedchen, welches ich geschrieben und beim Verlassen Japans meinem Vater gegeben hatte. Ich hatte darin von „dem Ruhm des Todes in der Schlacht, der für sieben Leben ausreichenden Anhänglichkeit an Kaiser und Reich" gesprochen. Meinen Schädel in der Wildnis bleichen zu lassen und selbst ein patriotischer Geist zu werden, der siebenmal zum Leben zurückkehrt — sollte dies morgen oder übermorgen Wirklichkeit werden? Meine Zeit war fast erfüllt!

Es gab einen Gefreiten, der Yamamoto hieß. Der Mann sandte um diese Zeit abgeschnittene Nägel und Haare an seine Mutter und an seinen Bruder zusammen mit einem Abschiedsbrief und Gedicht. Und dieser Brief sollte sein letzter sein. Er lautete folgendermaßen:

„Schon zweimal habe ich mich einer Gruppe von freiwillig in den Tod Gehenden angeschlossen. Und noch trage ich den Kopf zwischen den Schultern. Es erfüllt mich mit Kummer, wenn ich an meine toten Kameraden denke. Von etwa 200 Mann unserer Kompagnie, welche als Angriffstruppe zur Front abgegangen waren, sind nur noch 20 übrig, die unverletzt sind. Zum Glück oder Unglück bin

ich unter dieser kleinen Zahl. Aber der Menschen Leben währet nur 50 Jahre — es sei denn, daß ich vorher dieses Leben schon aufgebe; es wird sich mir vielleicht keine günstige Gelegenheit dazu mehr bieten. Früher oder später muß ich doch sterben, wie alle Menschen sterben müssen. So ziehe ich vor, wie ein Edelstein in Stücke gebrochen zu werden, als wie ein Dachziegel ganz zu bleiben. Kugel oder Bajonett oder was da auch kommen mag, ich kann nur einmal sterben. Mein Kamerad wird mir zur Rechten erschossen, meines Offiziers Lende und Arm fliegen mir zur Linken in die Luft und ich in der Mitte werde gar nicht verletzt, und ich kneife mich in den Arm, ob es auch kein Traum ist. Da ich das Kneifen fühle, muß ich also noch lebendig sein. Meine Zeit zum Sterben ist noch nicht gekommen. Ich muß mich zusammennehmen, um meine Kameraden zu rächen. Ihr stolzen, frechen Russen! Ich will euch schwer züchtigen. So ist mein Herz ewig ungeduldig, obgleich es mir an glänzender Gelegenheit fehlt. Als eines Bauern Sohn geboren, wird man mich dennoch wie eine Blume des Kirschbaumes besingen, wenn ich tapfer fechte und auf dem Schlachtfeld falle, anstatt eines natürlichen Todes, aber schmachvoll in einer strohgedeckten Hütte zu sterben auf einer geflochtenen Matte . . .

Banzai, Banzai, Banzai!
Seiner Kaiserlichen Majestät dem Allerhöchsten Kriegsherrn!
Taketoshi Yamamoto,
verstorbener Gefreiter der Infanterie des Landheeres."

Man beachte, daß er das Wort „verstorben" vor seinem Titel benutzte, um seinen über allen Zweifel erhabenen Entschluß zu zeigen: in den Todesabgrund lächelnd hinabzusteigen.

Zu jener Zeit hatten alle, Mann für Mann, einen solchen Entschluß gefaßt und Yamamoto gab nur einen klaren, obgleich naiven Ausdruck für das allgemeine Empfinden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Beginn des allgemeinen Angriffs.

Bei der Besichtigung der Verteidigungsanlagen von Port Arthur soll ein Korrespondent der „Novoje Wremja“ sich folgendermaßen geäußert haben: „Es ist wie ein Adlernest, welches nicht einmal eine bis an den Himmel reichende Leiter erreichen kann.“ Ja, genau so war es. Soweit das Auge reichte, war jeder Hügel, jeder Berg mit Forts und Wällen bedeckt, die Landseite war mit Eisenwällen von zehnfacher Stärke umgeben. Und seine Verteidiger waren tapfere, vom alten General Dragomiroff ausgebildete Soldaten, mutige Männer, die stärksten und flinksten, kurz: die Blüte der russischen Armee. Wir waren jetzt also vor dieser „uneinnehmbaren“ Festung, um zu beweisen, daß sie trotz alledem „einnehmbar“ war. Der 19. August war der erste Tag des allgemeinen Angriffs, der Ausgangspunkt zu dem historischen Ereignis des Falles von Port Arthur. Der Kampf, welcher sich als der allerschwerste und allerschrecklichste aller Zeiten herausstellen sollte, begann an diesem Tage und dauerte mehr als vier Monate lang. Während dieses Zeitraumes stieß unser verzweifelter Angriff auf einen ebenso verzweifelten Widerstand. Unser Heer zahlte einen ungeheuren Preis für diesen Sieg: die Berge und Täler vor Port Arthur wurden in versengten Boden verwandelt, von Granaten durchlöchert; Menschen wurden hingeschlachtet, die Forts schließlich durch Geschosse aus Menschenfleisch eingenommen, die der Yamato-Damashii selbst abfeuerte. Die gespannt zuschauende Welt war über die wundervolle Wirksamkeit einer solchen Art von Kriegführung erstaunt.

Wir, die wir nun am Fuße von Taku-shan waren, trafen in aller Eile die verschiedenen Vorbereitungen zum Angriff. Wir unternahmen eine besonders sorgfältige Erkundung der Mittel und Wege, um die Drahthindernisse,

auf die sich der Feind als die wirksamsten seiner Verteidigungsanlagen verließ, anzugreifen, und um die niedrigen, durch Drähte verbundenen Pfähle der Fladderminen, durch welche in den vorausgegangenen Schlachten so viele unserer Leute getötet worden waren, auszukundschaften. Alle vor uns liegenden Hügel, breite und schmale, hohe oder niedrige, waren mit diesen schrecklichen Dingen besät, welche von weitem wie schwarze Flecken sich vom Erdboden abhoben.

Diese Drahthindernisse mußten wir durchbrechen, über sie schreiten und weiter vorgehen. Das Zerschneiden war eigentlich Sache der Pioniere, aber deren Zahl war beschränkt, während die der Drahtnetze fast grenzenlos war. Die Infanterie mußte also selbständig das Durchschneiden lernen. Es wurde deshalb am Ufer des Takuflusses ein Übungshindernis hergestellt, an welchem wir von Pionieren im Niederreißen der Drähte instruiert wurden. Zuerst pflegte eine Gruppe mit Scheren die eisernen Drähte durchzuschneiden, dann folgten Leute mit Sägen und hieben die Pfähle um oder sägten sie durch. Wenn ein Teil des Hindernisses auf diese Weise geöffnet war, lief eine Abteilung Infanterie schnell durch die entstandene Öffnung hindurch.

Diese Art Arbeit war dringend nötig für uns und wir übten uns darin mit Eifer und Fleiß. Im eigentlichen Kampfe jedoch kann diese Arbeit nicht so leicht verrichtet werden. Die zur Zerstörung der Netze vorausgeschickten „freiwilligen Pioniere“ werden immer vernichtet, weil sie dicht vor den Mündungen der Maschinengewehre zu arbeiten haben. Außerdem aber stellte sich heraus, daß diese Drahthindernisse mit Elektrizität geladen waren. Über diesen elektrischen Strom jedoch gingen die Meinungen auseinander. Die einen sagten, daß die Elektrizität ausreichte, um jeden, der die Drähte berühre, zu töten; die andern behaupteten, daß ihr Zweck nur darin bestehe, die Stützpunkte des Feindes durch einen schwachen Strom von der

Annäherung der Zerstörer zu unterrichten. Auf alle Fälle konnten wir mit den gewöhnlichen Scheren die Drähte nicht zerschneiden, solange sie noch elektrisch geladen waren. Wir mußten also Bambusstöcke an die Handhaben der Scheren binden, um sie zu isolieren. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln fanden wir im eigentlichen Kampf, daß die Drähte mit einem äußerst starken Strom geladen waren; einige von unsern Leuten wurden von dem Schlage auf der Stelle getötet, andern wurden die Knochen wie Bambusstöcke zersplittert. Wir übten uns auch, die feindlichen Verschanzungen mit Leitern zu überklettern: im Gefecht jedoch stellte sich wiederum heraus, daß ihre Anlagen für die Leitern zu breit oder zu tief waren, als daß letztere erheblichen Nutzen gewähren konnten.

Die Festung wurde auch durch überall vergrabene Grundminen geschützt. Diese mußten von unsern Pionieren dadurch zerstört werden, daß man die Zündungen abschnitt. Bis zum eigentlichen Angriffstage konnten wir durch unsere Feldstecher Gruppen von Russen beobachten, die hier und dort damit beschäftigt waren, mit Spaten solche Minen in den Erdboden zu versenken. Wir markierten diese Plätze auf unsern Karten. Wir fanden alles, was wir konnten, und erinnerten uns daran. So z. B., daß jeder Pfahl der Drahthindernisse mit zwölf Hammerschlägen eingeschlagen worden war, oder wie viele Fladderminen in dem und jenem Tal vergraben waren. Unsere Erkundungsabteilungen fanden heraus, daß jegliche Schlucht, durch welche voraussichtlich unsere Infanterie marschieren mußte, mit Minen besetzt und daß die Art ihrer Verteilung sehr klug ausgedacht war. Um ein Beispiel anzuführen, so war eine Mine dort angebracht, wo die Schlucht am engsten war. Beim Daraufttreten explodierte natürlich die Mine. Wenn auf diese Weise der erste Mann getötet worden war, so pflegte sich natürlich der Rest auf die beiden Seiten der Schlucht zu verteilen. Dort flogen dann wiederum Minen auf und töteten

die gesamte Angriffskolonne. Es war ungemein schwierig, diese Stellen ungefährdet zu durchschreiten. Außerdem aber waren alle Kanonen und Gewehre aller Forts und Schützengräben so gerichtet, daß sie jeden Hohlweg und jeden Felsen bestreichen konnten. Es konnte auf diese Weise keiner von uns dem von drei Seiten auf uns konzentrierten Kreuzfeuer entgehen. Ihre Verteidigung ließ fast nichts zu wünschen übrig.

Bei Tagesanbruch am 19. August eröffnete unsere ganze Artillerie gleichzeitig das Feuer. Ost-Chikuan-shan sollte das Hauptziel bilden, aber auch andere Forts sollten unter Feuer genommen werden.

Dies war der erste Schritt in unserem allgemeinen Angriff. Unter dem Schutze der Artillerie stießen bald unsere Angriffskolonnen vor und kamen Zoll um Zoll näher an den Feind heran, bereit, sobald unser Feuer bei den Russen gewirkt haben würde, mit einem einmütigen Anlauf sich auf sie zu stürzen. Deshalb widmeten unsere Batterien ihre ganze Kraft dem Niederkämpfen der Forts, der Zertrümmerung der bombensicheren Unterstände und dem Legen von Breschen in die Schützengräben, durch welche unsere Sturmkolonnen einbrechen könnten.

Kaum hatte unser Feuer begonnen, als der Feind mit allen seinen Batterien antwortete und sich große Mühe gab, unsere Artillerie zum Schweigen und den Vormarsch unserer Infanterie zum Stehen zu bringen.

Welch schreckliches Schauspiel bot sich dar, wenn riesige Geschosse zwischen den schweren Geschützen der beiden Gegner gewechselt wurden! Sprenggranaten so dick wie Fässer und runde Geschosse verursachten große Luftwellen, und ihr stöhnender Widerhall übertraf das Geheul krachenden Donners. Überall verbreitete das Zerspringen der Schrapnells Licht und der Pulverdampf bedeckte das Gelände mit dicken, qualmenden Wolken, in welchen lebende Wesen scheinbar unmöglich atmen konnten. Wir gaben

den feindlichen Granaten den Spitznamen „Zuggranaten", weil sie gerade wie ein den Bahnhof mit scharfem Pfiff verlassender Eisenbahnzug herankamen, stöhnend und ächzend. Wenn wir einen solchen Laut in unserer Nähe hörten, dröhnte die ganze Erde, und Menschen, Pferde, Felsen und Sand stürzten übereinander. Alles und jedes, was mit diesen schrecklichen Zügen in Berührung kam, wurde in kleine Stückchen zerrissen. Diese Stücke fielen zu Boden und flogen wieder auf, als ob sie Flügel hätten. Der Nacken eines Leutnants wurde von einem Sprengstück weggerissen und sein Kopf hing nur noch an einem Fetzen Haut. Beide Arme eines Soldaten wurden von Sprengstücken desselben Geschosses glatt von den Schultern abgeschnitten.

Dieser Tag sollte lediglich mit Beschießung ausgefüllt werden. Es war unser Plan, am ersten und zweiten Tage den Feind mit Artillerie zu beschießen und dann den Infanterieangriff anzusetzen. An jenem Abend ging ich in dienstlichem Auftrag nach dem Stabsquartier unserer Division, welches sich bei der Artilleriestellung befand. Es war eine dunkle Nacht, und als am Firmament entlang bläulichweiße Feuerstriche zwischen den kämpfenden Parteien hin und her flogen, kam es mir so vor, als ob ich auf der Straße zur Hölle wäre. Fortwährend wurden die russischen Scheinwerfer von Chikuan-shan und Paiyin-shan auf unsere Artilleriestellung gerichtet. Ab und zu wendeten sich diese schrecklichen Lichter auch gegen unsere, Schritt auf Schritt sich dem Feinde nähernde Infanterie. Auch wir benutzten Scheinwerfer, die wir dem Gegner abgenommen hatten, und versuchten, der Kraft der seinigen entgegenzuwirken und auch die russischen Geschütze sichtbar zu machen. Allein sie erwiesen sich als bei weitem schwächer als die noch in feindlichem Besitz befindlichen Apparate. Von Zeit zu Zeit schoß der Feind Leuchtraketen ab, welche den Himmel weit besser erleuchteten als das an Festtagen alljährlich abgebrannte Feuerwerk. Sie waren wie große in der Luft

hängende elektrische Lampen, welche den ganzen Raum taghell erleuchteten, so daß sogar die Bewegung einer Ameise leicht entdeckt werden konnte. Sie kamen dem Vormarsch unserer Angriffskolonnen so außerordentlich in die Quere, weil jede Bewegung des Detachements durch dieses Licht hell beleuchtet wurde und vom Feinde genau zu sehen war. Das übliche Maschinengewehrfeuer überschüttete todsicher die Eindringlinge mit einem Hagel schrecklicher Geschosse. Sobald wir daher die Leuchtrakete in der Luft zerspringen sahen, pflegten wir uns gegenseitig mit den Worten: „Bewegt euch nicht! Bewegt euch nicht!" zur Vorsicht zu mahnen.

Als ich das Hauptquartier des Divisionskommandeurs erreichte, stand er mit seinem Stabe bei unserer Artilleriestellung und beobachtete dieses ohne den Schutz der Dunkelheit durchgeführte Nachtgefecht. Sobald in einem russischen Fort ein Scheinwerfer beobachtet wurde, befahl unser Stabschef: „Schießt dorthin! Zerschmettert den Kerl!" Er sagte, seine Arme in äußerster Sorglosigkeit verschränkend: „Ich fühle mich wie eine junge Braut! Einem so hellen Lichtstrahl ausgesetzt, bin ich schrecklich schüchtern und schäme mich".

Unser Detachement marschierte in dieser Nacht bis Yangchia-kon vor. Bald nach unserer Ankunft dort kam mit schrecklichem Getöse eine Granate in unsere Nähe. Wir sagten zueinander: „Es müssen welche getötet worden sein. Wer ist es? Wer?" Als der Rauch sich verzog, fanden wir vier oder fünf Mann tot oder verwundet liegen, von denen zwei Rekruten waren, welche erst vor einigen Tagen aus der Heimat eingetroffen waren. Einer der beiden war auf scheußliche Weise getötet worden, indem nämlich von der Hüfte ab die untere Körperhälfte gänzlich abgerissen war. Die Beine des andern waren zerschmettert und das Blut stürzte wie Wasser heraus. Sein Hauptmann ging zu ihm und sprach ihm Mut zu, indem er sagte: „Fürchte dich nicht,

sei tapfer!“ „Herr Hauptmann, es tut mir leid, so verstümmelt zu sein, ohne selbst gefochten zu haben. Ich will so schnell als möglich geheilt zurückkommen. Bitte, lassen Sie mich dann wieder in Ihrer Kompagnie sein!“

„Auch ohne daß du gefochten hast, sind deine Wunden ehrenvoll. Werde bald gesund und komme wieder!“

Warum auf dem Schlachtfeld der eine erschossen wird, der andere nicht, das ist ein unerforschliches Rätsel. Da sind einige, die in einem schweren Gefecht nach dem andern keinen einzigen Kratzer bekommen; andere scheinen förmlich von Kugeln verfolgt zu werden oder sie auf sich zu ziehen. Einige fallen bald nach der Landung und ohne zu wissen, wie es tut, wenn auf einen geschossen wird. Wenn man einmal zur Zielscheibe für Schüsse geworden ist, mögen 40 oder 50 auf einen gefeuert werden, wie auf jenen Mann in der Schlacht von Taipo-shan, von welchem ich bereits erzählte. Ist das Vorbestimmung oder ist es mehr Zufall? Als am 19. August das Hauptquartier der Division an den nördlichen Hang von Taku-shan verlegt wurde, beobachtete der Divisionskommandeur den Feind. Zu beiden Seiten des Generals standen Generalstabsoffiziere. Da kam ein Geschoß und tötete beide Stabsoffiziere auf der Stelle, während der in der Mitte stehende General nicht einmal leicht verwundet wurde. Bei einem Sturm auf eine Festung haben naturgemäß die vorn marschierenden Leute die größte Aussicht, getroffen zu werden, aber auch die hinten Gehenden erleiden mehr Verluste als in einer Feldschlacht. Napoleon sagte: „Ein Geschoß kann auf dich gezielt sein, aber es kann dich nicht verfolgen. Aber wenn es dich überhaupt verfolgen könnte, so würde es dich einholen, selbst wenn du nach den entferntesten Teilen der Welt fliehen würdest.“ Ja, ein Geschoß ist wie eine überirdische Erscheinung ein unheimliches Ding. Wir können mit unserem menschlichen Wissen nicht sagen, ob es treffen wird oder nicht. Es hängt ganz von dem Glück des Menschen ab.

An einen andern Vorfall, der in Zusammenhang mit diesem steht, erinnere ich mich: Nach der Schlacht bei Taipo-shan gingen fünf oder sechs der sich zurückziehenden Russen ganz gemütlich fort, ohne sich zu eilen, und schwangen ihre Waffen dabei. Wir hielten dieses Verhalten für sehr frech, und jeder von uns zielte auf sie sorgfältig wie auf dem Scheibenstand und feuerte auf sie mit aufgelegtem Gewehr; aber alles vergebens. Ein Offizier behauptete steif und fest, er würde sie treffen, aber auch er schoß vorbei, und die Russen gingen langsam von dannen und kamen allmählich außer Sicht. Nach dieser Erfahrung probierten wir unsere Schießkunst verschiedene Male an einem Russen, der auf einem Fort stand und mit dem Taschentuch winkte, um uns herauszufordern, oder an irgend einem verwegenen Kerl, der sich aus den Brustwehren heraus und uns zu verhöhnen traute. Trotz unserer Geschicklichkeit, verbunden mit Zorn und Neugier, entkamen diese unverschämten Kerls oft. Da dies öfters geschah, so wurden diejenigen, die bereits mehrere Schlachten mitgemacht hatten, natürlicherweise sorg- und furchtlos. Im Anfang duckten wir uns unwillkürlich beim Pfeifen eines kleinen Geschosses. Sogar der Offizier, welcher seine Leute mit den Worten ausschilt: „Wer verbeugt sich da vor einer feindlichen Kugel?“ kann sich nicht enthalten, dem Feinde zuerst zuzunicken. Natürlich beweist dieses Nicken keine Furcht, es scheint vielmehr das Ergebnis einer Art von Reflexbewegung der Nerven zu sein. Aber wenn die Geschosse anfangen, wie ein Regenschauer auf uns niederzuprasseln, dann können wir uns nicht vor jeder einzelnen Kugel verbeugen und werden auf einmal kühn. Das Dröhnen und Krachen von schweren Geschossen erzeugt in uns keine besondere Bewegung. Wenn wir wissen, daß in dem Moment, wo wir diese schrecklichen Töne hören, die Projektile selbst längst über uns hinweggeflogen sind, wird unser Mut gestärkt, und anstatt uns vor einem leeren Schall zu bücken, denken wir daran, uns auf die Brustwehr zu stellen

und Reiskügelchen zu kauen, um sich vor dem Feinde in vollem Glanze sehen zu lassen! Und die Geschosse schienen regelmäßig diese unerschrockenen Männer zu verschonen, um sie herumzufliegen und andere zu suchen!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein Hagel von Menschengeschossen.

Die Körper der tapferen Toten türmten Hügel auf Hügel; ihr Blut bildete Ströme in den Tälern. Das Schlachtfeld wurde in einen Kirchhof verwandelt und Hügel und Tal in ausgebrannten Boden.

Wie die Minuten und Sekunden verstrichen, wurde Leben nach Leben in die Ewigkeit befördert. Wenn der Angreifer treffsichere Feuerwaffen mit der nötigen Munition besitzt, um den Feind zu demoralisieren, was braucht er dann noch, um diesen Vorteil bis zu seinem sicheren Ende, zum schließlichen Sieg auszunutzen? Das Bajonett und das Kriegsgeschrei! Das blitzende Bajonett, das schreckenerregende Geschrei sind es, welche gemeinsam den Feind wirklich in die Flucht schlagen. Ein Korrespondent des Londoner „Standard“ hat richtig gesagt: „Der Kriegsruf der japanischen Armee hat die Herzen der Russen durchbohrt.“ — Aber, so sehr auch unsere blitzenden Bajonette und helltönenden Stimmen den Feind in Schrecken setzten, so kann ich mich doch nicht enthalten, bei der Erinnerung an jenen Sturm zu weinen. Warum? — Weil das Glitzern der Seitengewehre und das Tönen des Kriegsschreis im ersten Hauptanlauf schwächer und schwächer wurden trotz der großen Anzahl von Geschossen und ungeheuren Menge von Menschen, die wir als Geschosse einsetzten, und weil der Sturm auf die von den Russen als uneinnehmbar bezeichneten Forts in völligem Mißlingen endete. Ja, sogar in mehreren großen

Anläufen nach diesem ersten wurde vergebens das Blut patriotischer Krieger vergossen, ihre Knochen umsonst zerschmettert. Schließlich jedoch war dieses scheinbar nutzlose Einsetzen einer großen Zahl von Menschenleben nicht ohne Erfolg. Vom strategischen Standpunkt aus mußten wir so schnell als möglich die große Festung erschüttern, wie groß auch immer die Verluste unserer Armee sein mochten. Deshalb beschloß der kommandierende General schweren Herzens, das nötige Opfer zu bringen. Und seine Untergebenen gaben willig ihr Leben dahin und stürmten auf den Feind los, ihre Körper als Geschosse gebend. Und diese ersten fruchtlosen Angriffe sollten der erste Schritt und eine wertvolle Vorbereitung zu unserem endgültigen Erfolg bilden.

Wir bemerkten, daß unser seit dem 19. unausgesetzt unterhaltenes Bombardement der russischen Forts und ganz besonders das auf Ost-Chikuan-shan, welches unser Angriffsziel war, dem Feinde einen schweren Schlag versetzt hatte. Es wurde deshalb das Bataillon Joshinaga als erste Sturmkolonne in der Nacht zum 21. angesetzt. Eine Abteilung freiwilliger Pioniere wurde zum Durchbrechen der Drahthindernisse vorgeschickt. Ihre verzweifelte Bemühung war glücklicherweise erfolgreich und für die Infanterie ein kleiner Durchgang geschaffen. Darauf befahl Major Joshinaga seinen Leuten, ohne zu schießen und ohne einen Laut von sich zu geben, unter dem Schutze der dunklen Nacht vorzustoßen, und plötzlich stand eine Abteilung schwarzer Schatten hart vor den feindlichen Wällen. Die überraschten Russen mußten sich ohne Gefecht zurückziehen. Aber kaum waren sie eine kurze Entfernung zurückgewichen, als ein großes Verstärkungsdetachement erschien, welches hinter sich eine Maschinengewehrabteilung hatte. Diese zwangen die weichenden Russen wieder vorzugehen und machten mit ihrem Ruf „Wulah!“ (Hurra!), der Himmel und Erde dröhnen ließ, einen gewaltigen Gegenstoß. Major Joshinaga verbot seinen

Leuten, auch nur einen einzigen Schritt zurückzugehen, und so entwickelte sich ein schreckliches Gefecht, Mann gegen Mann. Beide Teile kämpften hartnäckig mit Fäusten, Bajonetten und Gewehren; aber ach! Major Joshinaga wurde durch die Brust geschossen und fiel.

Hauptmann Okubo übernahm an seiner Stelle das Kommando; bald wurde auch er getötet, und alle, die ihn ersetzten, fielen ebenso, wie fast alle von den Mannschaften umkamen. Keine Verstärkung kam ihnen zu Hilfe, das konzentrierte Feuer des Feindes wurde immer heftiger, und die paar überlebenden Menschen mußten sich für einige Zeit in den Hohlweg unter den Drahtnetzen zurückziehen und auf das Eintreffen von Reserven warten. Niemand kam ihnen zu Hilfe, und sie warteten vergeblich bis zum Ende des nächsten Tages. Diese ganze Zeit hindurch hatten sie die Überreste ihrer toten Kameraden vor Augen. Sie befanden sich direkt unterhalb des Feindes, nur ein Dutzend Fuß etwa von ihm entfernt, und dreizehn Stunden lang umklammerten sie ihre Flinten und starrten, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, auf die Russen.

In der Nacht zum 22. ging das Bataillon Taketomi durch das zerschnittene Drahtnetz und versuchte durch einen kühnen Angriff unsern Mißerfolg der verflossenen Nacht gutzumachen. Hauptmann Matsuoka wurde zuerst verwundet, sein Schenkel wurde ihm abgehauen und er konnte nicht mehr stehen. Leutnant Mikaja wurde durch die Lunge geschossen. Es wurde immer schlimmer auf dem Schauplatz; die Russen gebärdeten sich, als ob sie zeigen wollten, daß sie auf unser Kommen gewartet hätten, stolz auf ihren Erfolg in der vergangenen Nacht. Ihre Scheinwerfer blitzten so schnell umher, daß sie unsere Sturmkolonnen blendeten; ihre Leuchtkugeln platzten über unsern Köpfen und machten uns zu einer leicht zu treffenden Scheibe für ihr Schießen.

„Zum Angriff, vorwärts! Wu-wah!“ schrie Hauptmann Janagawa und brach äußerst heldenmütig vor; beim Scheine

der Leuchtraketen sah man, wie die eine Hälfte seines Gesichts mit Blut bedeckt war und wie er in der rechten Hand sein blitzendes Schwert schwang. Wieder rief er: „Greift an!“ aber dies war das letzte, was wir von der braven Stimme hörten. Weiße Klingen blitzten im Dunkel, wie Rohr im Wind, aber das Blitzen nahm stufenweise ab, der laute Kriegsschrei brach nach wenigen Minuten ab. Wir hörten nur das Rufen der Feinde hinter ihren Wällen. Sie kamen herauf und tanzten auf der Brustwehr vor Freude, während wir getötet worden waren, um einen Hügel von Leichen und einen Strom von Blut zu schaffen. Welcher Kummer, welche Sorge!

Hauptmann Matsuoka, der, wie erwähnt, schwer verwundet worden war, verlor so viel Blut aus seinem verletzten Schenkel, daß sein Atem schwächer und schwächer wurde und er erkannte, daß sein Ende schnell herankäme. Er nahm aus seiner Tasche die geheimen Karten heraus, vernichtete sie und starb, in des Feindes Drähte verwickelt. Auch alle, die ihn holen wollten, wurden getötet und gingen Seite an Seite mit dem tapferen Hauptmann zum ewigen Schlummer hinüber. Dieses Hauptmanns ruhmreicher Tod wurde später dem Kaiser durch Seiner Majestät Flügeladjutanten berichtet. Jener Hauptmann Janagawa, der trotz mehrerer Wunden rufend und schreiend auf den Feind losgestürmt war, wurde in demselben Moment niedergeknallt, als er auf den russischen Wall sprang. Er lehnte gegen die Brustwehr des Erdwerkes, um dort, nachdem er sein Allerbestes getan hatte, friedvoll zu sterben. Aber der grausame Feind wollte dies nicht erlauben; sie hieben ihn in Stücke und unterwarfen ihn grauenhaften Verstümmelungen.

Trotz alledem waren wir fest entschlossen, einen schweren Schlag gegen jenen wichtigen Teil des Gegners zu führen, wie oft und wie schwer wir auch zurückgeworfen würden. Wir waren bereit, nicht nur eine Brigade, sondern sogar eine ganze Division um dieses wichtige Objekt zu opfern. Dem-

gemäß wurde für den 24. um 3 Uhr früh ein neuer großartiger Angriff angesetzt. Unsere Kompagnie hatte mehrere Tage lang in dem Hohlweg von Jangchia-kou biwakiert, aber nun, in der Nacht des 23., sollten wir diesen Platz verlassen und zum Sammelplatz bei Wuchia-fang vorrücken. So rief unser Hauptmann seine Leutnants zusammen und sagte: „Leben Sie wohl! Ich kann Ihnen nichts anderes sagen! Ich habe beschlossen, daß das Schlachtfeld des morgigen Tages der Ort sein wird, wo ich mein Leben lassen werde. Bitte, trinken Sie mit mir dieses Wasser als Abschiedsschluck."

Bereits vor diesen Worten unseres Hauptmanns hatten auch wir uns vorgenommen, diesmal zu sterben. Wir tranken gegenseitig den Abschiedsschluck aus den Feldflaschen und sagten: „Heute abend wird unser Wasser wie goldener Nektar schmecken!"

Unsere Kompagnie verließ schweigend ihren Biwakplatz und rückte bis unter dunkle Weiden am Flußufer vor. In dem Gedanken, daß wir wohl zum letztenmal beisammen seien, konnten wir die Tränen nicht zurückhalten. Bald begannen wir unsern Vormarsch und gingen unter der dunklen Baumreihe vor, wo wir eine lange Reihe von Sanitätssoldaten trafen, welche die Verwundeten trugen, die in den letzten Tagen gefallen waren. — Eine lange, beinahe endlose Reihe von Bahren!

„Wo bist du verwundet?" fragte ich einen von ihnen im Vorübergehen.

Der Verletzte antwortete: „Meine Beine sind gebrochen."

„Brav gemacht! Geh in Frieden!"

Unser Detachement erreichte den Fluß auf der andern Seite eines Berges, der wie ein Elefantenrücken aussieht. Es war so dunkel, daß wir überhaupt nichts sehen konnten. Wir tasteten gerade unsern Weg gegen Wuchia-fang, als wir den Schall menschlicher Stimmen vor uns hörten. Ich warf mich zu Boden und sah durch das Dunkel, daß eine

lange Reihe von unsern Verwundeten am Flußufer entlang lag. Wir marschierten schweren Herzens weiter bei dem Gedanken an eine so enorme Zahl von Verwundeten; dauerte es doch eine ganze Weile, bevor wir an das Ende dieser langen Reihe gelangten. Ihr Stöhnen, schweres Atmen, Leiden, ihre Schmerzen und daß sie dem Tau der Nacht ohne irgend eine Bedeckung ausgesetzt seien, war erbarmenerregend. Wir wurden tief gerührt beim Anblick dieses Elends.

Inzwischen verloren wir den Weg; wir konnten Wuchiafang nicht finden, sondern gerieten plötzlich in das Stabsquartier der 9. Division. Wir sahen den General Oshima, den Kommandeur derselben, trotz der warmen Jahreszeit in seine schwarze Winteruniform gekleidet, um seine Hüfte einen seidenen „Obi" geschlungen, an dem ein langes japanisches Schwert hing. Beim Anblick des tapferen Generals fühlten wir uns in die Sphäre des Wunderbaren versetzt. Als seine Division Paulung-shan besetzte, stand, wie man erzählt, General Oshima an der Spitze seiner Armee, selbst die einzige dunkle Scheibe für den Schuß des Feindes bietend, und versuchte, auf diese Weise seinen Leuten Mut und Selbsvertrauen einzuflößen. Ich fragte einen Generalstabsoffizier nach dem Weg, und unsere Kompagnie schwenkte nach der rechten Richtung ein. Indessen konnten wir den richtigen Platz nicht finden; auf erneutes Fragen wurden wir nach rechts gewiesen. Als wir nach rechts gingen, wurden wir nach unserem Ausgangspunkt zurückgeschickt; wir wußten überhaupt nicht, wohin wir uns wenden sollten. Um 1 Uhr sollten wir in unserer Bereitstellung sein; es war jetzt nur noch wenig vor dieser Zeit. Wenn es uns nicht gelingen sollte, zur rechten Zeit auf dem Sammelplatz zu erscheinen, so hätten wir uns blamiert. Und wir mußten nicht allein an unsere persönliche Schande denken, sondern daran, daß der in Aussicht stehende Angriff so viele Kämpfer fordere wie nur irgend möglich. Kamen wir zu spät, so

konnte dies unsere Niederlage zur Folge haben. Der Hauptmann war, wie wir alle, äußerst unruhig und besorgt. Gerade in diesem Augenblick kam indessen glücklicherweise ein zum Ingenieurkorps gehörender Mann vorüber, der uns ganz genau auseinandersetzte, wie wir Wuchia-fang finden könnten. Wir sollten nämlich durch die kleine Öffnung gehen, die etwas weiter weg lag und wo unsere Pioniere gerade beim Ausheben von Laufgräben waren. Wir gingen nach dieser Weisung vorwärts und fanden bald unsere Annäherungsgräben. Diese gingen wir entlang, bis wir zu einer Öffnung kamen, jenseits welcher wir vom Feinde eingesehenes Gelände durchschreiten mußten.

Wir liefen weiter, aber plötzlich kam ein Strahl vom Scheinwerfer! „Hinlegen!“ wurde befohlen, und mit verhaltenem Atem warteten wir auf das Verschwinden jenes schrecklichen Lichtes. Aber der Scheinwerfer wollte nicht verschwinden. Inzwischen war die Verbindung nach rückwärts abgerissen. Aber schließlich kamen wir an den Fleck, von dem wir annahmen, daß es unser Rendez-vous-Platz sein sollte. Wir fanden jedoch niemand von unserer Armee dort, aber dunkle Leichen waren über den Erdboden verstreut. Wahrscheinlich hatte unsere Armee sich bereits am Fuße des Ost-Paulung-Forts versammelt, wo voraussichtlich die Mitte unseres Angriffs sein sollte. Ein Blick auf die Uhr belehrte uns, daß es einige Minuten nach 1 Uhr war. Wir gaben uns furchtbare Mühe, unsere Haupttruppe zu finden, aber vergeblich. Kamen wir zu spät? Die Niedergeschlagenheit unseres Hauptmanns war unbeschreiblich, unsere Enttäuschung fürchterlich. Sollten wir wirklich diese unsere Gelegenheit, an dem allgemeinen Angriff teilzunehmen, versäumen? Der Hauptmann sagte: „Ich kann nicht einmal durch meinen Selbstmord diesen Fehler sühnen.“ Nicht allein er, sondern wir alle fühlten, daß wenn es uns nicht gelänge, an der Schlacht teilzunehmen, die ganze Kompagnie für ewige Zeiten ehrlos werden würde. Und im

Vergleich mit diesem Schimpf würde unser einmütiger Selbstmord nur eine Kleinigkeit gewesen sein.

Es wurden nun Kundschafter nach allen Richtungen hin ausgeschickt, aber keiner brachte irgendwelche Nachricht zurück. Wir hatten keine Zeit zu verlieren und kamen daher zu dem Entschluß, daß wir jetzt nichts Besseres tun konnten, als nach dem alten Fort von Ost-Paulung zu gehen und dort auf eigene Faust zu fechten, und daß wir dann, wenn inzwischen unsere Hauptabteilung den Kampf begonnen hätte, dort an einem für ein Eingreifen in das Gefecht günstigen Ort wären. In dem Gedanken, daß das gelegentliche Geknatter von Maschinengewehren, welches wir gehört hatten, von Paulung her kommen und daß ein Hohlweg, den wir entdeckt hatten, dorthin führen müsse, machten wir uns von Wuchia-fang durch diesen Hohlweg hindurch auf den Weg.

Ach, dieser Hohlweg! Ein enger Pfad von weniger als zwei Ken Breite. Es war der Ort, wo die 9. Division und das 7. und 9. Regiment der zweiten Reserve einen so harten Kampf am gestrigen Tage gehabt hatten. Welcher Ort des Schreckens! Keine Tragbahre, kein Medizinkasten konnte dorthin gebracht werden; die Toten und Verwundeten waren in Ecken und Winkeln aufeinander gepackt, einige stöhnend vor Schmerzen, einige um Hilfe rufend und einige völlig ruhig, schon ohne zu atmen. Wir fanden knapp Raum zum Gehen, ohne auf sie zu treten. Es war ein höllischer Tunnel voller Toten und Sterbenden. Tasteten wir uns rechts entlang, um nicht auf einen toten Kameraden zu treten, so stießen wir einen Verwundeten auf der Linken an. Wohin wir auch im Glauben, daß es Erde sei, unsern Fuß setzten, marschierten wir über die kakhifarbenen Toten. „Tretet nicht auf die Körper!“ rief ich meinen Leuten zu, aber im gleichen Moment trat ich selbst einem auf die Brust. „Verzeihung!“ war die einzige Entschuldigung, die ich dem unfreiwilligerweise beleidigten Toten sagen konnte. Es war völlig unmöglich, auf diesem langen, engen, mit

Leichen angefüllten Wege nicht auf unsere armen, stummen Kameraden zu treten.

Wir waren fast am andern Ende der Schlucht angelangt; wenige Schritte weiter würden uns dicht an Drahthindernisse gebracht haben, als wir plötzlich für einen Augenblick kurz halt machten. Auf einmal begannen nämlich die feindlichen Maschinengewehre zu unserer Linken Feuer und Flammen durch das Dunkel zu speien. Jetzt hörten wir auch das Geräusch einer Artillerieabteilung, welche mit sechs Geschützen durch den gleichen Hohlweg den Paulung zu erklimmen versuchte. In diesem engen Weg drängten sich Infanteristen und Artilleristen, um dem Feuer der russischen Maschinengewehre zu entgehen.

Wir befanden uns nun am Fuße des Angriffsobjektes, aber keine Spur von der Hauptkolonne war zu finden. Welche Enttäuschung, welcher Schmerz für uns! Wo waren sie? War der erwartete Angriff aufgeschoben worden? Der Hauptmann entschloß sich nach reiflicher Überlegung, nach Wuchia-fang zurückzumarschieren und auf weitere Befehle zu warten. Dies war der sorgfältig abgewogene Entschluß, und wir hatten selbstverständlich, wenn es uns auch sehr schwer wurde, zu gehorchen.

Noch einmal also mußten wir den höllischen Hohlweg durchschreiten. Die Leichen der toten Kameraden, auf welche wir getreten waren und bei welchen wir uns mit Schaudern entschuldigt hatten, sollten also noch einmal mit Füßen getreten werden. Wir schauten nach den Toten und Verwundeten im Dunkel der Nacht und fanden ihre Lage noch schlimmer und beklagenswerter als vorher, weil nämlich die Artillerie nach uns durch denselben Weg gezogen war, und so waren über viele Tote und Sterbende Geschütze und Munitionswagen gefahren.

Diejenigen, welche noch schwach geatmet hatten, mußten unter den eisernen Rädern ihren letzten Seufzer tun, und die bereits Gestorbenen wurden in Stücke geschnitten. Zer-

schmetterte Knochen, zerrissenes Fleisch, fließendes Blut waren vermengt mit zerbrochenen Schwertern und zersplitterten Gewehren. Gab es einen scheußlicheren Anblick?

Wir gingen zum Eingang des Hohlweges zurück und warteten dort ein wenig, als schließlich eine Gruppe schwarzer Schatten nach dem andern durch das Dunkel herankam. — Es war unsere Hauptkolonne! Unsere Freude war grenzenlos. Wir erfuhren, daß es ihr nicht möglich gewesen war, zur verabredeten Stunde den Sammelplatz zu erreichen, weil ihr Marsch unausgesetzt durch die feindlichen Scheinwerfer gehindert wurde. Wir atmeten erleichtert auf, als wir so schließlich unsere Truppe wieder erreichten, und freuten uns über die Aussicht, mit ihr den Vortrupp beim ersten allgemeinen Ansturm zu bilden. Der Ort jedoch, wo wir uns trafen, schützte uns weder gegen feindliches Feuer, noch war er geräumig genug zum Aufmarsch von so vielen Menschen; es war lediglich ein durch einen Steilabfall gegen die Sicht des höher befindlichen Gegners geschützter Platz. Unter den hier befindlichen Offizieren befand sich Major Matsumura, der sich bei Taku-shan nach dessen Einnahme durch unsere Armee dadurch besonders ausgezeichnet hatte, daß er den feindlichen Gegenangriff aushielt und ihn zurückschlug. Bei jener Gelegenheit hatte er seinen rechten Fuß verrenkt, wollte aber keine ärztliche Hilfe für eine so geringfügige Verletzung, wie er es nannte, in Anspruch nehmen und tat seinen Dienst als Bataillonskommandeur immer noch weiter, indem er sich auf einen Stock stützte. Auch in dieser Nacht litt er noch an dem Fuß, aber er hielt sich mit Hilfe eines Weidenknüppels aufrecht und marschierte an der Spitze seines Bataillons.

Als er sich an meiner Seite niedersetzte, sagte er: „Endlich ist unsere Zeit gekommen!“ —

Hauptmann Segawa, welcher seinem jüngeren Bruder bei Taku-shan so traurig Lebewohl gesagt hatte, kam vorbei mit einem Patronengürtel und einem Gewehr in der

Hand. Ich fragte ihn, warum er so seltsam ausgerüstet sei, worauf er berichtete, daß er bei einem Patrouillengang in der vergangenen Nacht sein Schwert verloren und sich deshalb wie ein gemeiner Soldat bewaffnet habe. Alle Offiziere kamen hier zusammen, wünschten sich gegenseitig guten Erfolg und plauderten eine Weile gemütlich miteinander. Wenige Stunden darauf waren außer Major Matsumura und mir alle tot.

Jedesmal, wenn ich daran denke, ist es mir, als ob ich ihre Gesichter sähe und ihre Stimmen hörte. Brave Kameraden! Arme Leute! Mein Herz ist voll seltsamer Gefühle im Gedanken an sie.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Totgeweihten.

Wir alle nahmen Deckung unter dem Abhang und warteten auf den Befehl zum Vormarsch, als ein Stück Papier, von Mann zu Mann weitergegeben, mich erreichte. Ich öffnete es und las:

„Yasukichi Honda wurde am 19. dieses Monats schwer verwundet und vergoß, als ich ihm einen Schluck Wasser einflößte, Tränen und bat mich, dem Leutnant Sakurai seinen Abschiedsgruß zu bestellen. Bunkichi Takao."

Dieser Honda war früher etwa ein Jahr lang mein Bursche gewesen und war ein treuer Mensch. Seine letzten Worte waren ein Lebewohl für mich, der ich so wenig für ihn getan hatte. Ich war über diese treugesinnte Anhänglichkeit tief gerührt. Noch jetzt bedauere ich, daß ich keine Gelegenheit gehabt hatte, ihm zum Abschied die Hand zu drücken, und kann mir vorstellen, wie sehr er sich gefreut haben würde, wenn ich ihm noch zu seinen Lebzeiten ein einziges Abschiedswort hätte sagen können.

Ich versammelte meine Leute um mich und sagte: „Ich sage euch allen jetzt Lebewohl. Kämpft mit eurer ganzen Kraft. Diese Schlacht wird entscheiden, ob Port Arthur fallen soll oder nicht. Dieses Wasser, welches ich euch jetzt zu trinken gebe, trinkt, als ob eure Todesstunde gekommen sei."

Ich füllte einen Becher voll Wasser, welches ein oder zwei Soldaten unter Lebensgefahr geholt hatten, und wir alle tranken zum Abschied aus dem gleichen Becher. Bald erhielten wir den Befehl, bis zu einem auf halber Höhe von Paulung gelegenen Punkte vorzurücken. Wir, die wir bereits den Todesbecher zusammen getrunken hatten, setzten uns in aller Stille in Bewegung und passierten wiederum jene gleiche schreckliche Schlucht, die mit unsern toten Kameraden angefüllt war. Zum drittenmal wanderten wir diese Pfade und keiner erwartete, sie ein viertes Mal lebendig zu gehen.

Unter der fliegenden Fahne der „aufgehenden Sonne" zu sterben und durch den Tod dem Vaterland einen glänzenden Dienst zu erweisen, das war jedes einzelnen Wunsch und Wille. Ehe wir den letzten Marsch antraten, machten wir alle uns so leicht wie möglich; wir führten nur gerade genug harten Zwieback mit, „die eiserne Portion", um das Leben zwei oder drei Tage lang fristen zu können; den Rest ließen wir zurück. Meine Kakhiuniform war geschmückt mit einer Nationalflagge, welche von meinem Gürtel hing, und ein japanisches Handtuch war um meinen Hals geschlungen. Ich trug keine Schuhe, nur Tabi-Socken an meinen Füßen; meine ganze Erscheinung glich der eines Tänzers bei einem ländlichen Sommerfest. Bei mir hatte ich mein Schwert, meine Feldflasche und drei harte Stück Zwieback; so bewaffnet und ausgerüstet sollte ich auf der ruhmvollen Todesbühne auftreten.

Noch jetzt läßt mich der bloße Gedanke an jene Schlucht erschaudern. Wir sprangen über aufgehäufte Leichen oder wir traten darauf; mit zugehaltener Nase ging es weiter.

Was für ein Kummer war es, auf die Leichname unserer heldenmütigen Toten zu treten! Ich fand in eine Ecke gekauert einen verwundeten Mann, der vor Schmerz stöhnte. Ich fragte ihn, wo er verwundet sei. Er erzählte mir, daß seine Beine gebrochen seien und daß er seit drei Tagen nicht ein einziges Korn Reis, nicht einen einzigen Tropfen Wasser genossen habe; keine Tragbahre war gekommen und er hatte, seit er kämpfend gefallen war, beständig auf den Tod gewartet. Ich gab ihm die drei Biskuits, welche ich hatte, und bat ihn, sie zu essen und geduldig auf das Erscheinen unserer Krankenträgerabteilung zu warten. Er faltete seine Hände und weinte vor Freude und Dankbarkeit und bat mich, ihm meinen Namen zu sagen. Dieses Erlebnis rührte mich tief. „Lebe wohl", war das einzige, was ich zu dem armen Kerl sagen konnte, als ich weiter ging. Wir kamen nun an das Drahthindernis von Paulung-shan.

Die Feste Paulung-shan war mit dem Fleisch und Blut der 9. Division und des 7. und 8. Regiments der zweiten Reserve genommen worden und war jetzt eine wichtige Basis, aus welcher der allgemeine Sturm auf die Nordforts von Ost-Chikuan und Wantai unternommen werden sollte. Dieser kritische Fleck wurde schließlich nach einem schrecklichen Kampf und einem tapferen Ansturm der Leute unter General Oshimas Befehl erobert. Die traurige Geschichte wurde in beredter Weise durch den abscheulichen Anblick der Schlucht illustriert.

Während ich durch die Bresche in dem Drahtnetz rannte, bemerkte ich viele Pioniere und Infanteristen tot und übereinander gehäuft, im Draht gefangen, mit beiden Armen einen Pfosten umschlingend oder die eisernen Drahtscheren umklammernd.

Als wir die halbe Höhe von Paulung erreicht hatten, sah ich die Regimentsfahne, welche ich früher getragen hatte, über unsern Köpfen in der Dunkelheit flattern. Mein

Herz hüpfte beim Anblick der teueren Fahne. Ich kletterte hinauf, dorthin, wo sie aufgepflanzt war, und geriet Angesicht zu Angesicht mit Oberst Aoki, mit welchem ich vor einigen Tagen am Fuße des Taku-shan Abschiedsgrüße ausgetauscht hatte.

„Herr Oberst, Oberleutnant Sakurai zur Stelle!"

Er sah mich an, als ob er sich freundlich an vergangene Tage erinnerte und sagte:

„Sind Sie es, Sakurai? Ich bete für Ihren Erfolg!"

Konnte ich nach diesem Wort meines Kommandeurs mich zufrieden geben, ohne etwas zu vollbringen? Ich mußte mich auf das äußerste anstrengen.

Dann hörte ich von der Spitze des Berges eine Stimme meinen Namen rufen. So verließ ich den Oberst und ging nach dem Gipfel, wo ich den Leutnant Yoshida, einen meiner Freunde aus derselben Heimatsprovinz, ganz allein sitzend vorfand. Ich hatte gehört, daß er bei der 9. Division im Gefecht vor Port Arthur sei, aber ich hatte niemals erwartet, ihn zu treffen. Einen alten Freund gerade vor einem schweren Gefecht zu treffen, war rührend.

„Sakurai, ist es nicht fürchterlich, dieser Kampf der letzten beiden Tage?" bemerkte er traurig.

Ich wunderte mich, warum er dort oben war, und fragte: „Was machst du hier allein?"

„Bitte, sieh diese Leichen!"

Es waren da dunkle Schatten um ihn herum, welche ich für Rekruten unseres Regiments gehalten hatte. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß diese Haufen kakhiuniformierter Leute die toten oder verwundeten Soldaten der Truppe des Leutnants Yoshida waren. Welch fürchterlicher Anblick! Ihre Körper waren zwei, drei, ja sogar vier Mann hoch aufgehäuft; einige waren gefallen mit der Hand auf der feindlichen Batterie, einige waren erfolgreich durch die Batterie hindurchgegangen und wurden in dem Augen-

blick getötet, als sie die Munitionswagen nahmen. Ein trauriges Stöhnen kam von den Verwundeten, welche unter den Toten begraben lagen. Als diese heldenmütige Angriffskolonne über die Körper ihrer Kameraden hinweg auf das feindliche Fort losgestürmt war, hatte das schreckliche und geschickte Maschinengewehrfeuer sie alle getötet, dicht bei den Forts Tote auf die Verwundeten türmend. Die Leute dahinter wurden wütend über ihrer Kameraden Tod und versuchten fürchterliche Rache zu nehmen, aber sie stürzten sich auf den Feind nur, um die Zahl der Toten zu mehren. Und Leutnant Yoshida hatte das Gefühl, daß er seine unglücklichen Leute nicht verlassen könne und wachte brechenden Herzens über ihre Überbleibsel. Später, am 27. Oktober, focht er bei Erlung-shan auf verzweifelte Weise und fiel; dieses Wiedersehen auf dem Gipfel von Paulung war unser letztes Lebewohl.

Sobald wir uns gesammelt hatten, stand der Oberst auf und gab uns noch ein letztes Ermahnungswort auf den Weg. „Diese Schlacht", sagte er, „bietet uns große Aussicht, unserem Vaterland zu dienen. Wir müssen heute nacht Port Arthur ins Herz stoßen. Unsere brave Angriffskolonne darf nicht nur eine Schar der ‚Verlorenen Hoffnung' sein, entschlossen, zu sterben, sondern sie muß sicher in den Tod gehen. Ihr seid die ‚Totgeweihten'. Ich, euer Vater, danke euch mehr, als ich sagen kann, für euern heldenhaften Kampf. Tut euer Bestes, Mann für Mann!" Ja, wir waren alle bereit zu sterben, als wir Japan verließen. Leute, die in die Schlacht ziehen, können natürlich nicht erwarten, lebend zurückzukehren. Aber gerade in dieser Schlacht genügte es nicht, bereit zum Sterben zu sein. Von uns wurde der feste Entschluß gefordert, ganz bestimmt zu sterben.

In der Tat, wir waren „Totgeweihte", und dieser neue Ehrentitel stachelte uns mächtig an. Auch war ein Telegramm vom Kriegsminister in Tokyo gekommen und uns vom Regimentsadjutanten verlesen worden. Dort hieß es:

„Ich bete für euern Erfolg.“ Dies vermehrte noch die Begeisterung unserer Gemüter.

Laßt mich jetzt die letzten Schrecken dieses allgemeinen Sturmes berichten. Ich war ein einfacher Leutnant und alles ging wie im Traume durch meinen Kopf. Meine Geschichte muß ungefähr so sein, wie wenn man im Dunkeln Gegenstände aufgreifen will. Ich kann keinen regelrechten Bericht geben, sondern muß mich auf lückenhafte Einzelerinnerungen beschränken. Wenn diese Geschichte wie ein ruhmrednerischer Bericht über meine eigenen Heldentaten lautet, so geschieht das nicht, weil ich meiner Verdienste mir bewußt bin, während ich doch mich nur so weniger Dinge rühmen kann; es geschieht vielmehr, weil die mich und meine nähere Umgebung betreffenden Dinge die einzigen sind, welche ich zuverlässig erzählen kann. Meine Arbeit wird nicht vergeblich gewesen sein, wenn dieser Teilbericht als Anhalt dient, von welchem aus man die ganze Geschichte des schrecklichen Angriffes verfolgen kann.

Die Leute, die zu den „Totgeweihten“ gehörten, gingen an ihr Werk. Furchtlos schritten sie dem Ort des Todes entgegen. Sie gingen über Paulung-shan hinüber und bahnten ihren Weg durch die aufgetürmten Körper der Toten; Gruppen von fünf oder sechs Soldaten erreichten, eine nach der andern, die verbarrikadierten Abhänge.

Ich sagte zu dem Oberst: „Leben Sie denn wohl, Herr Oberst!“

Mit einem Abschiedsgruß ging ich fort, und mein erster Schritt war ein Tritt auf das Haupt einer Leiche. Unsere Angriffspunkte waren die „Nordfestung“ von Ost-Chikuan und der Wangtai-Hügel.

Bei den feindlichen Schützengräben gab es ein Gefecht mit Handgranaten. Die von uns geschleuderten Geschosse krepierten günstig, und der Platz wurde mit einem Male in Flammen gesetzt, Bretter wurden herumgeschleudert, Sandsäcke barsten, Köpfe flogen umher, Beine wurden abge-

rissen. Die Flammen mischten sich mit dem Rauch, erhellten unsere feuchten Gesichter mit rötlichem Schein, und auf einmal gerieten die Verteidiger in Unordnung. Da hielt der Feind die Sache für verloren, gab den Platz auf und begann zu fliehen. „Vorwärts, vorwärts, jetzt ist es Zeit, vorwärts zu kommen! Vorwärts zur Verfolgung, nehmt die Stellung mit einem Sprung!“ Und stolz auf unsern Sieg brachen wir mutig vor.

Hauptmann Kawakami schwang sein Schwert und schrie: „Vorwärts!“ und dann schrie ich, dicht bei ihm stehend: „Sakurais Zug, vorwärts!“

So schreiend verließ ich des Hauptmanns linke Seite und ging, um den zu verfolgenden Weg zu sehen, auf einem Fußpfad auf die Wälle los.

Was ist das schwarze Ding, welches unsere Aussicht verdunkelt? Es sind die Wälle der „Nordfestung“. Zurückschauend, sah ich nicht einen einzigen Soldaten. Himmel, war die Linie abgerissen? Zitternd, und um sicherer zu sein, mich links heran haltend, rief ich nach der 12. Kompagnie.

„Herr Leutnant Sakurai!“ antwortete wiederholt eine Stimme. In der Richtung des Schalles zurückgehend, fand ich den Unteroffizier Ito, der laut weinte. „Warum weinen Sie? Was ist los?“

Der bitterlich weinende Unteroffizier umklammerte fest meinen Arm.

„Herr Oberleutnant, Sie sind eine wichtige Persönlichkeit geworden.“

„Was gibt es denn darüber zu weinen? Ich will wissen, was los ist!“ —

Er flüsterte mir ins Ohr: „Unser Hauptmann ist tot.“ Als ich dies hörte, weinte ich auch. Hatte er nicht vor einem Augenblick noch den Befehl „Vorwärts!“ gegeben? Hatte ich mich nicht gerade eben von ihm getrennt? Und doch war unser Hauptmann einer von den Toten. In einem

Augenblick waren unser besorgter, liebevoller Hauptmann Kawakami und ich Wesen zweier getrennter Welten geworden. Ich zerbrach mir den Kopf, ob es Traum oder Wirklichkeit war.

Unteroffizier Ito zeigte mir den Leichnam des Hauptmanns, welcher auf einem zu den Wällen führenden Pfad nur wenige Meter weiter weg gefallen war. Ich eilte dorthin und nahm ihn in meine Arme: „Herr Hauptmann!“ — Ich konnte kein weiteres Wort sagen. Aber da die Sache nicht so bleiben konnte, so nahm ich die Geheimtasche, welche der Hauptmann bei sich trug, an mich, stand kühn auf und rief: „Von jetzt ab hört die zwölfte Kompagnie auf mein Kommando!“

Und ich befahl einigen Verwundeten, des Hauptmanns Leiche zurückzuschaffen. Ein verletzter Soldat war gerade im Begriff, sie aufzunehmen, als er tödlich verwundet wurde und starb, an den Hauptmann angelehnt. Einer nach dem andern der Soldaten, die an seine Stelle traten, wurden getroffen und fielen.

Ich rief den Leutnant Ninomiya und fragte ihn, ob die Abteilungen beieinander seien. Er bejahte dies. Ich befahl dem Unteroffizier Ito, die Linie nicht abreißen zu lassen, und sagte ihm, daß ich in der Mitte der Schützen mich aufhalten würde. Im Dunkel der Nacht konnten wir die Gestalt des Geländes nicht erkennen, noch in welcher Richtung wir vorrücken mußten. Steil gegen den dunklen Himmel hoben sich die „Nordfestung“ und der „Wangtai-Hügel“ ab. Vor uns lag ein natürlicher Stützpunkt, und wir befanden uns in einer kesselförmigen Höhlung. Aber noch marschierten wir Schulter an Schulter vorwärts.

„Die zwölfte Kompagnie vorwärts!“

Ich schwenkte nach rechts und ging wie im Traume voran. Ich erinnere mich an nichts deutlich aus der Zeitspanne.

„Haltet die Linie zusammen!“

Dies war mein eines Kommando. Plötzlich hörte ich die Stimme des Unteroffiziers Ito, der mir zur Rechten gegangen war, nicht mehr. Die in der Dunkelheit blitzenden Bajonette wurden weniger. Jetzt war die schwarze Masse Soldaten, die vormarschiert waren, nur noch eine Handvoll Leute. Mit einem Male fiel ich wie von einer Keule geschlagen nieder und wälzte mich am Boden. Ich war verwundet, in meine rechte Hand getroffen. Glänzendes Magnesiumlicht des Feindes flammte auf, zeigte die aufeinander getürmten Körper der Toten, und ich hob meine verwundete Hand hoch und besah sie. Sie war am Gelenk gebrochen; die Hand selbst hing herab und blutete heftig. Ich nahm das bereits gelockerte Verbandpäckchen heraus, verband meine Wunde mit dem dreieckigen Stück und bedeckte dieses mit einem Taschentuch und schlang die Sonnenflagge als Armbinde um den Hals, die Sonnenflagge, welche ich auf der feindlichen Festung aufzupflanzen geschworen hatte.

Als ich aufblickte, sah ich, daß nur noch ein Tal zwischen mir und dem Wangtai-Hügel lag, welcher fast bis zum Himmel aufragte. Ich wollte trinken und suchte an meiner Hüfte, aber die Feldflasche war fort; ihre lederne Schlaufe allein war in meine Füße verwickelt. Die Stimmen der Soldaten wurden weniger, eine nach der andern. Im Gegensatz dazu nahm der Glanz der Raketen des verhaßten Feindes und das schreckenerregende Geräusch der Kanonade zu. Ich rieb langsam meine Beine, sah, daß sie unversehrt waren, und stand wieder auf. Die Scheide meines Schwertes wegwerfend, trug ich in meiner linken Hand meine nackte Klinge wie einen Stab, ging wie im Traume den Abhang hinunter, sprang über die Erdwerke und kletterte den Wangtai-Hügel hinauf.

Die langen und riesigen Kanonen standen nun wie Mauern vor mir, und wie wenige meiner Leute waren noch am Leben! Ich rief und befahl den Überlebenden, mir zu folgen, aber nur wenige beantworteten meinen Ruf. Als

ich daran dachte, daß die andern Kolonnen ebenfalls in ähnlicher Weise zugerichtet wären, begann mein Mut zu sinken. Wir konnten auf keinerlei Verstärkung hoffen. Ich befahl daher einem Soldaten, den Wall zu erklettern und die Sonnenflagge droben aufzupflanzen, aber ach, er wurde erschossen und fiel im Handumdrehen, ohne einen Laut von sich geben zu können.

Plötzlich erhob sich wie aus einer andern Welt rings um mich herum ein fürchterlicher Lärm.

„Gegenangriff!“

Eine feindliche Abteilung, die wie eine dunkle hölzerne Barrikade aussah, erschien auf dem Wall. Sie umzingelte uns im Augenblick und erhob ein Triumphgeschrei. Unsere ungünstige Lage verbot uns, irgendwelchen Widerstand zu leisten, und unsere Abteilung war zu klein, sie zu bekämpfen. Wir mußten uns also den steilen Abhang hinunter zurückziehen. Zurückblickend sah ich, wie die verfolgenden Russen auf uns schossen. Als wir die oben erwähnten Erdwerke erreicht hatten, hielten wir und machten wieder Front. Große Verwirrung und eine höllische Schlächterei folgte. Bajonette klirrten gegen Bajonette, der Feind brachte oben ein Maschinengewehr heraus und überschüttete uns mit einem Hagel von Geschossen. Auf beiden Seiten fielen die Leute wie Gras. Aber ich kann keine ins einzelne gehende Schilderung der Szene geben, weil ich damals wie geblendet war. Ich erinnere mich nur, daß ich wie wütend mein Schwert schwang. Ich fühlte auch, wie ich ab und zu einen Feind niederhieb. Ich erinnere mich an ein verwirrtes Gefecht, blanke Klingen aneinander, den Regen und Hagel von Geschossen, einen verzweifelten Kampf hier und ein verworrenes Handgemenge dort. Schließlich wurde ich so heiser, daß ich nicht mehr schreien konnte. Plötzlich brach mein Schwert mit einem hellen Klang, mein linker Arm war durchbohrt. Ich fiel und bevor ich aufstehen konnte, kam eine Granate und zerschmetterte mein rechtes Bein.

Ich raffte alle meine Kräfte zusammen und versuchte aufzustehen, aber es war mir, als ob ich zerbröckelte und ich fiel hilflos zu Boden.

Ein Soldat, der mich fallen sah, rief:

„Herr Leutnant Sakurai, wir wollen zusammen sterben.“

Ich umarmte ihn mit meinem linken Arm, knirschte vor Wut und Sorge mit den Zähnen und konnte nichts tun, als dem Handgemenge um mich herum zuzusehen.

Mein Verstand arbeitete wie der eines Verrückten, aber mein Körper war nicht imstande, sich auch nur um einen Zoll zu bewegen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Vom Tode zum Leben.

Der Tag des 24. August dämmerte auf einem Schlachtfeld, welches mit den Toten und Verwundeten beider Gegner bedeckt war. Ich entdeckte, daß der Mann in meinen Armen Kensuke Ono war, ein Soldat, welchen ich ausgebildet hatte. Er war am rechten Auge verwundet und hatte eine Stichwunde durch die Seite. Da er dachte, er könne so nicht leben, rief er mich bei Namen und wollte mit mir sterben. Armer, lieber Kerl! Mein linker Arm, der ihn umfaßt hielt, war mit dunkelrotem Blut bedeckt, welches auch über Onos Hals floß. Ono legte meinen Arm behutsam zurück, zog sein Verbandpäckchen heraus und verband meinen linken Arm. So lag ich umgeben von Feinden und schwer verwundet; es schien nicht die leiseste Hoffnung vorhanden, hier heraus zu entrinnen. Wenn ich dort nicht starb, so war es sicher, daß ich bald in Feindeshand fallen würde. Dies aber bedeutete ein noch viel unerträglicheres Mißgeschick, als der Tod selbst. Mein Herz sehnte sich danach, lieber Selbstmord zu begehen, als daß mir dies zustoßen sollte; allein ich hatte keine Waffe bei mir, keine

Hand, welche mir bei dieser Tat beistehen konnte. Tränen der Verzweiflung erschütterten mich.

„Ono, bitte, töte mich und geh zurück und melde die näheren Umstände", flehte ich ihn an. Ich bat ihn, mich zu töten, aber er wollte nicht einwilligen. Er war fast blind, denn seine beiden Augen waren mit Blut bedeckt, aber er faßte sein Gewehr und sagte: „Ich will Sie verteidigen —"

Ich schalt ihn und setzte ihm unsere Lage auseinander, sagte, daß der Feind seine bisherige Haltung geändert und einen Gegenangriff angesetzt habe, und daß wir bereits von ihm umringt seien; außerdem aber seien wir ja seit verflossener Nacht weit in das feindliche Gelände hinein vorgedrungen, so daß, wenn wir in dem augenblicklichen hilflosen Zustande blieben, wir sicher gefangen genommen würden. Dann fragte ich ihn, wie er sich das dächte, von den Russen gefangen zu werden und erzählte ihm, daß es ein bei weitem größerer Gnadenakt für mich, der ja nicht ein Glied rühren könne, wäre, mich auf der Stelle zu töten, selbst aber zu fliehen. Aber Ono verlor bereits seine Vernunft und sagte in einem fort: „Ich will Sie verteidigen! —" Es gab also keine andere Hilfe, und so ergab ich mich in das Schicksal, dort, wo ich war, zu sterben. Gleichzeitig aber wollte ich um jeden Preis Ono fortschicken und ihn die Sachlage, wie sie jetzt war, melden lassen. So sagte ich als Mittel, ihn fortzubringen: „Bring mir eine Tragbahre, und ich werde gehen", und drängte ihn zur Eile. Natürlich wußte ich sicher, daß jene verkörperte Liebe in Gestalt einer Sanitätskolonne nicht einmal in die Schlucht gelangen konnte, geschweige denn an diesen vom Feinde umzingelten Ort. Meine einzige Hoffnung war, daß er so eine Gelegenheit finden möge, lebend zu unserer Haupttruppe zurückzukehren und dort meinen Tod zu melden. Ono sprang bei meinen Worten in einem Anfall von Raserei auf und rief: „Bitte, warten Sie hier!" und rannte hinüber zu den Erdwerken und verschwand. Würde es ihm glücken, durch des Feindes

Umklammerung durch- und zu unserer Hauptstellung zurückzugelangen? — Als ich ihn später in einem Lazarett fand, waren wir beide über unser seltsames Glück erstaunt.

So war ich denn allein gelassen, mitten zwischen Toten und Sterbenden. Dieser Augenblick war der allerweihevollste, der schmerzlich-traurigste und der verzweifeltste in meinem Leben. Ich wiederholte mir Nelsons Worte: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan!“ und tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich, obwohl zum Mißgeschick verdammt, meine Lebensarbeit ganz getan hatte. Ich dachte an nichts anderes. Ich war mir nur bewußt, daß das Lebensblut eines Mannes von 25 Jahren schnell aus seinen Wunden floß, aber die Schmerzen dieser Wunden spürte ich gar nicht. Eine Anzahl Russen gingen in den Laufgräben hin und her, nur einige Ken von mir entfernt. Sie schossen auf unsere überlebenden Leute, wobei jeder Russe fünf oder sechs Gewehre abwechselnd brauchte. Während ich ihre Tätigkeit mit zwei offenen Augen beobachtete, kam einer von ihnen zurück und bemerkte, daß ich noch lebte. Er signalisierte zu den andern hinüber, und drei oder vier Schuß knallten sogleich auf mich los. Sie pflanzten ihre Seitengewehre auf und kamen auf mich zu gesprungen. Ich schloß meine Augen; ich sollte hingeschlachtet werden. Mein Körper war einmal nicht von Eisen und Stein, und zudem waren seine Gliedmaßen zerschmettert und hatten keine Kraft, dem Feinde zu widerstehen oder ihn zu verjagen. Ich konnte den giftigen Zähnen der Wölfe nicht entrinnen. Aber noch hatte die Vorsehung mich nicht verlassen. In diesem kritischen Augenblick hörte ich zwar dicht bei mir das Getöse eines Gefechtes, aber es blieb mir erspart, die Bajonettspitze eines unbekannten Wilden zu spüren. Wie sie auf mich losstürzten, wurden sie von fünf oder sechs unser Überlebenden angegriffen, kämpften mit ihnen, und alle fielen. Und ich, der ich auf nichts wartete, als auf den sicheren Tod, wurde um den Preis des Lebens meiner armen Kame-

raden gerettet. Mein schwaches Atmen sollte auf diese Weise also noch weiter andauern.

In diesem kritischen Moment sprang mit einem lauten Schrei ein Mann auf die Erdwerke, und sein Schwert blitzte hoch in der Luft. Wer war der brave Kerl, welcher ganz allein des Feindes Schanzen stürmte? Ich staunte über seine Tollkühnheit. Aber ach, eine Kugel kam geflogen, von irgendwoher, traf ihn, und er fiel zu meiner Rechten wie hingemäht. Er sah dem Tod in die Augen, als ob er nach Hause ging. Er war dort hinauf gesprungen, tapfer, ganz allein, um den Tod zu suchen, und zog durch seinen Triumphschrei des Feindes Aufmerksamkeit auf sich.

Nach einer Weile begannen die Geschosse der japanischen Armee wacker über unsern Köpfen zu platzen; Granaten fielen rings um uns herum und wühlten Staub und Blut zugleich auf. Beine, Hände und Hälse wurden in schwarze Stücke geschossen und flogen umher. Ich schloß meine Augen in vollkommener Ergebung und betete, daß mein Todeskampf dadurch schneller beendet werde, daß ich auf einmal gänzlich in Stücke zerschmettert würde. Doch noch immer kam kein Vollgeschoß, um mein Fleisch und meine Knochen zu brechen, sondern nur kleine Sprengstücke kamen und verletzten meine bereits verwundeten Glieder. Ein verwundeter Soldat in meiner Nähe erhielt eines dieser schrecklichen Sprengstücke ins Gesicht. Er wand sich einige Augenblicke lang, dann fiel er auf das Gesicht und verschied.

Jeden Moment erwartete ich ein ähnliches Geschick, oder das, von den hungrigen Hunden und Wölfen des Feldes gefressen zu werden, halb tot, halb lebendig und doch unfähig, meinem Geschick zu trotzen. Ich war im Begriff, Zoll um Zoll von dem grimmigen Adler des Nordens zerhackt zu werden. Da hörte ich jemand mir zu Häupten schreien: „Nippon, Banzai!“ Ich öffnete meine Augen und entdeckte schwach einen armen, verwundeten Mann. Sein Verstand war weg, aber er vergaß nicht, trotzdem Banzai

zu rufen für sein Vaterland. Er wiederholte Banzai immer wieder und rief auch: „Kommt, japanische Soldaten!“ Er tanzte, sprang und schrie, bis er erschöpft war, dann schloß er die Lippen und seine Gesichtsfarbe begann zu bleichen. Ich schloß meine Augen und betete, er möge in Frieden hinübergehen.

Das Blut aus meinen Wunden färbte meinen Körper über und über rot. Meine Arme waren verbunden, aber all die andern Wunden waren unbedeckt gelassen. Ab und zu schloß ich meine Augen zu ruhigem Denken und öffnete sie dann wieder, um mich umzusehen. Links von mir sah ich zwei japanische Soldaten liegen, tot unter der wehenden „aufgehenden Sonne“. Wahrscheinlich war die Fahne hier von diesen beiden Helden aufgepflanzt worden; wollten aber unsere Leute bis zu ihr vordringen, so würden die Feinde sie sicher totschießen, während, wenn die Russen versuchten, den Platz wieder zu nehmen, sie gleicherweise sicher von unserer Artillerie getötet würden. Dieses unerschrockene Paar hatte den Fleck bis zum Tode behauptet, und sie mußten lächelnd und mit ihrem Erfolg zufrieden gefallen sein. Ist das nicht ein schönes Stück Poesie? Wo ist der Dichter, der diesen zwei Helden den Unsterblichkeitsgesang singt?

Wie ich versuchte, über diesen poetischen Anblick auf dem Schlachtfeld zu lächeln, sah ich die brutalste Handlung, welche ich mir denken konnte. Ach, ihr Männer und Frauen der Zivilisation, der Gerechtigkeit und Menschenliebe, bitte, gedenket dieser Tatsache! Ich habe bereits erzählt von einem wilden Russen, welcher den Hauptmann Janagawa mutwilligerweise schlachtete. Hier wieder sah ich mit meinen leiblichen Augen, wie ein Russe einen wohlüberlegten Akt der Grausamkeit und Barbarei beging. Ich hatte beobachtet, wie ein russischer Offizier wiederholt auf sein verwundetes Bein deutete und mit den Händen Zeichen gab, man möge ihm helfen. Später sah ich, wie ein japanischer Sanitäts-

soldat, der selbst verwundet war, zu dem Russen hinging. Ohne seiner eigenen Wunde zu achten, nahm er sein Verbandzeug aus einem Täschchen in seinem Rock heraus und verband den Russen. Er tat treu seine Pflicht der Menschenliebe und Barmherzigkeit, in dem Gedanken, daß der verwundete Feind kein Feind mehr war, sondern nur ein Held, welcher für sein eigenes Vaterland gelitten hatte. Seine Freundlichkeit, während er die Wunde dieses Russen verband, war so schön und heilig, daß sogar ein hartherziger Wilder ihm Tränen der Dankbarkeit gezollt hätte. Wie aber bedankte sich dieser Russe für die Freundlichkeit des Sanitätssoldaten? Tränen der Dankbarkeit? Nein! Einen dankbaren Händedruck? Nein! Wahrlich nicht! Hört, dieser tierische russische Offizier feuerte einen Pistolenschuß auf seinen japanischen Wohltäter ab! — Vergiß das nicht, du Volk der Gerechtigkeit und Menschlichkeit! — Sobald der Soldat den Verband fertig hatte, riß der Russe seinen Revolver von seiner Hüfte und nahm dem barmherzigen Samariter mit einem Schuß das Leben! Mein Herz stöhnte vor Empörung beim Anblick dieser abscheulichen Gewalttat.

Aber meine Empörung, meine Verzweiflung konnte sich in keine Tat umsetzen. Ich schloß einfach meine Augen und knirschte mit den Zähnen; bald wurde mir das Atmen schwer. Ich fühlte mein Leben schnell entschwinden, als jemand meinen Rock anfaßte und mich aufrichtete. Eine Minute später wurde ich wieder losgelassen. Ich war im Begriff gewesen, zum Gefangenen gemacht zu werden! Dieser Moment, in welchem ich aufgerichtet und wieder niedergelegt worden war, bildete für mich die Grenzlinie zwischen Leben und Tod, zwischen Ehre und Schande! Der Feind hatte mich einmal gepackt, aber er ließ mich gleich wieder los; wahrscheinlich hielt man mich für tot. Kein Wunder, daß man dies dachte, da ich mit Blut bedeckt war.

Dann kam jemand verstohlen an meine Seite gelaufen und fiel hin, ohne ein Wort zu sagen. War er tot? Nein,

er tat nur so! Nach einer Weile flüsterte er mir ins Ohr: „Wir wollen zurück gehen. Ich werde Ihnen helfen."

Trotz meiner keuchenden, unregelmäßigen Atemzüge sah ich mir den Mann an. Er war mir fremd, ein gemeiner Soldat mit verbundenem Kopf. Ich antwortete auf sein sehr freundliches Anerbieten, daß ich unter diesen Umständen niemals lebendig zurückkommen könne, bat ihn, mich zu töten und selbst zu gehen, wenn er könne. Er sagte, daß er nicht hoffe, mich lebendig zurückzubekommen, aber daß er wenigstens meinen Körper zurücktragen wolle; er wolle nicht zulassen, daß er in Feindeshand falle. Kaum hatte er dies gesagt, als er auch schon meinen linken Arm ergriff und ihn über seine Schulter legte.

In diesem Augenblick sagte der arme Kerl, der mir zur Rechten lag und einige Zeit gestöhnt hatte, mit lallender, weinerlicher Stimme: „Herr Leutnant, bitte, geben Sie mir den letzten Schluck Wasser —." — Mein Herz bebte vor Bewegung, und ich fiel trotz meines Helfers an seiner Seite nieder. Dieser arme Kerl war wahrscheinlich einer meiner Leute, er bat mich, ihn auf seine letzte Reise zu schicken. Arme, arme Seele! Natürlich konnte ich mich nicht selbst in Sicherheit bringen und meinen armen Kameraden allein lassen.

„Haben Sie etwas Wasser?" fragte ich meinen Helfer, worauf er seine Feldflasche herausnahm, über meine Brust stieg und in den Mund des sterbenden Mannes Wasser träufelte. Dieser faltete wie in demütigem Gebet seine zerschmetterten Hände, indem er murmelte: „Namu-Amida-Butsu, Namu-Amida-Butsu", wie ein schwaches Echo, das langsam seinen letzten Atem herauszog.

Ich hatte das Herz nicht, andere tote oder verwundete Kameraden zurückzulassen und meine eigene Sicherheit zu suchen. Aber mein freundlicher Helfer packte meinen linken Arm von neuem, lud mich auf seinen Rücken und sprang in einem Schwung über die Brustwehr. Wir beide fielen hin

wie umgeblasen. Schnell hob er einen Mantel auf und deckte mich damit zu, und wieder lag er schweigend an meiner Seite. So wurde ich auf dem Rücken eines unbekannten Soldaten aus den Verschanzungen herausgeschafft. Während ich so herausgeschleppt wurde, stießen meine Beine an eine Ecke der Erdwerke an und ich fühlte zum ersten Male einen peinigenden Schmerz. Nach einer Weile flüsterte er mir wieder zu: „Da die Kugeln jetzt schnell hintereinander kommen, so müssen wir ein wenig warten." — Er zog sein Bajonett aus der Scheide und band es mit einem Halstuch wie eine Schiene an mein gebrochenes Bein. Ich war sehr durstig und wollte trinken. Er gab mir alles, was in seiner Flasche war und sagte: „Trinken Sie nicht viel!" Und so tröstete er mich oft, indem er sagte: „Bitte, haben Sie ein wenig Geduld." — Ich sah viele Kameraden stöhnend und ächzend herumliegen, und mein freundlicher Helfer griff umherliegende Wasserflaschen auf und gab ihnen zu trinken. Oft stellte er sich tot, um den Augen des Feindes zu entgehen; dann legte er sich schnell nieder und deckte mich mit seinem Körper. Ich aber wußte noch nicht einmal den Namen dieses ritterlichen Mannes. „Wie heißen Sie?" fragte ich. „Mein Name ist Takesaburo Kondo", antwortete er flüsternd. „Von welchem Regiment?" „Iche diene im Kochi-Regiment." — Ich war im Begriff, durch einen heldenhaften Soldaten gerettet zu werden, welcher weder mein direkter Untergebener, noch von demselben Regiment war wie ich selbst und welchen ich niemals vorher gesehen hatte. Was für ein geheimnisvoller Schicksalsfaden verknüpfte mich mit ihm? Ich konnte das Mysterium nicht erklären, aber ich weiß bestimmt, daß es der freundschaftliche, brüderliche Geist war, welcher alle Grade unserer Armee durchdrang und solche Menschen hervorbrachte wie Kondo, dessen Name der Nachwelt überliefert werden müßte als ein Muster eines Soldaten und heldenmütigen Charakters.

Nachdem ich gerettet war, fiel ich für ein paar Stunden

in vollkommene Bewußtlosigkeit. Als ich endlich wieder zu mir kam, war der geliebte Name Kondo das erste, was mir wieder ins Gedächtnis kam.

Braver Takesaburo! Er war es, der mich aus der Umwallung der feindlichen Stellung bei Wantai herausgebracht hatte, aber um unsere Linien zu erreichen, war es noch ein weiter Weg. Es war heller Tag, und wir mußten zurück durch das Maschinengewehrfeuer der Russen. War er selbst nicht auch verwundet? Wenn er mich, dessen Leben mehr als unsicher war, dort gelassen und sich selbst an einen sicheren Ort geflüchtet hätte, so würde die Lage für ihn sich viel einfacher gestaltet haben. Aber er hatte geschworen, mir zu helfen, und dieser Schwur galt ihm mehr als sein eigenes Leben. Er trotzte jeglicher Gefahr, ertrug jede Schwierigkeit und benutzte mit wunderbarem Takt und Geschick jeden möglichen Einfall, um mich zu befreien. Und doch war er mir gegenüber zu gar nichts verpflichtet. — Eine Weile deckte und schützte er mich mit seinem Körper, dann sagte er zu mir: „Obwohl eine große Menge von Geschossen um uns herum einschlagen, dürfen wir doch nicht die Nacht hier abwarten, weil der Feind sicher kommen und uns töten würde. Wir müssen jetzt gehen. Bitte, halten Sie sich schon jetzt für tot.“ — Er wickelte mich in einen Mantel ein und verhandelte mit einem andern Soldaten in der Nähe. Der verwundete Mann kam an meine Seite gekrochen und sagte, als er mich erblickte: „Sind Sie nicht Leutnant Sakurai?“ Ich kannte den Mann nicht, aber da er mich kannte, mußte er meinem Regiment angehören. Er sagte zu mir: „Wie arg sind Sie zugerichtet!“ und flüsterte mit Takesaburo. Dann wurde ich von diesen zwei Leuten weggetragen und ließ Wantai hinter mir, das Grab der ungetrösteten Geister meiner lieben Kameraden. Die ganze Zeit dachte ich, daß es eine Schande wäre, allein zurückzugehen und meine toten und verwundeten Freunde zurückzulassen. Meine beiden Helfer legten sich alle

Aus dem Rachen des Todes errettet

fünf oder zehn Schritte hin, als ob sie tot wären; so versuchten sie des Feindes Wachsamkeit zu täuschen. Während ich auf diese Weise fortgeschafft wurde, verspürte ich keine Schmerzen, abgesehen von einem unangenehmen Kratzen der zerbrochenen Knochen. Wir kamen durch Drahthindernisse und über Brustwehren, und in dem brennenden, stechenden Sonnenlicht wurde ich endlich in eine Schlucht gebracht, ein wenig unterhalb des Drahtnetzes. Ich dachte, es war der Fuß des Chikuan.

Hier wurde ich einige Zeit niedergelegt und begann mich endlich schwach und müde zu fühlen und mein Bewußtsein schwand wie im Schlaf. Der unaufhörliche Blutverlust hatte dies verursacht. Zu dieser Zeit wurde ich zu den Toten gezählt, die Meldung meines Todes erreichte meine Heimat; Herr Murai, mein Lehrer, legte eine von mir an ihn gerichtete Postkarte in den Familienschrein und opferte meinem Geiste Weihrauch und Blumen, wie mir später erzählt wurde.

Einige Stunden lang war ich in der Tat wie tot in dieser Schlucht, aber das Tor zum Jenseits war für mich noch verschlossen, und noch einmal begann ich zu atmen. Das erste, was ich hörte, war ein dröhnendes Geräusch von einem schweren Geschoß, welches in meiner Nähe einschlug, Sand und Steine aufwarf, mich mit Staub bedeckte.

Ich fühlte, daß dieses Geräusch meinen Geist in diese Welt zurückgerufen hatte. Sobald ich zu mir kam, fingen meine Wunden fürchterlich zu schmerzen an. Ich versuchte, mein verhältnismäßig gesundes rechtes Bein zu bewegen, aber es wollte sich nicht ein bißchen von der Stelle rühren, das Blut strömte nur so aus ihm heraus und gerann auf ihm. Ich bemerkte, daß eine Sonnenflagge wie ein Segel über mein Gesicht gebreitet war und daß Takesaburo Kondo noch mir zur Seite war und mich beobachtete. Mit Tränen der Dankbarkeit dankte ich ihm für seine treuen Dienste.

Er befestigte Stäbe an dem mich einhüllenden Mantel und bat vier oder fünf Verwundete, die gerade vorbeigingen, mich nach dem Verbandplatz zu tragen. Er lüftete einen Zipfel der mein Gesicht beschattenden Flagge und sagte: „Herr Leutnant, es scheint, als ob meine Wunde nicht schwer ist. Ich gehe deshalb nicht zurück. Ihr Fall ist ernst. Bitte, nehmen Sie sich gut in acht und werden Sie wieder gesund!“ Und so verließ er mich schließlich. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Habe ich seine Hand genommen und ihm für seine aufopfernden Dienste gedankt? Nein, ich konnte nicht. Ich weinte nur über seine Güte mit grenzenloser Dankbarkeit in meinem Herzen und betete, daß er gerettet werden möge.

„Sich in den Schatten desselben Baumes zu teilen, aus dem gleichen Strom Wasser zu trinken“ soll, wie man sagt, „ein Versprechen sein, sich in einer andern Welt wieder zu treffen“. Aber er, der sich freiwillig in den siedenden Kessel der Gefahr warf und mich vor dem sicheren Tode rettete, er hatte mir in Wahrheit das Leben von neuem geschenkt. Mein gegenwärtiges Leben gehört mir ganz und gar nicht. Ich hätte eigentlich in Wantai sterben sollen; daß ich jetzt lebe, verdanke ich allein Takesaburo Kondo. Kondo wurde einen Monat später getötet. Sein Geist ist jetzt zu weit entfernt, um mich zu sehen, mich, den er unter so großen Schwierigkeiten und Gefahren befreit hatte. Wenn ich daran denke, kann ich weder meinen Kummer hinausschreien, noch über meine Gefühle sprechen, weil sowohl Schrei wie Worte mir im Halse stecken bleiben.

Während der Nacht benutzten vier oder fünf verwundete Soldaten die Dunkelheit, um mich hinter die Gefechtslinie und zum Verbandplatz zu tragen. Sie fanden ihn nur mit Mühe. Ich war noch halb bewußtlos und in einem Traumzustand und konnte nicht viel wahrnehmen; das einzige, dessen ich mich entsinne, ist, daß ich auf eine Tragbahre gelegt wurde, ohne daß man den Mantel und die Stöcke

entfernt hätte. Schließlich wurde ich an einem Platz niedergelegt, wo Leute geschäftig hin und her liefen. Das war wirklich der Verbandplatz. Sobald ich dies erkannt hatte, rief ich aus:

„Ist Doktor Yasui hier? Doktor Ando?“ „Ich bin Ando! Yasui ist auch da!“ war die unverzügliche Antwort. Ich hatte nicht erwartet, die Freunde hier zu finden, sondern rief nur wie im Traume ihre Namen, welche meinem Herzen so teuer waren. Aber der seltsame, geheimnisvolle Faden, der uns als Freunde zusammenknüpfte, zog mich an ihren Platz und führte mich unter ihre Obhut, etwas, das auf einem Schlachtfeld, wo Trennung und Zerstreuung die allgemeine Regel ist, niemals geplant oder verabredet werden kann. Der Himmel gewährte mir geheimnisvollerweise das Glück, sie zu treffen, als meine Not am größten war. Bei dem unerwarteten Schall ihrer Stimmen schlug mein Herz hoch: „Doktor Yasui! Doktor Ando!“ Sie nahmen meine Hände und streichelten meine Stirn und sagten: „Brav gemacht . . . Sie haben Ihre Sache gut gemacht . . .“

Ich bemerkte, daß der Körper meines Bataillonskommandeurs, Major Uyemura, zu meiner Linken lag. Beim Angriff auf die ersten Schützengräben stand er in der vordersten Linie und feuerte uns an. Und dieser gleiche brave Offizier ist jetzt ein seelenloser Leichnam, der den ewigen Schlaf hier schläft, während sein Bursche sich an den Körper klammert und laut weint.

Bald war ich verbunden und nach rückwärts geschickt und mußte meinen beiden Freunden, welche ich zu meiner unverhofften und grenzenlosen Freude getroffen hatte, ein unfreiwilliges Lebewohl sagen.

Als ich Doktor Yasui später traf, erzählte er mir einiges über meinen Zustand zu der Zeit meiner Einlieferung auf der Verbandstelle.

„Bei der Lage jenes Verbandplatzes konnte keiner von uns erwarten, daß irgend jemand von unserem Detachement dorthin gebracht würde; daß ich trotzdem in der Lage war, für Sie zu sorgen, das ist das seltsamste aller seltsamen Dinge. Ich fragte nach Ihnen bei den Verwundeten, die herankamen, und alle sagten, Sie müßten tot sein; ja, es war sogar einer da, der behauptete, Sie seien unterhalb der Drahtverhaue bei Chikuan getötet worden. So schloß ich, daß ich Sie in dieser Welt der Lebenden nimmer sehen könne, aber da ich wünschte, Ihren Körper zu retten, so stellte ich sorgfältige Untersuchungen über die Stelle an, wo Sie gefallen seien, jedoch ohne Erfolg. Später kam ein Sergeant namens Sadvaka zu uns; den fragte ich nach Ihnen und erhielt zur Antwort, daß Sie in der Schlucht von Chikuan getötet worden seien. Sofort beauftragte ich zwei Sanitätssoldaten, Ihren Leichnam auf einer Tragbahre zurückzuholen. Aber es war zu dunkel und das feindliche Feuer noch zu heftig, und so kamen sie unverrichteter Sache zurück. Ich gab mich aber nicht zufrieden und wollte Sie um jeden Preis haben. So sandte ich eine zweite Gruppe Sanitätsmannschaften hinaus, welche Sie zu unserer großen Überraschung und Freude sogar noch lebend zurückbrachten. Aber auf den ersten Blick dachten wir, daß Sie in ein paar Stunden sterben müßten, und Doktor Ando und ich sahen uns sorgenvoll an. Als wir Sie daher nach dem Feldlazarett schickten, dachten wir natürlich, es sei ein ewiges Lebewohl.

„Ungefähr einen Monat später sah ich Takesaburo Kondo, welcher Sie befreit hatte, und dies war in der Tat ein seltsames Zusammentreffen. Ich beobachtete, wie ein Soldat mit geschultertem Spaten an unserem Verbandplatz vorüberging. Plötzlich fiel der Mann mit nach oben gewendetem Gesicht hin. Ich rannte hin und sah, daß es Ihr Takesaburo Kondo war. Ich zollte ihm meine besondere Achtung und meine Liebe, weil ich wußte, daß er Sie aus des Fein-

des Krallen gerettet hatte. Er atmete noch schwach; ich gab ihm daher einen Schluck aus meiner Wasserflasche; dann lächelte er und entschlummerte in Frieden . . .“

So verlor, der mir das Leben wiedergegeben hatte, Takesaburo Kondo, sein eigenes edles Blut durch eine verlorene Kugel!

Mit diesen Schrecknissen kam unser erster allgemeiner Angriff zum Stehen. Beim zweiten und dritten ereigneten sich ähnliche oder gar noch schrecklichere Szenen. Aber unsere Armee wurde nicht entmutigt, im Gegenteil, die mehrfachen Mißerfolge bestärkten sie nur noch in ihren kühnen Entschlüssen und nie versagenden Einfällen. Unser Heer machte Angriff auf Angriff gegen den sich verzweifelt wehrenden Feind und nahm schließlich die großartige Festung. Ich habe kein Recht, nach diesem ersten Ansturm über die Einschließung von Port Arthur zu sprechen. Über dieses großartige Kapitel des Krieges können andere mit mehr Berechtigung reden. Denn ungefähr dreihundert Tage lang nach diesen Ereignissen mußte ich das Bett hüten, unfähig, meine Hände zu bewegen oder auf den Füßen zu stehen. Aber in der Seelenangst körperlicher Schmerzen eilte meine Einbildungskraft nach Liaotung zurück, indem ich mir die tapferen, vaterlandstreuen Offiziere und Mannschaften vorstellte, wie sie heldenhaft im Felde kämpften. Und am zweiten Tage des glücklichen neuen Jahres, des 38. Meiji erhielt ich die Kunde von dem Fall der großen Festung Port Arthur, die man für die stärkste östlich von Suez und die fürchterliche Basis für die russische Angriffspolitik auf Ostasien hielt. Nicht länger hatte sie der zähen Gewalt der kaiserlichen Streitkräfte widerstehen können und mußte kapitulieren. Und ihr Oberbefehlshaber hatte sich der Gnade des Generals Nogi ergeben. — Als ich und außer mir auch alle Verwundeten, welche an der Belagerung teilgenommen hatten, diese Nachricht erhielten, weinten

wir Tränen der Freude. Die gebleichten weißen Gebeine unserer tapferen Toten, welche die Hügel und Täler bei Port Arthur bedeckten, müssen sich aufgerichtet und vor Freude getanzt haben! Die Geister dieser treuen Leute, welche ungetröstet mit dem Rufe „Rache!“ oder „Port Arthur!“ gestorben waren, müssen in die ewige Ruhe bei dieser großen Kunde eingeschläfert worden sein.

Als ich von der Kapitulation von Port Arthur hörte, weinte ich vor überwältigender Freude, und gleichzeitig kam mir der Gedanke an die große Zahl meiner toten Kameraden. Wie konnte ich, der ich das Unglück gehabt hatte, das Leben so vieler meiner Leute auf dem Schlachtfeld zu opfern, wie konnte ich die treuen Geister versöhnen? Ich, der ich viele Brüder auf dem Felde gelassen hatte und selbst zurückgekehrt war, um mein Leben zu retten, — wie konnte ich ohne Scham in die Augen ihrer überlebenden Verwandten blicken?

Der Krieg ist nun vorüber, der Sturm hat sich gelegt. Mit dem Blut tapferer Krieger ist dieser Platz erkauft worden. Die Zeit mag kommen, da die Hügel von Port Arthur dem Erdboden gleich gemacht sind und der Liaotungfluß eingetrocknet ist, aber nie wird die Zeit kommen, da die Namen der Hunderte und Tausende vaterlandsliebender Offiziere und patriotischer Soldaten, welche ihr Leben für Kaiser und Reich dahingaben, vergessen sein werden.

Ihre Namen sollen wie Weihrauch duften tausend Jahre lang und leuchten durch zehntausend Menschenalter — an ihre Verdienste soll die Nachwelt sich dankerfüllt erinnern immer und ewig!

Erklärung der im Text vorkommenden japanischen Worte.

Amida = Buddha, in Verbindung Namu-Amida-Butsu = besonders feierliche religiöse Anrufung Buddhas.

Ashibiki = Präsentiermarsch.

Banzai = Hochruf, Hurra.

Bushido = der Ehrenkodex der Ritterkaste.

Bu su = Buddha, in Verbindung Amida-Butsu, siehe Amida.

Cho = Längenmaß; siehe Ri.

Fudo = eine Götzenfigur, die man gewöhnlich als Wächter eines Tempels vor dem Eingang findet.

Go = die Zahl 5.

Ho = Riesenvogel der chinesischen Sagenwelt.

Ken (Längenmaß) = 1,85 m.

Kimiga-yo = die Bezeichnung der Nationalhymne.

Kwan (Gewicht) = 3,76 kg.

Kwanon = eine weibliche buddhistische Gottheit.

Medetaki = glücklich.

Meiji = Die Regierungszeit jedes japanischen Herrschers erhält eine bestimmte Bezeichnung, so die des Kaisers Mutsuhito die Bezeichnung Meiji. Da er den Thron 1868 bestieg und die Jahre innerhalb der Regierungszeit datieren, so entsprach 1912, das Todesjahr des Kaisers, dem 45. Jahr Meiji.

Ming oder Min-Dynastie = Zeit der chinesischen Regierung.

Namu siehe Amida.

Nio = eine Götzenfigur, siehe Fudo.

Nippon = Japan.

Obi = Gürtel.

Oni = Teufel.

Ri (Längenmaß) = 4 km. Ein Ri = 36 Cho, 1 Cho = 60 Ken, 1 Ken = 6 Shaku, 1 Shaku = 10 Sun, 1 Sun = 10 Bu.

Sake = Reiswein.

Sampan = ein Ruderboot.

Samurai = Bezeichnung für einen Angehörigen der Krieger- oder Ritterkaste.

Sen = Münze, und zwar der hundertste Teil eines Yen = 2 Pfennig.

Tamashii = Geist, Seele.

Tokkan = Sturmangriff.

Wu-lah = Verstümmelung von Hurra!

Yamato = alte Bezeichnung für Japan.

Yamato-Tamashii = der Geist oder die Seele Japans. Auch kurz = die Tapferkeit.

Yen (Münze) = 2 Mark.

Inhalt.

Kapitel		Seite
I.	Ein Blutklumpen	9
II.	Mobilmachung	12
III.	Unsere Abreise	20
IV.	Die Reise	25
V.	Eine gefährliche Landung	28
VI.	Der Wert von Port Arthur	35
VII.	Die Schlacht von Nanshan	39
VIII.	Nanshan nach der Schlacht	47
IX.	Graben und spähen	55
X.	Die ersten Gefangenen	60
XI.	Unsere erste Schlacht am Waitou-shan	65
XII.	Die Einnahme von Kenzan	70
XIII.	Gegenangriffe auf den Kenzan	74
XIV.	In der Defensive	82
XV.	Lagerleben	90
XVI.	Nachtsturm auf der ganzen Angriffslinie	96
XVII.	Die Schlacht von Taipo-shan	102
XVIII.	Die Einnahme von Taipo-shan	111
XIX.	Nach der Schlacht	119
XX.	Der Verbandplatz	127
XXI.	Nach dem Sieg	134
XXII.	Der Sturm auf den Taku-shan	140
	1. Teil: Die höchste Verzweiflung	140
XXIII.	Der Sturm auf den Taku-shan	148
	2. Teil: Die Sonnenflagge auf der Hügelspitze	148
XXIV.	Beförderung und Abschied	155
XXV.	Beginn des allgemeinen Angriffs	164
XXVI.	Ein Hagel von Menschengeschossen	172
XXVII.	Die Totgeweihten	182
XXVIII.	Vom Tode zum Leben	192
	Erklärung der im Text vorkommenden japanischen Worte	207

Skizze
der Operationen der Japaner v. V.-VIII. 1904

Erläuterung.

(Truppen nach Heft 37/38 d. Kriegsgesch. Einzelschriften d. Preuss. Gen. St.)

A Operationen der 2. jap. Armee (Gen. Oku) im Mai 1904

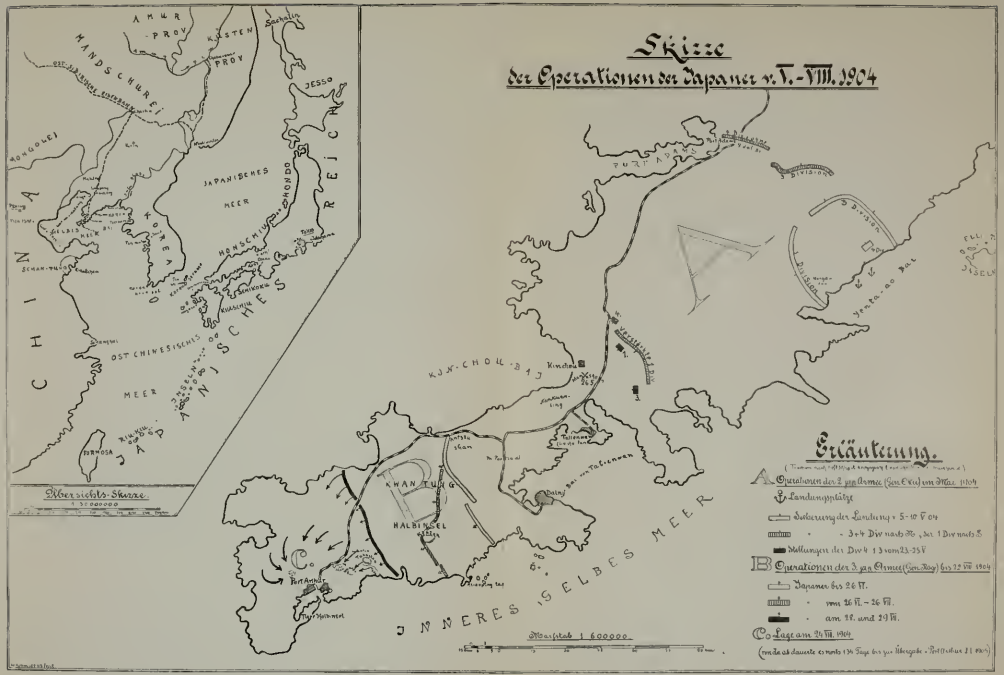
- Landungsplätze
- Sicherung der Landung v. 5.-10. V. 04
- " " 3.+4. Div. nach N., der 1. Div. nach S.
- Stellungen der Div 4. 1. 3 vom 23.-25. V.

B Operationen der 3. jap. Armee (Gen. Nogi) bis 22. VIII. 1904

- Japaner bis 26. VI.
- " vom 26. VI. – 26. VII.
- " am 28. und 29. VII.

C Lage am 24. VIII. 1904

(von da ab dauerte es noch 134 Tage bis zur Übergabe v. Port Arthur 2. I. 1905)


Skizze
der Operationen der Japaner v. V.-VIII. 1904
Erläuterung.
A Operationen der 2 jap. Armee (Gen. Oku) im Mai 1904
Landungsplätze
Sicherung der Landung v. 5-10 V 04
- 3+4 Div nach N, der 1 Div nach S
Stellungen der Div 4 1 3 vom 23-25 V
B Operationen der 3. jap. Armee (Gen. Nogi) bis 22 VII 1904
Japaner bis 26 VII.
- vom 26 VII. - 26 VIII.
- am 28. und 29 VII.
C Lage am 24 VIII. 1904
(von da ab dauerte es noch 134 Tage bis zur Übergabe Port Arthur 21 1905)
Maßstab 1 600000
Übersichts-Skizze
1 : 30000000
CHINA
MANDSCHUREI
AMUR-PROV
KÜSTEN PROV
Sachalin
JESSO
REICH
HONDO
JAPANISCHES MEER
KOREA
HONSCHIU
SEMAN-TULOU
OST CHINESISCHES MEER
JAPANISCHES
FORMOSA
PORT ARAS
KIN-CHOU-BAI
Kinchou
KHAN TUNG
HALBINSEL
Port Arthur
INNERES GELBES MEER
Yenta-ao Bai
Talienwan
Dalny
Sachalin
Port Arthur

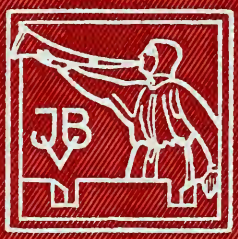
This book is **DUE** on the last date stamped below

Form L-9–10*m*-2,'31

UC Southern Regional Library Facility
A 000 523 674 0

DS
517.3
S15nG

UNIVERSITY of CALIFORNIA
LOS ANGELES
LIBRARY


JB